Unter

Lebendigen und Todten.

Spaziergänge

in

Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz.

Von

Sebastian Brunner.

Wien, 1862.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

Druck von F. B. Geitler, vorm. Auer.

Vorwort.

Wenn in dem Gedenkbuche eines Wanderers ganz verschiedenartige Gegenstände neben einander stehen, so ist das ja auf der Wanderschaft auch der Fall. Was den Verfasser besonders angesprochen, das meinte er auch besonders besprechen zu sollen. Ueber das Passionsspiel in Oberammergau ist schon viel geschrieben worden. Hier findet die Darstellung vom Jahre 1860 ihre eigene Würdigung; wer aber bis zum Jahre 1870 lebt, dem mag vorliegende Beschreibung als ein nützlicher Wegweiser dienen; wer das Passionsspiel selbst gesehen hat, wird, wenn ihm dafür ein Sinn zu Gebote steht, die Schönheiten desselben sich gerne im Gedächtniß wieder auffrischen lassen; wer es nicht gesehen hat, dem soll hier die Art und Weise der Darstellung so nahe gestellt werden, daß er — wenn er ein Christ ist, sich daran erfreuen kann, sich aber auch darüber ein gesundes Urtheil bilden mag. Zudem sind

in die vorliegende Beschreibung des Passionsspieles die pikantesten Bemerkungen aus der bisherigen Literatur über diese höchst merkwürdige Erscheinung an den entsprechenden Orten eingewoben worden, wobei die Autoren anzuführen nicht vergessen wurde.

Außerdem sind in diesem Büchlein Schilderungen und Miniaturen verschiedenartiger Gegenstände und Personen aus London, Paris, Lyon und der Schweiz enthalten.

Jene Leser, denen die Schriften des Verfassers über Italien aus der Zeit, wo noch die Sonne des Friedens über das Land voll wunderbarer Herrlichkeit geleuchtet hat, genügt haben, werden in den vorliegenden Spaziergängen dieselbe Betrachtungsweise wiederfinden.

Wien im November 1861.

Der Verfasser.

Inhalt.

Das Passionsspiel in Oberammergau 1860.

Die Aufführung des Passionsspieles.

Bilder aus Paris.

Bilder aus London.

Neue Spaziergänge.

Verschiedene Miniaturen aus Paris.

Verschiedene Miniaturen aus Lyon.

Im Vorbeigehen.

Das

Passionsspiel in Oberammergau

1860.

Fahrt von München nach Oberammergau.

In München hat Schreiber dieses Anfangs September 1860 verschiedene Spaziergänge voll trübseliger Erinnerungen an vorübergegangene Tage und von der Lebensbühne abgetretene Leute gemacht.

Des alten Görres Haus in der Schönfeldstraße mit dem melancholischen Garten vor demselben besuchte ich eigens. Die jetzige Bewohnerin, Marie Görres, des Alten Tochter (die seine politischen Schriften in fünf Bänden herausgegeben), war eben nicht in München. Eine Dienerin führte mich auf mein Verlangen in den Zimmern herum. Zu ebener Erde rechts das Speisezimmer — wo sich oft eine Elite von Münchener Gelehrten versammelte. Im Mai 1846 habe ich eine Woche lang zum letztenmale an diesen Abendgesellschaften theilgenommen.

Im ersten Stock der Salon. Hier noch der Ofen, an dem ich jeden dieser Abende mit dem Hausherrn sprach, während die andern in Gruppen zum ergötzli-

chen Gespräch beisammenstanden. Da war: Philipps, Döllinger, Lasseaux (gestorben am 9. Mai 1861), Aretin, Clarus, Höfler, Hanneberg u. a. Seither ist der alte Görres, seine Frau und sein Sohn Guido gestorben. Die Schriften des alten Görres sind wahre politische Vorsagen, man blättert in ihnen wie in Prophetenbüchern. Wie mit eisernem Griffel schrieb er in gewaltigen Zügen, was sein Seherblick geschaut.

Ich habe auch des Alten Grab besucht — es steht beim Eingang in den alten Friedhof links an der Wand. Er starb am 28. Jänner 1848. Es möge ein Nachruf auf den großen Mann, den der Schreiber dieses ein Jahrzehent nach seinem Tode verfaßte, hier einen Platz finden.

Im Münchner-Friedhof.

Am Todestage Görres 1858.

Welch' glänzende Versammlung, dort an dem Isarstrand,
Im größten Todtenfelde vom alten Baierland,
Viel Tausend sind begnadigt, mit einem Großkreuz hier;
Der Tod, der Ordensmeister, gab ihrer Brust diese Zier.

Den Lebenden dünkt freilich dies Ordenskreuz zu schwer,
Aus Eisen, Stein und Holz ist's — und golden nimmermehr,
Der Strick, den Sarg umschlingend — ist der wahre grand
Cordon
An dieser Schleife rollt es hinunter im dumpfen Ton!

Zwei Lustra sind entschwunden, seit auf dem Todtenfeld
Vom Grabe ward verschlungen ein edler deutscher Held;
Es galt ihm Recht und Wahrheit als anvertrauter Hort,
Als Schwert in seinen Händen, schwang er das freie Wort.

Er war ein Held der Freiheit, ein Kämpfer für das Recht,
Ein erzgegoss'nes Standbild im tönernen Geschlecht,
Ein Mann im Eisenküraß — voll gold'ner Blumenzier,
Ein Goliath genüber — den Panzern aus Schreibpapier.

Der Mann war Joseph Görres, er rief in Deutschlands
Schmach,
Am Rhein und an der Donau die schlummernden Völker wach;
Und als die Wage schwankte, im wechselnden Kriegesspiel,
Da sank die Schale nieder — in die sein Name fiel.

Er hat gleich einem Löwen, die Glieder ausgestreckt
Und durch sein mächtig Brüllen den deutschen Geist geweckt,
Der halb war eingeschlummert im Frankenjoche süß,
Bis sich des Löwen Stimme im Land vernehmen ließ.

Da zitterte der Boden bis weithin über den Rhein,
„Es kann die fünfte Großmacht mir schier der Görres sein,"
So sprach der Frankenkaiser — erbittert — ob der Kraft,
Die aus der flachen Hand ihm — ein Heer von Feinden schafft.

Am Tage Karl des Großen, da ward die Stirne bleich
Vom letzten Kronenhüter im alten deutschen Reich;
Vom letzten deutschen Herold, den der feile Bubentroß
Wie oft mit Hohn begrüßte auf seinem Schlachtenroß.

Er wußte sie zu geißeln, die eckle Bubenschaar,
Für die des Mannes Größe doch nur ein Räthsel war;
Es fielen seine Schläge auf ihre Nacken dicht,
Und das vergaßen die Buben — ihm noch bis heute nicht!

Nun schwankt die Trauerweide entblättert in rauher Luft,
Der Leib des Herolds schlummert in seiner stillen Gruft;
Es mag ihn Deutschland erkennen — in Jahren nicht gar fern,
Als seines Reiches letzten, leuchtenden Abendstern.

Er sah nicht mehr die Gräuel und Wirren im deutschen Land,
Er hörte nicht mehr rollen die Würfel um's Kaisergewand;
Als zuletzt Adler und — Raben, dort zu Frankfurt am Main
Sich bei des Reiches Trödel krächzend gefunden ein.

Wohl ihm, ihn hat gerufen der Herr zur guten Stund',
Auf seinem Sterbelager sprach der Prophetenmund,
Schon auf dem Pilgerpfade in Gottes ewiges Haus,
Des deutschen Reiches Trübsal in klaren Worten aus.

Im Chor des Kölnerdomes kniet betend seine Gestalt —
So mag er beten im Himmel, von Gottes Engeln umwallt:
„O Herr, schenk Einigkeit dem ganzen deutschen Land
Und leg sein mächtig Schwert — in eine starke Hand."

Und durch das Fenster leuchten im hellen Farbenschein
Die Sonnenstrahlen funkelnd in's Gotteshaus herein;
O wären es Hoffnungsstrahlen, o wär's ein Zukunftsbild,
O fände Deutschland wieder ein Schwert und einen Schild!

Der damalige Professor, jetzt Benedictiner-Abt Hanneberg, war beim Sterbelager des alten Görres und hielt ihm auch die Leichenrede. Vierzehn Jahre lang hatte ich Hanneberg nicht gesehen. Ich besuchte ihn im St. Bonifacius-Kloster mit seiner herrlichen Basilika — die schönste — welche in Deutschland in neuerer Zeit entstanden. Es war mir erfreulich

an Hanneberg ein so gutes Gedächtniß zu finden. Als ich bei ihm eintrat, sagte ich: „Sie kennen mich wahrscheinlich nicht mehr, Herr Prälat.“ Er rief mir, ehe ich noch ausgesprochen, meinen Namen entgegen und reichte mir in seiner liebenswürdigen Freundlichkeit die Hand.

Das Zimmer war im höchsten Grade einfach — angestrichene Möbel, ein Bett mit einer hölzernen Tafel bedeckt — ein paar Bücherschränke mit grünen linnenen Vorhängen darüber. Alle, die Hanneberg kennen, sind in ihrem Urtheile über ihn einig. Keine Spur von einem Gelehrtenfumus, echt christliche Bescheidenheit und der Friede eines guten Gewissens in dem ganzen offenen Wesen, das nichts zu verhehlen hat.

Er lud mich zu Tische. Das hohe Refectorium mit dem Eichengebälke des Plafonds und seiner übrigen Einrichtung erinnert an die Refectorien Italiens aus der schönsten Zeit mittelalterlicher Architektur, selbst dieser Speisesaal steht mit dem Style der Basilika in einem wohlthuenden Einklang.

Nachmittag um zwei Uhr ging es mittelst Bahn an den Starnbergersee. Es befand sich in Starnberg eine derartige Menschenmenge, daß dieselbe der Dampfer kaum zu fassen vermochte. Fort sauste das Schiff an den lachenden Ufern mit allerliebsten Weilern und

Landhäusern, alles so urdeutsch, gehäbig und gemüthlich! Hier ist die Natur nicht in so üppiger Lebensentfaltung sichtbar wie am Comersee — es gibt keine Pinien und Cypressen, keine Oelgärten und keinen Citronen- und Orangenduft; aber dafür herrscht hier ein biederes Kernvolk, und „zum Verhungern und Verdursten" ist's da auch nicht, sagen die Baiern. Der Himmel umzog sich mehr und mehr — der Regen begann unerbittlich niederzurieseln. Auf dem Schiff traf ich Bekannte aus Kremsmünster und München. In Seeshaupt, am Ziele der Starnberger Seefahrt, konnten wir von Glück sagen, als wir noch einen Wagen bekamen.

Die Fahrt begann. Zuerst durch Laubholz, dann durch Nadelholz, dann vorüber an dem Ostersee, in den die schwarzen Wolken wie die befransten Tücher eines Trauergerüstes hineinhingen und dessen Schilfgruppen vom Winde bald dort, bald dahin bewegt, an das wandelbare Volk in Jerusalem gemahnten; es war eine recht geeignete Reise zu einem Passionsspiel. Wir saßen im Trockenen im Wagen. Zahllose Prozessionen zu Fuß — mitunter die Männer barfuß — gingen desselben Weges in wahrer christlicher Geduld. Ohne über das unfreundliche Wetter mürrisch zu sein, zogen sie hin über den regendurchweichten,

einem Moorgrund ähnlichen Grasboden am Waldessaum — mit fröhlicher Stimme betend und heilige Lieder singend von des Herrn Leiden und Tod; da faßte mich ein ganz wunderbares Gefühl: Ich im Wagen — im Trockenen — eine annehmbare Unterkunft in Aussicht — und hier diese armen Bauersleute, die vielleicht schon ein paar Tagreisen herkommen — die den Weg machen, nicht um ein seltenes gerühmtes Schauspiel zu sehen, nein, die kommen, um einen Gottesdienst zu feiern; die kommen, um das Leiden Christi, wie es die Kirche nach den vier Evangelisten in der Charwoche darstellt — in der vollen Scenerie des Schauplatzes mit allen Personen der Leidensgeschichte ausgeführt zu sehen, und sich daran zu erbauen — und sich Trost zu holen für die mannigfachen Lebensmühen, für das leidenvolle Dasein — für die Last und Hitze ihrer Wanderschaft!

Diese hellen Frauenstimmen mit den kräftigen Männerstimmen im Bund, diese rührenden Melodien dünkten mir wie Glockenklänge, die den Abend eines hohen Festtages einläuten.

Der Weg zur Vorstellung der Leidensgeschichte ist ein Weg der Buße, das steht klar vor den Augen dieser einfachen Pilger. Ihre Lieder und Gebete, die von den verschiedenen Prozessionen, an denen

wir vorüberfuhren, in den Wagen hinein vernehmbar waren, dünkten mir auch wie ein herber Vorwurf für das eitle civilisirte Christenvolk — diese Demüthigen im Geiste lebten sich hinein in die Passionsgeschichte, sie bereiteten sich vor auf dieselbe, während die Herren Reisenden im langen Kobel, der zwölf drinnen und zwei beim Kutscher faßte, über das wichtige Thema sprachen: daß es für heute das beste sei, in Antorf zu bleiben, wo ein gutes Wirthshaus ist. Wie faul und nichtsnutzig kommt man sich vor gegenüber dem Opfermuth dieses geistig kerngesunden, festgläubigen, thatkräftigen Volkes, welches mit innerer Freudigkeit dahingeht, und dessen froh wird, daß es um Christi Willen auch auf der Reise einige Beschwerden ertragen kann. Man erinnerte sich im Ansehen dieser Züge unwillkürlich an die Worte des Herrn bei Lucas XVIII. 31—33: „Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem und es wird vollzogen werden, was von des Menschen Sohne durch die Propheten ist geschrieben worden. Denn er wird den Heiden überantwortet, verspottet, gegeißelt und verspieen werden. Und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn tödten, und er wird am dritten Tage wieder auferstehen."

Wir kamen gegen Abend nach Antorf — der Fuhrmann verkündete, daß es morgen um 6 Uhr

wieder frisch fortgehe. Der Gasthof ein hölzernes Haus mit einem obern Geschoße. Die Paradekammer des Hauses mit den Glaskästen, in denen die Tauf-, Firm- und Jahrmarktsgeschenke von Jahren her gesammelt zur Schau gestellt sind, ist das Schlafgemach für jene, die vom Glück begünstigt sind, die meisten mußten vier- und sechsweise in einer Stube schlafen.

Um fünf Uhr Morgens war es noch ziemlich dunkel. Ich suchte die Kirche, sie liegt auf einer mäßigen Anhöhe. Es war eben der Festtag Maria Geburt. Die Kirche war wohl schon offen, aber von einem Küster oder Schulmeister keine Spur zu sehen, nur ein altes durch Arbeit und Mühen abgemagertes Bäuerlein kniete in einem Kirchenstuhle. Ich fragte ihn, ob er den Meßner wisse? Er erwiderte mir: Er sei fremd, aber den Meßner habe er gestern im Wirthshaus kennen gelernt; er wolle nach Oberammergau und sei schon gar weit hergekommen, aus der Gegend bei Regensburg. Ich sagte ihm, daß ich von Wien komme! „Ah," erwiderte das Bäuerlein, „das freut mich recht, daß die Leut von so weit kommen, das werd' ich auch zu Haus meinem Weib sagen, die immer meinte, es sei ein Unsinn, so weit nach Oberammergau zu gehen, was will man denn sagen,

wenn die Leut schon von Wien kommen!" Er fuhr fort: „Sie wollen gewiß auch eine heilige Messe hören, weil Feiertag ist — aber es ist halt noch zu früh!" Ich setzte ihm nun auseinander, daß wir nur des Meßners hiezu bedürften, er möge so gut sein und ihn holen, das weiße Haus über dem Gottesacker dürfte die Schule sein. Das ließ sich der gute Bauer nicht zweimal sagen. Mit dem sichern Ausspruch: „Den werden wir gleich haben" — schritt er gegen die Schule zu, und machte dem Herrn Lehrer und Küster zugleich einen derartigen Krawall, daß dieser in kurzer Zeit in die Sacristei kam und mit einer Gereiztheit, die ich ihm gerne verzieh, fragte: Was denn los sei, und ob man sich nicht Zeit lassen könne. Ich beschwichtigte ihn, er wurde dann freundlich, läutete sogar auf eigenen Antrieb eine Thurmglocke, und erwies sich, nachdem sein Humor wieder das Gleichgewicht gefunden, sogar als ein feiner Weltmann, wie man mit einem solchen in Antorf immerhin zufrieden sein mag. Nachdem der Gottesdienst vorbei war, dankte obiger Bauer noch herzlich und gemüthlich. Jetzt wolle er wieder gern fortmarschiren, weil er nur diesen Tag nicht um die heilige Messe gekommen!

Murnau.

Von Antorf erreicht man in drei Stunden Murnau. Ein Gebirgsstädtlein in einer allerliebsten Lage, ein Anfangsbuchstabe der Voralpen. Durch einen Brand verheert, wurde es vor einigen zwanzig Jahren neu aufgebaut. Weiße Häuser mit grünen Thoren und Fensterrahmen, die Berge schauen in die paar Straßen herein. Die Einwohner leben von Glas- und Federmalerei. Ihre Kunstprodukte aus Federn werden sogar in anderen Welttheilen gewürdigt.

Die Sonne ließ sich sehen. Von dem Friedhofe der Pfarrkirche, die auf einer Anhöhe liegt, sieht man ein herrliches Stück Erde zu Füßen liegen. Auf dem Weg zur Kirche ein altehrwürdiges Schloß, in dem Mittelpunkt der Jagden Ludwig des Baiern. Im Städtlein selbst sprudeln lustige Brunnen. Die Gasthäuser waren alle überfüllt. In den Gaststuben wurden schon um 8 Uhr Morgens alle Fleisch- und Wurstgattungen in den duftigsten Saucen mit Bierbegleitung genossen. Alle Stände durch einander drängten

sich hier aus und ein. Wegen des Namensfestes der Königin zog die Murnauer Bürgerwehr auf. Dicke wohlgenährte Gestalten mit runden rosigen Gesichtern voll heiterem Lebensfanatismus — auf dem Helm eines jeden schwankte ein ellenhoher wulstartiger Federbusch, die Kleidung lichtblau. Es that einem wohl, diese unschuldigen friedfertigen Kriegsleute zu sehen; es mochten ihrer zwanzig an der Zahl gewesen sein; König Gambrinus, der gefeierte Erfinder des Bieres, hätte sich keine bessere Leibgarde wünschen können. Auf diesen Gesichtern lag eine derartige Herzensgüte und Gemüthlichkeit, so viel Biedersinn und Aufrichtigkeit, daß man jedem hätte herzlich die Hand schütteln mögen; und sollten je diese Zeilen einem der Bewaffneten von Murnau zu Gesichte kommen, so sind wir im Voraus überzeugt, er wird sie nicht übel aufnehmen. Lebe wohl Murnau, mit deinen netten Häusern, freundliches Kind in der Bergeswiege, lebt wohl, ihr zeitweiligen Krieger mit dem schwankenden Federgebüsch auf den Helmen; mögen eure Schwerter nie gebraucht werden, als an den Namenstagen eueres Herrscherpaars friedlich im Sonnenlicht zu glänzen.

Außer Murnau führt die Straße durch das zauberische Loisachthal. Wieder ballten sich links und rechts über den Bergen die schwarzen Wolken zu-

sammen, und in Eschenlohe begann der feine unerbittliche Regen wieder sein gehässiges Spiel. So gings fort bis an den Fuß des Ettalerberges. Unzählbare Gefährte aller Gattung standen hier vorm Wirthshaus in Fluthen von Wasser und Straßenkoth. Die Herberge heißt: „Untern Berg.“ Eine der steilsten Fahrstraßen. Hier muß man aussteigen; die Pferde sind nur mit größter Anstrengung und unter oftmaligem Rasten im Stande, den leeren Wagen hinaufzuschleppen. Der Regen hatte ein wenig nachgelassen. Den Ettalerberg kann man nicht unter einer Stunde ersteigen. Das Wasser floß in ausgehöhlten Rinnsalen die Bergstraße herunter, und doch zogen die Leute, man kann sagen processionsweise, den beschwerlichen Weg hinauf. Was muß das an einem schönen Tag für ein prächtiger Anblick sein. Aber Regen und Düsterheit des Himmels verdirbt einem alle Freude an der Natur. Links in einer nicht sehbaren, von Ahorn und Buchenbäumen, deren Wipfel an's Geländer der Straße reichen, und dichtem Gesträuch bewachsenen Tiefe hörte man den Waldbach bald donnern, bald brausen — je nachdem die Schallbewegung bald freier war, bald gehemmt wurde. Rechts steigen die Felsenwände steil empor, und ober ihnen scheinen hie und da überhängende Bäume ein grünes

Dach zu bilden. Endlich erscheint rechts im dunklen Bergkessel das altehrwürdige Ettal, ein einstiges Benediktinerkloster — mit seiner großen Kuppelkirche, die aber einen geringen Eindruck ihrer Größe macht, weil dicht hinter ihr die mit Tannen bewachsenen Berge sich erheben und den Bau zusammendrücken.

Die Benediktiner-Abtei Ettal.

Als wir oben angekommen, begann der Regen wieder in Strömen — und es war nichts zu thun, als in die Herberge zu flüchten. Wer da zu dieser Zeit, d. h. am Tage vor einem Passionsspiel, hinkommt, und meint, er könne sich zu einem Tisch setzen und gemüthlich bedienen lassen, der ist arg getäuscht. Hier heißt es, vor der Küchenpforte oder in der Küche selber mit vielem Bitten und Drängen sich eine Schale Suppe oder ein Stück Fleisch erobern. Da ein derartiger Menschenstrom nur immer nach zehn Jahren in den Sonntagen der drei Sommermonate erscheint, werden keine Gasthöfe eigens hiefür errichtet, und die Reisenden sind an Geduld und Genügsamkeit gewiesen.

Die Kirche, obwohl dem Gasthof nicht weit entlegen, habe ich des Regens halber nicht besucht; selbe auch dem Außenbau nach nicht für wichtig gehalten. Zudem ist der Anblick überaus melancholisch und wird durch die Geschichte noch trüber gefärbt. Das Kloster ist eine Stiftung Kaiser Ludwig's (1330). Jetzt gehört es einem Privatmann. Die Kirche ist dem Gottesdienst erhalten.

Da ich in die Kirche nicht hineingekommen, entnehme ich eine Schilderung derselben Dr. Deutinger's Bericht: „Vor uns standen die Klostergebäude von Ettal mit ihren weitläufigen Mauern und den hohen Kuppeln der Kirche. Wie ein Bienenschwarm zog hier die vorüberwandernde Menschenmenge aus und ein, und das Gebäude der Kirche konnte seiner äußern Form nach die Aehnlichkeit des Aus- und Einziehens der wandernden Menschenschaar mit einem Schwarme summender Bienen nur vermehren, denn die Kirche besteht eigentlich nur aus zwei durch einen weiten Bogen mit einander verbundenen Kuppeln, die ohne Gliederung unmittelbar ineinandergefügt, mit zwei ungeheuern mit einer Pickelhaubenspitze versehenen Bienenkörben die nächste Aehnlichkeit haben. Nur von Außen kann man noch erkennen, daß die alte Kirche in einem schönern edlern Style gebaut gewesen."

Die alte Kirche wurde 1744 vom Feuer verzehrt. Ueber den durch die Klosteraufhebung unterbrochenen Bau sagt Devrient:

„Der Donnerschlag der Secularisation fuhr in den Bau, als die letzten Säulen-Kapitäle den Berg noch nicht heraufgekommen waren. Nun liegen sie am steilen Wege und dienen dem Wanderer zu Ruheplätzen, während die Kirchenfronte mit kahlen Säulen ohne Köpfe dasteht."

„Aber sowohl das vollendete Innere der Kirche in seiner Pracht von buntem Marmor, Gold und Bilderschmuck, als die umgebenden Gebäude bezeugen, daß die Ettaler Herren sich wieder vollständig in ihrer Herrschaft über die Gemüther und Säckel der Gläubigen eingerichtet hatten*). Seele und Leib hatten sie in Obhut genommen, ihre große Brauerei und Bäckerei versorgte Ammergau und weithin die Umgebung mit Speise und Trank. Zinspflichtig waren ihnen die Thäler, soweit der Prälat sie in seinem zierlichen Wägele, bespannt mit zwei stattlichen Hirschen, befuhr. Zwang

---

*) Wenn die Ettaler Herren den Säckel der Gläubigen beanspruchten — woher kommt es denn, daß die ganze Umgebung seit der Aufhebung des Klosters verarmte — der Feldbau verkümmerte, der Wohlstand allenthalben herabsank — und die ganze Gegend öde wurde?

und Hilfe, Schutz und Zucht, Ablaß und Verdammung*), Rath, Lehre und Zuspruch in wichtigen wie in den kleinsten Dingen, mancherlei Anregung, Erheiterung, Festlichkeit, aller Lebensathem ging von den Ettaler Herren aus, auch das Passionsspiel kam von ihnen."

Eine wohl gar zu große Wirkung schreibt Devrient der Ettaler Orgel zu: „Eines der wohlthuenden Werkzeuge ihrer Gewalt über die Seelen lebt noch heute in ganzer und überwältigender Wirkung, es ist der Ton der Orgel. In meinem ganzen an den schönsten musikalischen Erinnerungen reichen Leben weiß ich nichts, was vor dem bloßen Klang-Effekte dieser Orgel nicht zurückträte. Da ist nichts zu hören von dem schrillen, markerschütternden Tonansatz, welcher bei angezogenen vollen Registern uns das Anhören der Orgelmusik oft kaum überwinden läßt, nein, weich und flüssig strömen die Tonwellen hervor, und dennoch mit so ungeheurer Macht und Fülle, daß es ist, als ob die Kuppel bärste, und Gott der Herr mit all seinen Donnern herniederführe, um in ihnen nichts als sein Erbarmen zu verkünden. Man meint bei den sanften

*) Es ist merkwürdig, wie Devrient, ein sonst billiger und gerechter Mann, diesen wahrhaft komischen Vorwurf: es sei Verdammung von Ettal ausgegangen, in die Welt hineinschreiben konnte.

Fugen die Stimmen der Seligen zu vernehmen, die von dem ewigen Verzücken singen, während die tiefen Töne dazu wie die fern donnernde Stimme des Ewigen unsere bebende Seele erinnern, daß sein Wort Welten schaffen und vernichten kann."

„Diese Wirkung, die sich auch auf die trägsten Gemüther geltend machen muß, kann uns allein schon die ausharrende fromme Begeisterung zu ungewöhnlichen Unternehmungen einer Gemeinde begreiflich machen, die wie die Oberammergauer den Ton dieser Orgel so oft vernimmt, als sie in hergebrachter Weise das Ettaler Gnadenbild besucht."

Seit der Aufhebung des Klosters ist die Gegend verarmt. Durch 400 Jahre lebten hier Benediktiner zum Segen des Landes ringsum. Die sogenannte Aufklärung — welche immer geldbedürftig ist und nach dem Klostergute ein besonderes Gelüste trägt — verjagte St. Benedikts Söhne von Ettal — es waren doch lauter ehrliche Leute und ehrlicher Leute Kinder aus der Gegend des Klosters, lauter brave Baiern, und ihr Eigenthum rechtmäßig erworben und mit Segen angewendet — war ja auch Eigenthum aller armen Leute des Umkreises — hier konnten ihre Söhne, die Fähigkeiten besaßen, etwas Rechtes lernen, und darnach in der Welt ihr Fortkommen finden.

Aber die Aufklärung weiß ihre habgierigen Krallen immer mit allerhand Flittern zu vergolden. Sie sagt: „Jedes Kloster ist ein Sitz des Aberglaubens, und je mehr das Kloster an Geld und Gut hat, desto verderblicher ist der Aberglaube, der darin herrscht, wir aber brauchen Geld. Dem Volk lassen wir nun vorsagen: „„Seht, die Mönche sind eure Feinde, sie wollen euch nur verdummen,““ und wird das dem Volk Jahrelang vorgeleiert, dann kommen wir hervor und sagen zum Volk: „„Seht, wir befreien euch von euren Feinden, die euch nur verdummen — wir entreißen euch den Gespenstern des Mittelalters, wir führen euch aus dumpfem Aberglauben zum Licht empor.““ — Und die Mönche gehen fort, und der „Aberglaube“ geht fort, und das Geld geht aber auch fort und wird in den großen Brunnen geworfen, den noch Niemand ausgefüllt hat. Wie oft hat man die kostbaren Edelsteine der Kirchengefäße an Köpfen und Pfoten liederlicher Dirnen gesehen, denen selbige von den Aufklärungsherren zum Sündenlohn geschenkt worden sind; ganz natürlich: Wem das sechste Gebot zuwider ist und der es ohne Scheu über den Haufen rennt, dem ist die Uebertretung des siebenten Gebotes ein Bedürfniß und nothwendige Folge; denn die Uebertretung des sechsten Gebotes braucht

viel Geld, und wo es hernehmen und nicht stehlen?

Und doch ist der rege Kunstgeist, der aus der lautersten Quelle der Religion hervorgequollen, auf die klösterliche Umgebung von Ammergau zurückzuführen. Ettal übte die weltliche Gerichtsbarkeit über Ammergau, und das Augustinerkloster Raitenbuch versah die Seelsorge hier. Auch der gegenwärtige Text des Passionsspiels ist von einem ehemaligen Benediktiner aus Ettal, dem Pfarrer Dr. Othmar Weiß zu Jesewang (geb. 1769), verfaßt worden. Er starb zu Jesewang 1843, drei Jahre, nachdem das Oberammergauer Passionsspiel in weitern Kreisen Deutschlands war bekannt geworden.

Vor den Fenstern des Gasthofes zu Ettal sah man jetzt um 2 Uhr vor dem 9. September, als einem Spieltag, schon förmliche Scenen einer Völkerwanderung.

Es ist nicht unsere Uebung, gute Gedanken, die andere haben, mit einem von uns zusammengenähten Gewand auszustaffiren, und selbige dann als unser Eigenthum den Lesern vorzuführen. Sehr schön sagt über diese zusammenströmende Menge Dr. Martin Deutinger, der 1850 dem Passionsspiel beigewohnt:

„Eine so allgemeine Stimmung muß nothwendig einen tiefern psychologischen Grund haben, und einen

solchen Grund zu erfassen, ist für jeden, der die Menschenseele liebt, immer vom höchsten Interesse. In einer Zeit aber, in welcher jedes Heiligthum des religiösen Gefühles der Vernichtung, der Verachtung oder dem Spotte preisgegeben zu sein scheint, hat die Frage: „„Ist das menschliche Gemüth für die Religion wirklich abgestorben? und was kann das menschliche Gefühl noch mit Begeisterung für die Wahrheiten des Heils erfüllen,““ eine eigenthümliche große und wichtige Bedeutung. Mit gar mancherlei Mitteln hat man es schon versucht, eine solche Begeisterung hervorzurufen, aber noch hat keines als ausreichend sich erwiesen. Leidenschaftlichkeit und Gehässigkeit oder Zank und Streit und einseitige Uebertreibung hatte ich allerdings schon öfter durch außerordentliche Mittel unter dem Volke hervorrufen sehen, aber noch nie eine solche milde, freudige, ihres innern Lebens frohe Begeisterung. Den Quellen eines so frischen, freudig sprudelnden Lebens nachzugehen, war in einer solchen Zeit gewiß der Mühe werth. Unvernünftig wäre es gewesen, solchen Erfahrungen gegenüber bei der vorgefaßten Meinung einer durchaus unwürdigen Darstellung der Leidensgeschichte des Erlösers stehen zu bleiben. Wenigstens mußte das Volk ein schöneres und edleres Bild der

Leidensgeschichte aus jenen Vorstellungen mit nach Hause genommen haben, als es dahin mitgebracht hatte."

In der Mehrzahl der Leute, die da zu Fuß vorüberzogen, war ein gewisser Aufschwung, ein Losgerissensein aus der Schwadenluft des Alltagslebens, die Erwartung auf etwas, welches außer dem Kreise der Noth, des Broterwerbes und der Sinnenlust liegt, zu bemerken.

Selbst die eigenthümliche Race der sogenannten Civilisirten benahm sich im Durchschnitt mehr in der Weise, wie man zur Kirche, als wie man zu einem gewöhnlichen weltlichen Schauspiel geht; denn specifisch irreligiöse Menschen und eigentliche haßerfüllte Feinde des Kreuzes Christi bringen nicht leicht das Opfer der Hieherreise in eine von den gewöhnlichen Verkehrswegen abseitige Gegend. Auch Juden kommen nur her, wenn sie den positiven Gehalt des Judenthums abgeschüttelt haben und den Reformern angehören. Was diese über das Passionsspiel berichten, bleibt aber immer jüdisch — denn es ist schwer aus dem Bann des Hasses, in den Jugend und Erziehung sie gestellt — herauszukommen.

Ankunft in Oberammergau.

Schon in Ettal sieht man den Oberammergauer Bergkogel, der auf mächtigen Felsenflächen thront — so daß es nöthig ist den Kopf rückwärts zu beugen, um mit den Augen seiner habhaft zu werden. Hie und da sprossen Sträucher aus den Felsenfurchen und unterbrechen so den monotonen Anblick des massenhaften Gesteines. Auf der linken Seite spielen an den untern Abhängen Ahorn und Buchen im hellen Grün, weiter hinauf schaut voll Ernst das schwarze düstere Nadelholz herunter, auf dem der Kofel thront. Endlich öffnet sich ein weites Thal und Oberammergau zeigt sich deinen Blicken. Ein schöner, lichtgrüner Thalgrund liegt hart am Fuße des majestätischen Ettalermandels da, und die zerstreuten, weißgetünchten, durchwegs stockhohen Häuser blicken allenthalben aus Bäumen und Gesträuch.

Die Oberammergauer leben von der Schnitzarbeit. Die Gegend ist nur zu nothdürftiger Viehzucht geeignet — und dem Getreidebau sind die Felsen nicht

hold. Im Mittelalter ist hier die Straße der Kaufleute von Venedig nach Augsburg durchgegangen, so lange fort, bis die Handelsbedeutung der beiden Städte mehr und mehr abgestorben war. Das Pfarrdorf Oberammergau liegt 2600 Fuß über der Meeresfläche, am rechten Ufer der Ammer, die in der Nähe von Ettal entspringt.

Es war Nachmittag vier Uhr am achten September. In Oberammergau ein bewegtes Leben, aber ohne Lärm. Die Gasthäuser derartig überfüllt, daß in den Stuben nicht einmal zum Stehen mehr ein Platz zu finden war. Herr Dechant Daisenberger, dem ich schon früher empfohlen war, sendete sogleich eine Magd mit, um mir eine Unterkunft zu besorgen. Ich kam zu einem Tischler, der eben an einem rheumatischen Fieber erkrankt war; im kleinen Haus befanden sich im obern Stock nur zwei Zimmer. Eines war für einen Apotheker aus Würtemberg schon bestellt; das andere, das Zimmer der Magd, wurde mir angewiesen, diese mußte in den Stall wandern. Wer hier bei einem Zusammenströmen von 10,000 Menschen an Einem Tag Ein Zimmer für sich allein bekommt, der kann von großem Glücke reden. Mein Bruder fand ein Unterkommen in einem Hause, welches in der Nähe lag. Auch ihm wurde ein Zimmer zu ebener Erde, das

einzige leere im ganzen Hause, verheißen — wie staunte er, als er Abends um neun Uhr in dasselbe eintrat, und nicht weniger als sechszehn Herren aus dem bairischen Hochland auf verschiedenen Strohbünden ausgestreckt da liegen sah zum Einschlafen bereit. Auf die Nachfrage: wie es denn mit der Verheißung und dem gegebenen Wort stehe, erwiderte die Tochter des Hauses: Ja, schaun's, was will man denn thun, die Leut' kommen daher, gehen in's leere Zimmer hinein, holen sich Stroh vom Boden herunter und fragen nicht lang. So viel hinaus werfen, das geht nicht. Und so muß man's leiden. — Dem durch diese Menge von Schlafgesellen nicht sehr erbauten Wanderer wurde nun auf dem Dachboden ein Lager bereitet.

Dieser Umstand wird hier nur im Interesse jener erwähnt, die einigen Comfort lieb haben; denn diese thun gut, früher sich eine Wohnung reserviren zu lassen, oder — gar nicht hieher zn gehen.

Der Regen hatte nachgelassen, aber die überaus kothigen Straßen bewahrten treulich sein Angedenken.

Nach unruhigen Reisetagen ist es bisweilen willkommen — sich in eine Stube zu setzen, und einige Zeit sich vollkommene Ruhe zu vergönnen. Ich dachte mich in das Los der armen Magd, deren Zimmer ich jetzt bewohnte. Das Gemach maß drei Schritte

Breite und vier Schritte Länge. Darin stand ein Bett, ein bemahlter Kasten, zwei Stühle und ein sehr kleiner Tisch. Einige Heiligenbilder hingen neben dem Bett. An der Thür der Weihbrunn und ein Rosenkranz. Als mir diese Person am kommenden Tage nach dem Ende des Spiels meine Reisetasche zum Wagen trug, fragte ich sie, was sie Jahreslohn habe? Sie erwiderte (wenn ich mich noch recht entsinne): 12 fl. (gewiß aber nicht über 20 fl.) bairischen Geldes. Ich fragte sie: Ob sie im Winter nicht Doppelfenster an ihrer Stube habe. Nein! Auch keinen Ofen? Nein! Da müsse ja das Wasser in einer Stunde zu einem Eisklumpen werden? Ja freilich! — Welche Armuth und welche Zufriedenheit!! Die Leute sind hier durchgehends sehr religiös, und zwar in ihrer ganzen Lebensthat nicht allein im Kirchenbesuch. Man wird in den Preisen nirgends überhalten. Der Fremde darf nicht geprellt werden. Für die Stube mit einem ganz frisch überzogenen Bette und für ein sehr gutes und reichliches Frühstück verlangte die Hausfrau nicht mehr als Einen Gulden — und fügte noch treuherzig bei: „Ich glaub, es wird Ihnen nicht zu viel sein, wir wollen Niemanden überhalten." Es ist Thatsache: Das Passionsspiel wirkt religiös erhebend auf die Ammergauer, und es hält das sittliche Bewußtsein wach. Personen des Spiels, die

dem Christen heilig und ehrwürdig sind, dürfen nur von unbescholtenen Gemeindegliedern übernommen werden, was noch gar nicht sagen will, daß z. B. Judas oder die Verkäufer im Tempel deßhalb schon eines anrüchigen Rufes sich erfreuen müßten.

Der Berichterstatter über das Spiel 1850 in der Tirolerzeitung Nr. 140 — 1850 sagt über die hiesigen Eingebornen: „Die Oberammergauer sind ein hochstämmiges, schönes, kraftwüchsiges, ein eigenes, gutmüthiges, aber gewecktes Bergvolk. Gleich den Berchtesgadern in Baiern, den Summiswaldnern in der Schweiz und den Grödnern in Tirol erreichen diese Älpler in der Holzschnitzerei, von welcher viele Familien leben, bis zum Erstaunen einen Kunsthöhepunkt. Nicht nur in der Nachbildung vorhandener Meisterwerke in Erz und Stein, sondern auch in originaler Zeichnung in selbstgewählten Kompositionen zeichnen sie sich aus. Die Wahl der Gegenstände ist meistens religiösen Faches. Ein guter Zeichnungslehrer, Flunger, leitet die Bildner. Aus diesen natürlichen Kunstanlagen und der großen Vorliebe zur Plastik läßt sich das Gelingen solcher kolossalen Aufführungen bei einem Volke erklären, wie sie vielleicht*) in keiner Stadt möglich wäre."

*) Man kann jetzt statt „vielleicht" mit gutem Gewissen „sicher" sagen.

Nun war es an der Zeit, sich Eintrittskarten zu besorgen. Ich vernahm, auf gewöhnlichem Wege sei keine mehr zu bekommen. Ueber 10.000 Zuschauer seien heute schon da — 6000 faßt der Raum nur, 4000 müssen also auf übermorgen, Montag, warten, wo das Spiel wiederholt wird. Ich begab mich nun zum Gemeindevorstand, welcher die Rolle Christi übernommen hat. Auf dem Wege hin begegnete mir ein Mann mit einem rothen Vollbart, der, seinem Ansehen nach, ein hiesiger Eingeborner zu sein schien. Ich fragte ihn: Ob er auch mitspiele? Ja! Ob er vielleicht den Judas mache? Nein, das nicht! Was denn? Einen von den Verkäufern im Tempel! Ich entgegnete, aber in Stimme und Geberde den Scherz hineinlegend, somit keineswegs in einem beleidigenden Tone: Also doch einen von den Hallunken? Er — in den Scherz eingehend und ebenfalls lachend: „Ah ja, das schon!" — Ein Mensch, der einen Scherz (an seinem Platz) versteht, macht immer einen guten Eindruck. Nur Geistlosigkeit — absolute Hoffart — ein böses Gewissen und Rohheit sind für heitere Momente im trüben Leben nicht geeignet. Das römische Sprichwort Stare a la burla, einem Scherze stehen, d. h. einen Scherz verstehen, von demselben sich nicht umwerfen oder aus der Fassung bringen lassen, ist auch zugleich eine Art Lobwort.

Man ist einem Menschen schon gewissermaßen im Voraus geneigt, wenn von ihm gesagt wird: Ah — er versteht schon einen Spaß.

Nun gelangte ich zum Hause des Gemeindevorstehers Rupert Schauer. Die meisten Häuser in Oberammergau sind nach demselben Plane gebaut. Vor dem Haus ein Blumengärtchen mit Gitter. Im Eingange rechts die eigentliche Stube, in welcher die Hobelbank und Schnitzwerkzeuge die Werkstätte anzeigen, in der sich auch Frau und Kinder in der Regel aufhalten. Beim großen Tisch saßen ein paar Knaben, prächtige Bursche, und ein Mädchen von ungefähr fünf Jahren. Die Kleine arbeitete mit großer Seelenruhe an einem großen Kaffeetiegel, der mit ihren Jahren und mit ihrem zarten Körper durchaus in keinem Verhältnisse stand. Sie warf mit der größten Unbefangenheit einen Blick auf die eintretende fremde Gestalt — handhabte aber dabei ungestört in gleichem Tempo ihren Löffel fort und fort. Die Frau sieht gealterter aus — als ihre Jahre, und antwortete auf meine Frage um ihren Mann freundlich und gemüthlich. Als der Hausherr Rupert Schauer erschien — fand ich in ihm das, was man einen Christuskopf nennt. Lange über die Schultern wallende schwarze Haare, einen schönen Vollbart, ein edel geschnittenes ovales Gesicht — kurz

eine große Aehnlichkeit den äußern Formen nach mit dem schönen Christuskopf von Raphael Urbino in der Galleria Tosi zu Brescia. Der Mann erwies sich mir freundlich und gefällig. Obwohl die Plätze längst alle vergeben waren, versprach er mir unter jeder Bedingung einen Logenplatz — er selber wolle vor der Vorstellung mit mir hingehen. Der Eintritt in den ersten Logenplatz (er mag über 1000 Personen fassen) kostet 2 fl. 12 kr. Rheinisch. Ein unendlich geringer Preis — wenn man die reiche, theure Ausstattung, die Spieldauer, die Hunderte der Mitspielenden, den kostbaren Aufbau der Bühne, die sich innerhalb der Vorstellungen an den Sonntagen dreier Monate rentiren muß, u. dgl. betrachtet.

Es wurde Abend, der Regen dauerte in feinen dichten Tropfen fort, und doch waren die Gassen alle lebendig. Eine Musikbande durchzog den ganzen Ort — auf der Höhe des Ettalermandels und auf andern Bergeshöhen brannten Feuer. Die Leute, welche diese Feuer anzündeten und ernährten, mußten die Nacht über oben zubringen; denn zur Nachtzeit wäre das Herabklettern über die steilen Höhen, welches selbst bei hellem Tage gefährlich ist, eine Verwegenheit, welche geradewegs den Tod herausfordert. Vom stattlichen Thurm tönte das Ave Maria für den Abend nieder,

traurig klangen in Absätzen die Wellenringe eines jeden Glockenschlages zitternd in die Ohren, unter dem Thurm führt der Gehweg über den Gottesacker, wo in dichten Reihen die Oberammergauer ruhen, welche von der Bühne des Lebens abgetreten sind, und die das Passionsspiel, welches jeder Erdenpilger hier durchmachen muß, bereits ausgespielt haben.

Zwei Münchner, zwei Kremsmünsterer und zwei Wiener bekamen um 8 Uhr Abends eine sehr kleine Stube in einem Gasthofe, welcher mit Leuten so vollgestopft war, daß man sich in der Hausflur nur mühsam durchwinden konnte. Die Münchner (königliche Beamtete) wußten nämlich durch landsmännisches Zureden eine Gesellschaft von Hochländern, welche diese Stube okkupirt und ihr Mahl schon verzehrt hatten, dahin zu bringen, daß sie ihre Schlafstelle aufsuchten und uns die Stube überließen. Der Regen versetzte uns in eine sehr getrübte Stimmung. Speisen und Getränke mußte man sich auch hier selber holen. —

Was für ein überaus peinliches Gefühl — wenn man gegen den Morgen zu erwacht — und den leidigen Regen immer fortsausen und die Dachtropfen immer fortplätschern hört — dabei an die Bühne im Freien denkt, und die betrübliche Aussicht hat, ein paar Tage hier vergebens verweilen zu sollen.

Die Kirche in Oberammergau (mit sechs Altären) ist Morgens um zwei Uhr schon geöffnet – und dennoch ist es nicht möglich, daß jeder der anwesenden Geistlichen bis um acht Uhr zum Celebriren der heil. Messe komme. Die Sakristei natürlich immer von Wartenden gefüllt. Auch die geräumige Kirche voll von Leuten. Das Benehmen derselben durchwegs anständig. In der Sakristei traf ich den Dechant wieder, der so gütig war, mir die letzten zwei Logenkarten zu überlassen. Das eingegangene Geld wird an den Hauptfond abgeliefert — von diesem werden dann die sehr bedeutenden Auslagen bestritten.

Böllerschüsse verkündeten: daß gespielt wird. Gegen acht Uhr hörte es zu regnen auf.

Die Passionsspiele des Mittelalters.

Es ist hier nicht auf eine gelehrte Abhandlung über die Schauspielkunst im Allgemeinen abgesehen. Dem geneigten Leser sollen nur die nothwendigen Behelfe zum rechten Verständniß des besagten Passionsspiels in die Hand gegeben werden.

In der katholischen Kirche wird in der Charwoche die Passionsgeschichte viermal nach den vier

Evangelisten als Evangelium gelesen, und zwar am Palmsontag nach Matthäus, am Dienstag nach Marcus, am Mittwoch nach Lukas und am Freitag nach Johannes.

Die Leidensevangelien der vier Evangelisten sind derartig dramatisch geformt, daß dieselben schon im eilften Jahrhundert von mehreren Geistlichen beim Altare gesungen wurden. Das geschieht auch noch heutzutage in Dom- und Klosterkirchen — oder in Gotteshäusern, bei denen genügend Geistliche angestellt sind. Mitunter wird auch der Chor, welcher enthält, was Volk und Priester in der Passion sprechen, von weltlichen Sängern übernommen. In der Regel übernimmt Einer die erzählende Rede des Evangelisten, ein Anderer die des Heilandes und ein Dritter die der übrigen redend eingeführten Personen. So steht es auch in den gedruckten Meßbüchern verzeichnet. Es wird aber dieser uralte Kirchengebrauch allenthalben in der katholischen Welt in Dom-, Kloster- und Kollegiat-Kirchen geübt und nicht in Rom allein: wie Devrient in seiner „Geschichte der mittelalterlichen Schauspielkunst" irrig bemerkt.

Deßwegen aber werden wir immer gern zugestehen, daß Devrient für die Geschichte der Schauspielkunst in seinen Schriften Anerkennenswerthes ge-

leistet hat. Ueber die Umgestaltung des dramatischen Gesanges der Passion in ein wirkliches Schauspiel sagt derselbe Verfasser (Geschichte der mittelalterlichen Schauspielkunst): „Wie nahe lag es nun, diese dialogische Recitation auf die Bühne zu versetzen! Es bedurfte zunächst gar keiner Umgestaltung; denn das Drama war noch weit von seiner Selbstständigkeit als lebendig gegenwärtige Handlung entfernt, es lag noch ganz in die erzählende Form eingehüllt, nur die sichtbare Gegenwart der Personen und die lebendige Rede gaben der dargestellten Erzählung, den vorgetragenen Dialogen einen theatralischen Charakter. Es fiel daher gar nicht auf, daß eine erzählende Person — wie der Evangelist in der Passion — die Bühne mit betrat und die Vorgänge im Zusammenhange erhielt."

Später heißt es: „Der Aufschwung, den im 12. Jahrhundert Poesie und Künste überhaupt in Deutschland nahmen, konnte nicht ohne Einwirkung auf das Schauspiel bleiben. Es erhielt größere Ausdehnung. Das Personal wuchs in den Passionsspielen, welche durch ihren reichen leidenschaftlichen Stoff besonders anziehend wurden, weder Darsteller noch Zuschauer konnten länger Raum in den Kirchen finden. Man mußte sich entschließen, mit den Mysterien-Aufführungen das Gotteshaus zu verlassen. Auf geweihtem Boden

blieb man aber zunächst, schlug die vergrößerte Bühne auf Kirchhöfen oder in unmittelbarer Nähe von Kirchen oder Klöstern auf, und die Schauspiele waren damit in ein neues Stadium vermehrter Oeffentlichkeit getreten."

„Nun reichte aber die Zahl der Geistlichen und Klosterschüler nicht mehr für das Passionspersonal aus, denn dieß stieg oft auf mehrere Hunderte. Man mußte Laien zu Hilfe nehmen. Dadurch wurde man aber wieder gezwungen, den deutschen Text noch mehr zu erweitern, die Popularität der Schauspiele steigerte sich also immer mehr." —

Aber nicht nur allein die Leidensgeschichte wurde in diesen Vorstellungen dramatisch behandelt — auch andere Ereignisse aus dem alten und neuen Bunde erfuhren je nach dem Festkreise des Kirchenjahres eine dramatische Behandlung.

So war die Schauspielkunst, indem sie Begebenheiten der heil. Geschichte vorführte, der Religion dienstbar geworden und hatte ihre höchste und edelste Bestimmung erreicht: zu belehren und zu erbauen. Der Geist des Zuschauers beschäftigte sich mit den Thatsachen der Erlösung und Heiligung des Menschengeschlechtes und das Gemüth wurde tief erregt durch das Uebermaß von Liebe und Demuth, die beseligend unter die Menschheit gekommen.

Es stiegen die Statuen der Kirchen gleichsam von ihren Consolen herab und die Bilder traten heraus aus ihren Rahmen, die Künste wurden vor dem Auge des Zuschauers lebendig, und vermochten auch tief und lebendig ins Menschenherz einzugreifen.

Wie diese Darstellungen oft von sehr drastischer Wirkung auf die Zuschauer gewesen, ist aus dem Bericht der Thüringischen Chronik zu ersehen. Der Chronist erzählt von einer Aufführung, welche zu Eisenach am 26. April 1323 statt gefunden; wörtlich heißt es in der (von Rothe herausgegebenen) Chronik: „Also machten die von Eisenach nach Ostern als sich der Prediger Ablaß anhub ein schönes Spiel von den zehn Jungfrauen, deren fünf weise und fünf thöricht waren, nach dem Evangelium, das Christus gepredigt hat. Und da war der Landgraf Friedrich gegenwärtig, und sah und hörte, daß die fünf thörichten Jungfrauen aus dem ewigen Leben gestoßen wurden, und daß Maria und alle Heiligen für sie baten und daß es nichts half: daß Gott sein Urtheil wandte. Da fiel er in große Zweifel und ward von großem Zorn bewegt und sprach: Was ist denn der Christen Glaube, will sich Gott nicht erbarmen über uns, der Bitten Maria und aller Heiligen willen? Und ging zur Wartburg und ward zornig wohl über fünf Tage,

und die Gelehrten konnten ihn kaum beschwichtigen, daß er das Evangelium verstünde und darnach so schlug ihn der Schlag von dem langen Zorn, daß er drei Jahre lang zu Bette lag, da starb er als er 55 Jahre alt war."

Wenn dieß Stück Chronik echt ist und auch die Sache sich wirklich so verhielt — so mußte es als ein besonderer Starrsinn des Landgrafen angesehen werden, daß er sich von einer dramatischen Vorstellung mehr ergreifen ließ, als von der Erklärung seiner gelehrten Theologen.

Auch die Berliner Chronik berichtet über geistliche Schauspiele, die im 14. Jahrhundert von den Franziskanern des grauen Klosters daselbst abgehalten wurden und deren Verfasser der dortige Conventual Ambros Hellwich gewesen.

Unter Karl IV. wurden die geistlichen Schauspiele in Schlesien und Böhmen verbreitet. Vor Kaiser Sigmund wurde während der Dauer des Concils von Constanz daselbst ein Mysterium von der Geburt Christi, der Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande und vom Kindermorde zu Bethlehem aufgeführt. In Bourges zu Frankreich stellte man 1536 die Apostelgeschichte dar. Das Drama zählte 40,000 Verse in neun Büchern, und soll die Aufführung

40 Tage gedauert haben. Auch in Deutschland zogen sich manche Darstellungen auf fünf Tage hinaus. Gewöhnlich wurde nur an Nachmittagen gespielt.

Nach Abbildungen zu urtheilen ward die Tracht der Spielenden diejenige ihres Landes und ihrer Zeit; nur Christus der Herr und die Apostel erschienen in den langen wallenden Gewändern, so wie auch Gott Vater und die Engelsgestalten eine eigene Kleidung erhielten.

Auch auf die Ausschmückung der Bühne wurde mehr und mehr verwendet. Noch findet man in alten Passionsspielen die Angabe: es sollte der Oelberg mit grünen Bäumen orientalischer Gattung besetzt werden.

Nach Devrient's angeführter Schrift: „Geschichte der mittelalterlichen Schauspielkunst" that es in Dekorirung der Bühne Frankreich allen andern voraus, wie aus den Berichten der Chroniken französischer Städte hervorgeht. Es ist dort die Rede vom mit Wolken umzogenen und vom mit Sternen beleuchteten Firmament, von Paradiesesbäumen so grün und blühend, daß sie zu duften schienen. Auch Maschinen, die natürlich der Zuschauer nicht sah — weil für ihn nur die Wirkung derselben berechnet war, kamen in Anwendung. Sie wurden deßwegen Secrets genannt. So fing der Mosesstab an auszuschlagen — so dorrte der Feigen-

baum unter Christi Fluch. Bei der Sündfluth überströmte Wasser die Bühne. Auch Pauli Schiffbruch und die Marterscenen der Blutzeugen wurden dargestellt. Zwischen den Vorstellungen aus dem neuen Testamente wurden auch die darauf bezüglichen Vorbilder aus dem alten in lebenden Bildern eingeschoben.

Selbst die Reformation konnte es nicht verhindern, daß der Drang, Begebenheiten aus der heiligen Geschichte darzustellen, und die Freude — sie dargestellt an den Augen vorübergehen zu sehen — noch an zwei Jahrhunderte in Ländern, welche der Reformation zugetheilt waren, fortoscillirte.

Der großherzogliche Archivar Mone zu Karlsruhe bemerkt in seiner Schrift: Schauspiele des Mittelalters: „Was so lange die Gemüther bewegte, wie das Schauspiel des Mittelalters, verdient schon deshalb eine Rücksicht, denn die lange Wirkung setzt einen Grund voraus, der tief im Gemüthe des Volkes lag."

Die ersten Häupter der Reformation waren dem geistlichen Schauspiel keineswegs abhold.

Nannte doch Luther das Buch Judith und die Geschichte des Tobias „liebliche gottselige Komödien." Auch sprach er die Vermuthung aus, es mögen die

Juden jene Begebenheiten ebenso dargestellt haben, wie die Deutschen die Passionsgeschichte.

Auf diese Aeußerungen hin wurden von vielen lutherischen Pastoren noch die heiligen Schauspiele fort erhalten. Freilich kamen die Rollen auf die Schuljugend herab — und so mußten die Vorstellungen, nachdem ihnen aller männliche Ernst abhanden gekommen war, immer mehr in Verfall gerathen und endlich aufhören. Gervinus sagt hierüber: „Nachdem endlich gar die protestantischen Figuren und Mysterien, die dramatisirten Geschichten des alten und neuen Testamentes von den voradamitischen Disputationen Gottes mit dem Satan an bis zu den nachapostolischen Schicksalen des Christenthums, Mode wurden, verfiel diese Gattung."

In den Niederlanden hatte das Schauspiel: „Der leidende Christus" vom Gelehrten Hugo Grotius Berühmtheit erlangt. Der größte niederländische Dramatiker jener Zeit, Vondel, dramatisirte in seinem Lucifer den Fall der Engel und stellte die Geschichte des Erzvaters Josef in drei Theilen dar. Der schwedische Reichsreformator Petri beruft sich in seiner Komödie Tobias auf die katholischen Vorfahren, welche in Komödien von heiligen Leuten gute Vorbilder aufgestellt haben.

Auch in Dänemark fanden die alten geistlichen Schauspiele noch lange ihren Nachhall in der nachreformatorischen Zeit. Der protestantische Bischof Hegelund, welcher 1614 starb, lieferte fünf geistliche Schauspiele. 1. Abel und Kain. 2. Abraham. 3. Lazari Auferstehung. 4. Die zehn Aussätzigen. 5. Susanna. Ebenso dichtete der Bischof Pandopidanus (gestorben 1678) eine Komödie vom gottesfürchtigen Tobias. Die Prediger Justi, gestorben 1607, und Thögersen, gestorben 1634, bearbeiteten dramatische Begebenheiten des alten Testamentes. Treffend bemerkt in Erwägung dieser Dichtungen von protestantischer Seite Ludwig Clarus:

„Wenn diesen Stücken des Studierstubenfleißes die Ursprünglichkeit abgeht, welche die früheren Mysterien zeigen, und dieselben gleichwohl häufig gedruckt sind, so sollte man protestantischer Seits dieses erwägend ja nicht so schnöde auf die katholischen Religionsdramen herabsehen und dieselben zu einem abgünstigen Urtheile über katholische Kunst und Gesinnung gebrauchen.“

Da es hier nur unsere Aufgabe ist, Einiges zur Erläuterung des Passionsspiels in Oberammergau zu sagen, so übergehen wir die Geschichte der geistlichen Spiele bis auf die neuesten Zeiten und führen nur an, daß noch heutigen Tages alljährlich an den Festen

der bezüglichen Heiligen zu Palermo Scenen aus dem Leben der heiligen Rosalia und zu Catania (ebenfalls in Sicilien nördlich von Syracus) Scenen aus dem Leben des heiligen Vincentius aufgeführt werden.

Robiquet in seinen historischen und statistischen Forschungen über Corsica (und nach ihm Gregorovius in seinem 1. Bd. Corsica S. 218) erzählt, daß noch 1808 auf diesem Eilande in Orezza ein Passionsspiel vor 10,000 Zuschauern aufgeführt wurde. Kann man dem Berichte Robiquet's trauen, so war diese Aufführung zur Posse herabgewürdigt, Zelte stellten die Häuser des Herodes, Pilatus und Kaiphas dar. Das Weib des Pilatus war ein junger Mensch von 23 Jahren mit einem rabenschwarzen Barte. Der Kommandant der Garde des Pilatus trug die Nationalgardeuniform der Franzosen mit Oberstepaulet von Gold und Silber mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Den Judas machte der Curato von Carchetto. Der Schauplatz war ein natürliches Amphitheater in einem Felsen. Bei Beginn der Vorstellung entstand eine Rauferei unter den Zuschauern. Der Darsteller Christi wollte hierauf nicht spielen, und wurde hiezu durch zwei Gensd'armen gezwungen, die ihn auf die Scene führten.

Daß jene Vorstellung nicht zur Erbauung gedient haben mag, läßt sich denken. Die Frivolität

und Gemeinheit, welche durch die französische Revolution ausgesäet wurde, trieb eben auch in Corsica ihre Blüthen.

So viel dürfte hinreichen, um daran die Entstehung des Passionsspiels in Oberammergau anknüpfen zu können. Wir geben zunächst wörtlich jenen Vorbericht, der dem Chor-Textbuch von 1860 vorausgeht, welches, wie ich nach Erkundigung erfahren habe, auch für das Jahr 1870, ebenso wie der Text der Handlung selber unverändert beibehalten wird.

Dieser Chor-Text in der gegenwärtigen Fassung rührt vom Pfarrer und Dechant in Oberammergau Joseph Alois Daisenberger her, der, ein Mann von seltener Begabung, ganz dazu geschaffen war, durch seinen großen Einfluß und durch seine Oberleitung mitzuhelfen, daß die Darstellung von 1860 eine Kunsthöhe und Vollendung erlangen konnte, die weit über die Erwartung der Zuschauer hinausgereicht hat.

Der gegenwärtige Text des Spiels hat, wie oben bemerkt wurde, einen frühern Benediktiner von Ettal, später Pfarrer zu Jesewang bei Fürstenfeldbruk Namens Weiß zum Verfasser. Die Musik komponirte Rochus Dedler, der Schulmeister von Ober-

ammergau, früher Sängerknabe im Kloster Raitenbuch, dann Sekretär des letzten Prälaten im selben Kloster. Dedler war geboren zu Oberammergau 1779 und starb daselbst als Lehrer 1822.

Der Vorbericht lautet:

„Im Jahre 1633 herrschte in den benachbarten Gegenden von Ammerthal, vorzüglich zu Partenkirch, Eschenlohe und Kohlgrub, ein derartig ansteckende Krankheit, daß nur wenige Menschen am Leben blieben. Obwohl das Ammerthal durch Berge von jenen Gegenden getrennt ist, und alle Vorsichtsmaßregeln und Mittel angewendet wurden, sich vor diesem fürchterlichen Uebel zu verwahren, so kam es doch unvermuthet auch hieher, indem ein hiesiger Taglöhner, um mit den Seinigen das Kirchweihfest zu halten, von Eschenlohe, wo er im Sommer in Feldarbeit war, auf geheimen Wegen über das Gebirg in sein Haus schlich, und die Krankheit mit sich brachte. Schon am zweiten Tage war er eine Leiche, und innerhalb drei Wochen 84 Personen mit ihm. In dieser allgemeinen Noth suchte die hiesige Gemeinde bei dem Allmächtigen Hilfe — mit einem feierlichen Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Jesu, des Weltheilandes, zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen. Gelübde

sind Verpflichtungen, die etwas Besseres erzielen, als in dem Gegentheile oder in der Unterlassung des Verlobten liegt*). So ein Besseres war die versprochene Darstellung der Leidensgeschichte des Heilandes; denn es war ein heilsames Mittel, das Leiden und Sterben des Erlösers allen kommenden Geschlechtern des Ammerthales tief einzuprägen, heilige Entschlüsse in ihnen zu erwecken und auf die Besserung ihres Lebens zu wirken. Dieses Bessere erstrebten die frommen Ammerthaler mit ihrem Gelübde und vertrauten, daß Gott um dieses Besseren willen, wodurch seine Ehre und das Heil der Menschen befördert würde, sie auch in der leiblichen Noth gnädig heimsuchen und von dem größten aller Uebel, eines schnellen, unvorbereiteten Todes zu sterben, befreien würde. Dieses gläubige Vertrauen ward nicht zu Schanden. Nicht eine einzige Person starb mehr an dieser Krankheit, obschon noch viele von derselben angesteckt darniederlagen. Im darauffolgenden Jahre 1634

---

*) Selbst bei den heidnischen Römern wurden im Jahre von der Gründung Roms 391 die öffentlichen Spiele auf Veranlassung einer Pest als eine Art Versöhnung der Götter eingeführt, deshalb kommen auch die ersten Schauspieler (Histriones) von den priesterlichen Hetruiern.

wurde zur Erfüllung des Gelübdes die Leidensgeschichte Jesu zum ersten Male aufgeführt, und so that die Gemeinde, dem Gelübde der Vorältern getreu, jedes zehnte Jahr, ohne sich durch Schwierigkeiten und Hindernisse abhalten zu lassen, und erhielt hiezu auch immer die allerhöchste Genehmigung. In den letzteren drei Jahrzehnten wurde der Vorstellung eine weitere Ausführung gegeben, und sowohl im Texte durch den Pfarrer Dr. Ottmar Weiß zu Jesewang, als in der Musik durch den damaligen Lehrer Dedler aus Oberammergau traten wesentliche Veränderungen ein, die ihr den ungetheilten Beifall all der zahlreichen Zuschauer erwarben. Bei dieser neuern Anordnung wurde ein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, die Leidensgeschichte Jesu nicht getrennt für sich, sondern in ihrer Verbindung mit den prophetischen Vorbildern des alten Testaments darzustellen. Dadurch wurde die heilige Handlung in ein vielseitiges Licht gestellt, und dem sinnigen Beschauer Gelegenheit gegeben, sich die große Wahrheit zu vergegenwärtigen, daß die ganze heilige Geschichte nur Ein Ziel habe — Jesum Christum. Wie nämlich das Leben Christi in den wahren Christen sich theilweise wiederholt, so hat es sich auch in den wahren Gläubigen des alten Bundes und den Begebnissen der heiligen Geschichte abgeprägt;

und wie Christus in den Heiligen des neues Bundes seine lebendigen Nachbilder hat, so hatte er auch in den Altvätern und in der Geschichte derselben seine lebendigen Vorbilder; denn Er ist die Geister-Sonne, die vorwärts und rückwärts ihre Strahlen sendet, und Alles, was wahrhaft lebt, lebt durch Ihn und spiegelt sich in seinem Lichte. Alles, was vor ihm geschah, sollte auf Ihn vorbereiten, und so mußte es kommen, daß die heilige Geschichte immer und überall auf Ihn hindeutet und solche Begebenheiten enthält, die mit den Ereignissen seines Lebens und Leidens die größte Aehnlichkeit haben. So mußten die Helden der heiligen Geschichte: der büßende Adam, der gehorsame Abraham, Isaak, Joseph, Job, David, Michäas, Jonas, Daniel und so viele Andere, die da litten und stritten in seinem Geiste, schon theilweise, wenn auch unvollkommen, sein Leben vorstellen und durch das, was sie wirkten und litten, zu Propheten dessen werden, was an Ihm, dem Urbilde, einst vorgehen sollte. In diesem Gedanken, welcher der ganzen heiligen Geschichte zu Grunde liegt, ist die Passions-Vorstellung angeordnet und ausgeführt worden. Dieser Gedanke muß den nachdenkenden Beschauern zur leitenden Richtschnur dienen, um die einzelnen Vorstellungen in ihrer Beziehung auf

das Ganze richtig erfassen und fruchtbar erwägen zu können. Wir sagen: fruchtbar erwägen zu können; denn das ist das Ziel, welches mit der Passions-Vorstellung eigentlich erreicht werden soll. Mögen darum Alle, die da kommen, zu sehen, wie der göttliche Mann der Schmerzen seinen Weg antrat, um für die sündige Menschheit zu büßen, wohl erwägen, daß es nicht hinreiche, das göttliche Urbild anzuschauen und zu bewundern, daß wir vielmehr das göttliche Schauspiel zum Anlasse nehmen, uns zu seinen Nachbildern umzugestalten, wie einst die Frommen des alten Bundes seine wohlgetroffenen Vorbilder waren. Möge die sinnbildliche Vorstellung seiner erhabenen Tugenden uns zu dem heiligen Entschlusse entflammen, in Demuth, Geduld, Sanftmuth und Liebe Ihm nachzufolgen. Dann, wenn das, was wir bildlich gesehen, in uns Leben und Wahrheit geworden ist, hat das Gelübde unserer frommen Väter seine schönste Erfüllung erhalten; und dann wird auch jener Segen für uns nicht ausbleiben, mit dem Gott einst den Glauben und die Zuversicht unserer Väter belohnt hat."

Die Hauptpersonen des Spiels im Jahre 1860.

Diese folgen hier, wie uns dieselben vom Gemeindevorsteher Schauer gefällig mitgetheilt wurden:

Christus — Rupert Schauer, Schnitzler*) und Gemeindevorsteher.
Johannes — Sebastian Deschler, Schnitzler.
Maria die Mutter des Herrn — Barbara Schaller, eine Waise und Verwandte Schauer's.
Maria Magdalena — Josefa Lang, Schnitzlerstochter.
Herodes — Franz Paul Lang, Hafnermeister.
Pilatus — Tobias Flunger, Schnitzler und Zeichnungslehrer.
Judas — Gregor Lechner, Schnitzler.
Kaiphas — Johann Lang, Krämer.
Annas — Gregor Stadler, Schnitzler.
Nathanael — Paul Fröschl, Hufschmied.
Ezechiel — Sebastian Albl, Schnitzler.
Ein Rabbi — Anton Heiserer, Schnitzler.
Josef von Arimathea — Thomas Wendl, Schnitzler.
Nikodemus — Anton Haaser, Bauer.
Ein römischer Hauptmann — Josef Zwink, Schnitzler.
Barrabas — Johann Allinger, Taglöhner.
Chorführer — Johann Dimmer, Schnitzler und Kürschnermeister.
Musikdirektor — Mathias Führer, Schullehrer.

*) In der Ortssprache nennen sich diese Leute, welche Bilder Christi und der Heiligen aus Holz schnitzen, die also eigentlich Bildhauer und Künstler sind, mit dem höchst bescheidenen Namen: Schnitzler.

Im Ganzen wirkten 547 Personen mit, (darunter 143 Kinder von 12 bis $2^1/_2$ Jahr abwärts,) eine Anzahl, die aus den großen Aufzügen, Volksscenen, dann aus den Vorbildern, bei denen oft der ganze Bühnenraum angefüllt wird, sich leicht erklären läßt.

Die Finanzfrage.

Es ist geflissentlich, wenn wir noch vor der Besprechung des Spiels von der Einnahme des Jahres 1860 und von der Verwendung des Geldes sprechen; denn es geht aus diesem Umstand hervor, daß die Bewohner von Oberammergau durch die Honorare nicht reich werden, und daß sie um des Geldes willen — nicht die Mühe des Passionsspiels übertragen.

Wenn ein Correspondent eines bekannten Blattes im Jahre 1850 die Bemerkung machte, das Passionsspiel werde von den Oberammergauern fortgespielt: „um die heilige Silberquelle nicht versiegen zu lassen," so ist das eine Gattung jenes Hohnes, der denjenigen, welcher ihn vorbringt, in den Augen eines guten, rechtlichen Menschen erniedrigt, ohne daß er jenen, auf die er zielt, schaden könnte. Verhöhnen

läßt sich am Ende Alles, verhöhnt ist der Heiland der Welt auch geworden und die guten Oberammergauer mögen in Geduld den Hohn einer verrotteten Publizistenseele ertragen; die am Ende noch von jedem Pavian übertroffen wird, zu dessen pikanten Eigenschaften es gehört, im Hinschauen auf den Mond Gesichter zu schneiden.

Wir meinen es daher besonders hervorheben zu sollen, daß Devrient in der illustrirten Ausgabe seines Berichtes auch jener trübseligen Anschuldigung von Gewinnsucht gedenkt und selbe nach allen Richtungen entschieden zurückweist. Seine Worte: „Man darf nicht sagen, daß Gewinnsucht die Oberammergauer zu dem Eifer spornte, den sie bewiesen. Die Wiederherstellung des Costüms und der Dekorationen, denen beim Gebrauch im Regen und Sonnenbrande viel zugemuthet wird, kostet jedesmal eine bedeutende Summe, dieß Jahr (1850) 6000 fl. Dazu ist jetzt der mittlere Theil des übrigens ganz offenen Theaters unter Dach und Fach gebracht worden, um die Utensilien während der neun Feierjahre zu bergen. Ferner müssen theils Gemeindeschulden von den Einnahmen getilgt, theils wichtige Gemeinde-Anstalten davon erhalten und gegründet werden, wozu insbesonders die Zeichen- und Modellirschule gehört, welche geradehin eine Lebensfrage für die

Gewerbsthätigkeit des ganzen Dorfes, die Holzschnitzerei geworden ist. Somit kann nur eine verhältnißmäßig geringe Summe der Vertheilung an die beim Spiele Mitwirkenden verwendet werden, die sich bei der großen Anzahl wieder sehr zersplittert und daher nur in seltenen Fällen eine wirkliche Entschädigung für die versäumte Arbeitszeit genannt werden kann; auch das Spiel bedarf unzähliger Vorübungen, Proben und zeitraubender Vorbereitungen jeder Art. Allerdings kommen dagegen jedem Einzelnen auch die Gemeinde-Anstalten zu gut, welche die Passionseinnahme fördert; aber beweist es nicht schon einen höchst ehrenwerthen Grad von echtem Gemeinsinn, wenn Landsleute bereit sind, für das gemeine Beste Mann für Mann einzustehen. Der Gemeinsinn ist es, diese vornehmste Tugend des gesellschaftlichen Wesens überhaupt, diese Grundbedingung der dramatischen Kunst, die sich auch hierin als ein treuer Spiegel des großen Lebens zeigt; der Gemeinsinn, diese alles belebende Kraft, nach der die Seele unseres großen Vaterlandes seufzt, wie nach der Offenbarung des heiligen Geistes, er ist es, der dieser Dorfgemeinde etwas vollbringen läßt, was sonst im ganzen Vaterlande unmöglich geworden scheint. Er schafft den Oberammergauern die Genugthuung einer erfüllten heiligen Pflicht, schafft ihnen gemein-

same Ehre, gemeinsamen Vortheil, gemeinsame Freude am heiteren frommen Spiel. — Ja, diese allgemeine, wichtige Angelegenheit gibt ihnen einen eigenthümlich frischen Umschwung ihres Lebens. Von einem Passionsjahre zum andern wie viele Erwartungen, Bestrebungen und Vorbereitungen! Welch ein Inhalt, welch ein Ziel ist dem einförmigen Dasein des abgelegenen Dorfes damit gegeben. Diese Feiertagsatmosphäre athmet dann auch der Fremde, sobald er das Dorf betritt." So Devrient.

Im Jahre 1860 wurde an Honoraren ausgetheilt 21,751 fl. Somit kämen im Durchschnitt auf die Person gegen 40 fl. für 21 Vorstellungen (so oft wurde 1860 das Passionsspiel dargestellt).

Nun zerfällt aber die Theilung des Honorars in neun Klassen. Der Darsteller Christi erhielt als außerordentliche Anerkennung der Gemeinde 160 fl. Die Honorarklassen (je nach der Leistung geschieden) sind I. 120, II. 90, III. 75, IV. 60, V. 45, VI. 30, VII. 22, VIII. 11, IX. 8 fl.

Nimmt man nun an, daß jede Darstellung — wenn sie ohne Unterbrechung fortgeht — acht Stunden dauert, nimmt man hiezu die vielen Proben, so stellen sich die Honorare derartig, daß selbst ein Judas die beim Passionsspiel mitwirkenden Oberammergauer nicht

um ihres Gewinnes willen anfeinden könnte. Eben aber für die Judasse haben wir den genauen Bericht vom Ortsvorsteher verlangt — um den gemeinen Vorwurf der Gewinnsucht von den Oberammergauern durch Zahlen und Nummern abzuwälzen.

Die Brutto-Gesammteinnahme betrug bei 16 Haupt- und 5 Nach-Vorstellungen im Jahre 1860: 54,810 fl. 42 kr.

Davon entfallen als direkte Ausgaben für das Passionsspiel 15,000 fl. (dazu gehören 2500 fl. auf Nachschaffung der Gewänder, 1600 fl. auf Dekorationen).

	fl.
Auf Honorare	21,751
Auf Schuldentilgung	2000
Für Uferbauten an der Ammer	6000
Für Restaurirung der Pfarrkirche	1200
Für Erweiterung des Gottesackers	1200
Zum Schulfond	1000
Zum Zinsenschulfond	1000
Zum Armenfond	1000

Die noch übrige Summe wurde nach Bestimmung der Gemeinde unter dem Titel: Passionsfond 1860 kapitalisirt, mit Bestimmung der Zinsen für Gemeindebedürfnisse, zunächst für die oft nöthigen Wasserbauten.

Als im April 1861 die bald darauf widerrufene Nachricht durch die Blätter lief: es werde das Passionsspiel in Oberammergau ausnahmsweise dieses Jahr wiederholt werden, schrieb ich sogleich an den Gemeindevorsteher Schauer um Aufschluß hierüber; er antwor-

tete unter andern: „Es ist der ganzen Gemeinde daran gelegen, daß das Gelübde der Vorfahren auch im bestimmten Zeitraum eingehalten werde, das Spiel soll nicht zu einem Wuchergeschäft herabsinken, und als ein solches müßte es — im Falle einer von der Gemeinde ausgehenden Wiederholung vor dem hiezu bestimmten Jahre — angesehen werden. Die Gemeinde will pflichtgetreu die bisher beobachtete Zeit von 10 Jahren einhalten. Nur auf ausdrücklichen Befehl unseres geliebten Königs könnte eine Abänderung hierin möglich sein."

Ehe wir zur Beschreibung der Bühne und der Aufführung übergehen, können wir die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Ursache — aus der das Oberammergauer Passionsspiel mehrere Dezennien brauchte, bis es im weiten Kreise nicht nur so sehr bekannt und aufgesucht, sondern von der Literatenwelt gewürdigt wurde — in der antichristlichen und heidnischen Richtung der Zeit gelegen ist.

Treffend hat dieses Dr. Sepp im Jahre 1850 in seinem Bericht der Augsburger Post-Ztg. ausgesprochen in den Worten: „Wenn eines Tages die unerwartete Nachricht einliefe, es habe im äußersten Winkel von Hellas noch eine Dorfgemeinde sich gefunden, in welcher, wie in der Erinnerung an

das griechische Alterthum, von den Einwohnern noch von Zeit zu Zeit Komödie oder ein eigenthümliches „Bauernspiel" aufgeführt werde — wie würden da alle Gelehrten Europa's in Aufruhr kommen, die Akademien zweifelsohne ihre eigenen Deputirten an Ort und Stelle senden, um diesen letzten Rest des Classicismus vor dem Untergange zu retten, und das alte Drama mit seinen Chören aus dem Leben verstehen zu lernen. Die Abgesandten selbst würden nicht müde werden, in allen Organen der Oeffentlichkeit ihr visum repertum auszuposaunen: man habe das Spiel gesehen, der Gegenstand und die Behandlung sei klassisch, der Tanz, welcher dabei vorkomme, Romaika genannt, wahrhaftig der alte pyrrhichische, und schon das Auftreten der Palikaren, welche in ihrem schwebenden Gang nur auf den Vorderballen der Fußsohle einherschritten, beweise, daß man es hier mit den echten Enkeln der alten Hellenen zu thun habe. Vollends aber biete der Wechselgesang der Chöre Strophen, welche noch als Volkslied gesungen, offenbar aus einem alten Schlachtgesange der Spartaner herrührten, und im Laufe der Jahrhunderte kaum eine Veränderung erlitten. Unsere Philologen und alle Alterthumskundigen würden über solche Nachrichten einen Triumph feiern, wie die neueren Germanisten, wenn es einem gelänge,

einen Bardengesang oder das alte Rolandslied wieder aufzufinden, das zum letztenmal auf brittischer Erde in der siegreichen Schlacht Wilhelm des Eroberers von seinen Normannen gesungen wurde. Die klassische Entdeckung wird aber wohl noch lange auf sich warten lassen.

Dagegen findet in einem abgelegenen Gebirgsthale Altbaierns noch ein Spiel sich im Leben vor, dergleichen seit den Kreuzzügen im ganzen Abendlande zur Aufführung kamen, wie wir denn finden, daß z. B. in Rouen seit dem Jahre 1073 ein jährlicher Preis für die gelungenste religiöse Bühnendichtung oder für die Behandlung des geistlichen Dramas ausgesetzt war. Wir haben hier das erste und letzte jener alten heiligen Spiele im Leben vor uns; der Gegenstand ist der höchst dramatische, den die Weltgeschichte kennt, ja der Mittelpunkt aller wahrhaften Dramaturgie, es ist das Leiden und der Tod des göttlichen Erlösers, der selber den Schlußpunkt der alten mythologischen Zeit bildet, wenn diese anders einen Sinn haben soll."

Schilderung des Theaters.

Das Theater steht an der nordwestlichen Seite des Dorfes auf der sogenannten „Theaterwiese.“ Alles ist aus Holz gebaut, Bühne und Schauplatz. Der Schauplatz ist ein nach rückwärts verlängerter Halbkreis, nach den Seiten und nach rückwärts zu erhöhen sich die Sitze derartig, daß man von außen ungefähr 20 Stufen hinansteigen muß, um in den Logenplatz einzutreten. Die Scala in Mailand, obwohl der Zuschauerraum ringsum durch die Gallerien viermal so hoch ist, faßt nur 4000 Zuschauer; das Carlo- oder Hoftheater in Neapel um einige hundert mehr, hier haben 6000 Platz. Das Theater ist nämlich bedeutend breiter als irgend eine aus Steinen gebaute Bühne, es mag bei dem Orchester über 80 Fuß Breite haben. Die Logenplätze werden mit einem Dach aus groben Linnen überspannt, als Schutz gegen Sonne und Regen. Die Mehrzahl der Zuschauer sitzt unter freiem Himmel. Die Bühne liegt gegen Westen und hat somit in den ersten fünf Stunden des Schauspiels die beste Beleuchtung. Diese Bühne ist

aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt. In der Mitte, etwas gegen den Hintergrund zu das eigentliche Theater, das mit einer Cortine abgeschlossen werden kann. In diesem Bühnenraum, der 35 Fuß breit ist, werden jene Scenen gespielt, die eine Vorbereitung der Dekorationen bedürfen, wie z. B. sämmtliche alttestamentarische Vorbilder — dann jene, welche im Innern eines Gebäudes spielen, z. B. im Tempel, im Saal des Abendmahles u. dgl., dann jene, die im Freien spielen, wie die Oelbergscene, der Selbstmord des Judas, die Kreuzigung selbst. Nach dem Fallen des Vorhanges wird der Schauplatz durch Aufstellung anderer Dekorationen gewechselt.

Neben dieser eigentlichen Bühne stehen und bleiben die ganze Handlung hindurch stabil die Häuser des Annas und des Pilatus. Das erste vom Zuschauer aus rechts, das zweite links. Diese Häuser sind schmal, jedes hat unten eine Doppelthüre und oben einen Balkon. Neben diesen beiden Häusern öffnen sich, durch hohe Thorbogen sichtbar, nach beiden Seiten rückwärts Straßen Jerusalems mit perspektivisch gemalten Häusern. Aus diesen Straßen kommen die Aufzüge heraus, und brechen die Revolten und Volksscenen hervor. Der Raum vor dem eigentlichen Theater wird — während drinnen Vorbereitungen der

Scene geschehen — vom Chor eingenommen, der in seinen Liedern immer auf das Kommende vorbereitet; nebenbei aber auch den Zweck hat, daß während dieser Vorbereitungen das Publikum beschäftigt und das Spiel nicht unterbrochen wird.

Vor dem jedesmaligen Aufziehen des Vorhanges der Mittelbühne, auf dem eine Straße gemalt ist, geht der Chor in zwei Abtheilungen nach links und rechts aus der Mitte des Schauplatzes. Sind Vorbilder in der Scene, so singt der Chor in zwei Gruppen seitwärts stehend fort, diese Vorbilder im Liedestext erklärend. Kommen aber Scenen aus der Passionsgeschichte, so tritt der Chor immer gänzlich ab.

Die Gebäude der Straßen sind keineswegs orientalisch, sie stellen im Gegentheil ganz gemüthliche Häuser aus deutschen Reichsstädten im Style des 16. und 17. Jahrhunderts dar — ein Umstand, der aber durchaus nicht stört, denn man hat während des ganzen Schauspiels kaum Zeit und auch keine Lust der Scene kritisch zu gedenken.

Deutinger sagt über die Bühne: „Die ganze Anlage der Bühne ist ungefähr so, wie Tieck den Bau der altenglischen Volksbühne sich gedacht hat und für Darstellungen, in welchen eine größere Volksmenge in die Entwicklung der Handlung thätig mit eingreifen

soll, überaus geeignet. Sie gibt der Einbildungskraft schon gleich beim ersten Anblick einen weiten Spielraum, die Entwicklung der verschiedenartigsten Handlungen und die Ausführung der schönsten und mannigfaltigsten Gruppirungen innerhalb dieses Raumes sich vorzustellen."

Ein Berichterstatter (Bairische Landbötin 1850) urtheilt über die Bühne: „Sie scheint nach dem Modell der Bühne des berühmten Palladio in Vicenza gebaut zu sein, denn sie stellt ebenfalls einen Stadtplatz mit Palästen, zwei geräumigen Seitengassen, Altanen und einem freien Proscenium vor, auf denen sich das spielende Volk frei bewegen kann." —

Die Bühne Palladio's in Vicenza hat einen Platz in der Mitte: das Proscenium, bei den Griechen Thymele genannt, und auf jeder Seite zwei Straßen, die aber kaum acht wirkliche Schritte lang sind, auch ist diese Bühne im Vergleich mit der in Oberammergau klein und schmal. Die außerordentliche Kunst daran ist die täuschende Perspektivmalerei der Paläste mit ihren Säulen*). Das Theater in Oberammergau hält

*) Eine eingängige Würdigung des Theaters von Palladio (teatro olimpico) in Vincenza findet sich in S. Brunner's: Aus dem Venediger- und Longobardenland, 2. Auflage. Wien, bei Braumüller 1860. Seite 415 bis 425.

nur einen fernen Vergleich mit dem Palladio'schen in Vicenza aus, das Hereinschauen der Berge über die Bühne mahnt eher an das tragische Theater in Pompeji. Jedenfalls aber bleibt der Anblick dieser Bühne in Oberammergau — trotz Vergleich mit dieser oder jener, im höchsten Grade eigenthümlich.

Wenn man von hinten in den erhöhten Logenraum eintritt, sieht man vor sich die ganze sechstausendköpfige Masse der Zuschauer, welche dicht aneinander gereiht in dem amphitheatralischen Raum auf den gegen das Orchester zu in schiefer Ebene sich hinabsenkenden Sitzen postirt ist; besonders die Frauenwelt findet man in die verschiedensten Costüme gekleidet, da gibt es Trachten aus Tirol, aus dem bairischen Hochland, aus Schwaben und aus den Allemanischen Stämmen vom Bodensee her.

Die Aufführung des Passionsspiels.

Erste Abtheilung.

Erste Vorstellung.

Einige Minuten vor Beginn des Spiels hatte es zu regnen aufgehört. Drei Pöller wurden abgefeuert. Der Prolog wird in ernster Weise vorgetragen:

Wirf zum heiligen Staunen dich nieder,
Von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht!
Friede dir! aus Sion Gnade wieder!
Nicht ewig zürnet Er,
Der Beleidigte. — Ist sein Zürnen gleich gerecht;
Ich will — so spricht der Herr —
Den Tod des Sünders nicht, — vergeben
Will ich ihm — er soll leben,
Versöhnen wird ihn, selbst meines Sohnes Blut, versöhnen:
Preis, Anbetung — Freudenthränen,
Ew'ger, Dir!
Doch, Heiligster! darf der Staub sich unterstehen,
Hin in der Zukunft Heiligthum zu sehen?
Seht das Geheimniß Gottes — das Opfer dort auf Moria
Das Opfer — der Versöhnung Bild auf Golgatha.
Seht! so will, der Sünder Schuld zu zahlen,
Wie einst Isaak dort auf Moria,
Gott zum großen Sühnungsopfer fallen
Der Geliebte selbst auf Golgatha.

Gott! Erbarmer! Sünder zu begnaden,
Die verachtet schändlich Dein Gebot,
Gibst Du, von dem Fluche zu entladen,
Deinen Eingebornen in den Tod.
Ew'ger! höre Deiner Kinder Stammeln!
Weil ein Kind ja nichts als stammeln kann.
Die beim großen Opfer sich versammeln,
Beten Dich voll heil'ger Ehrfurcht an.
Folget dem Versöhner nun zur Seite,
Bis er seinen rauhen Dornenpfad
Durchgelaufen, und im heißen Streite
Blutend für uns ausgekämpfet hat.

Während des Chors zeigen sich zwei lebende Bilder nebeneinander. Die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradiese und Abraham im Begriffe seinen Sohn Isaak auf Moria zu opfern. Der Vorhang fällt, um sich kurz darauf wieder zu erheben. Im Hintergrund ragt nun ein leeres Kreuz, umkniet von vier kindlichen Gestalten, auch der Chor kniet, gegen das Kreuz gewendet, bei den letzten Versen sich nieder.

Die fünfzehn Personen des Chors erscheinen in einem eigenthümlichen Gewand nach der Antike, wie es sich in griechischen und römischen Basreliefs oder auch in alten Mosaiken noch bisweilen findet. Das Gewand ist insofern geschlechtslos, als die männlichen und weiblichen Sänger durch dasselbe als solche nicht unterschieden sind. Die Sänger und Sängerinnen des Chors werden hier Schutzgeister genannt. Ihre Häupter sind mit Federkronen bedeckt — sie

tragen Tuniken und eine Art türkischer Beinkleider, unten an den Knöcheln zusammengebunden, diese Gewandstücke wie auch die Handschuhe sind weiß. An den Füßen haben sie Sandalen, um die Schultern Mäntel von verschiedenen Farben, so daß der Chor die Farben des Regenbogens mit ihren Uebergängen, doppelt von der rechten und linken Seite gegen die Mitte zu, darstellt.

Der Gesang des Chores macht eine sonderbare Wirkung, das Publikum fühlt sich wie von einem elektrischen Fluidum umflossen. Schon das Auftreten ist eigenthümlich, bescheiden das Haupt gesenkt, die Hände an der Brust gekreuzt, treten die Chorsänger, die eine Hälfte aus der linken, und die andere aus der rechten Seite heraus und verbeugen sich leicht vor den Zuschauern, ehe sie ihren Gesang beginnen. Während des Singens sind die Hände bald nach unten hängend, bald die Arme etwas ausgestreckt, wie es der Inhalt des Gesanges eben erfordert. Sie stehen in gemessenen Räumen auseinander, so daß sie das weite Proscenium einnehmen. Man wird in den renommirtesten Gesangshallen des südlichen Europa's helltönendere Chöre vernehmen — die Metallstimmen im Chore des Carlotheaters in Neapel (Stimmen, die ihr Silber dem Klima zu verdanken haben, welches gegen die Stimmorgane nicht in einem so hartnäckigen Krieg begriffen ist, wie die mitteleuropäischen und nordischen Winter) sind

allerdings kräftiger als die Stimmen dieser 15 Chorpersonen in Oberammergau; aber alle diese Chöre der großen Opern tragen doch immer das unverwischbare Gepräge einer Komödienhaftigkeit an sich — während hier das Wesen und die Art des Cultus, des gottesdienstlichen Gesanges vorwaltet. Darin liegt auch der Umstand, daß man alsbald, nachdem der Chor beginnt, von diesem Gesange wunderbar ergriffen und auf die kommende Scene vorbereitet wird. Der Chor erbaut, weil er auch zu seiner eigenen Erbauung singt — man wird von der tiefen Empfindung der Sänger mit fortgerissen; und das christliche Gemüth fühlt: daß das Anlegen des Maßstabes einer Meyerbeer'schen Oper an diesen Gesang, daß eine Parforcekunstkritik hierüber ein gemeiner Schacher wäre. Selbst Devrient sagt über diesen ersten Gesang des Chores: „Ich gewann einen Augenblick, mich in dem wunderbaren Eindrucke des Vorgegangenen zurecht zu finden. Das war unleugbar Gottesdienst. Es ist ein künstlerischer Ritus, der sich hier vollendet. In dieser Symmetrie der Aufstellungen, in der mechanischen Regelmäßigkeit des Kommens und Gehens, selbst in den allzuvielen Deklamations-Bewegungen der Arme beim Gesange lag etwas vom heiligen Ceremoniell. Das ist der Chor der altgriechischen

Tragödie, aber ganz von christlichem Geiste durchdrungen."

Der k. k. Hofschauspieler und Regisseur des Burgtheaters zu Wien, Herr Fichtner, der im Jahre 1860 ebenfalls das Passionsspiel ansah, sagte mir, als ich mit demselben über dieses Thema zur Sprache kam: „Schon der einleitende Chorgesang war mir eine Bürgschaft für das Nachfolgende. Woher, dachte ich mir, haben denn diese Leute die Freiheit und Rundung in der Bewegung ihrer Hände, da war nichts Steifes und Hölzernes, nichts Eingelerntes und nichts Eingetrichtertes zu ersehen, jede Persönlichkeit bewegte sich verschieden und doch lag in alledem eine eigenthümliche Harmonie, man hatte durchaus nicht das Gefühl in sich, hie und da nachhelfen zu wollen, das Auge war vollkommen befriedigt; und schon im Auftreten des Chors lag eine Art Ankündigung: hier sei etwas Außerordentliches zu erwarten."

Der Verfasser meint keine Indiscretion zu begehen, wenn er mehrere Aeußerungen des obgenannten Künstlers, eines ebenso scharfsinnigen und begabten, als im Umgange bescheidenen und liebenswürdigen Mannes anführt; den geneigten Lesern dürfte es zudem willkommen sein, Ansichten eines berühmten

Fachmannes — der den ganzen Vorgang mit geübtem Auge angeschaut hat, zu vernehmen.

Der Chorgesang während des Einzuges lautet:

Heil Dir! Heil Dir! o Davids Sohn!
Heil Dir! Heil Dir! der Väter Thron
Gebühret Dir.
Der in des Höchsten Namen kömmt,
Dem Israel entgegenströmt,
Dich preisen wir.

Hosanna! der im Himmel wohnet,
Der sende alle Huld auf Dich!
Hosanna! der dort oben thronet
Erhalte uns Dich ewiglich.
Heil Dir! Heil Dir! ꝛc. wie oben.

Gesegnet sei, das neu auflebet,
Des Vaters David Volk und Reich!
Ihr Völker segnet, preiset, hebet
Den Sohn empor, dem Vater gleich.
Heil Dir! Heil Dir! ꝛc. wie oben.

Hosanna unserm Königssohne
Ertöne durch die Lüfte weit.
Hosanna! auf des Vaters Throne
Regiere er voll Herrlichkeit.
Heil Dir! Heil Dir ꝛc. wie oben.

Die erste Abtheilung beginnt mit dem Einzuge Christi in Jerusalem und endet mit der Gefangennehmung im Oelgarten. Die erste Vorstellung ist der Einzug Christi in Jerusalem.

Man hört aus der Scene von den beiden Straßen her das Hosanna singen. Der Vorhang geht auf, auch die Mittelbühne stellt eine tiefe Straße dar. Von der offenen Straße links kommt der Einzug des Volkes in Jerusalem hervor. Eine Menge von zuerst kleinen dann größeren Kindern, bis in's Jünglings- und Jungfrauenalter hinauf, kommen singend und Palmen streuend in den Vordergrund und wenden sich dann gegen die vertiefte Straße rechts, ihnen folgen Männer, Frauen und Greise. Es sollen über 300 Personen im Zuge mitwirken. Das Costüm ist so ziemlich jenes eigenthümliche, welches man auf den Bildern der Passion findet, wie diese aus den deutschen Maler-Schulen des 15. Jahrhunderts hervorgingen. Schon sind die vorderen Partieen der Kinder rechts in die Straße abgegangen, als man des Heilandes im violetten Kleide ansichtig wird, er sitzt quer auf einem Lastthier, welches ein Mann am Zaume führt. Der Zug bewegt sich langsam und feierlich. Mütter halten ihre Kinder hoch auf den Armen, daß sie den sehen, der im Namen des Herrn kommt, einige breiten ihre Kleider aus vor seinem Wege. Jetzt ist der Moment, in welchem dem christlichen Zuschauer die Macht des Passionsspiels mit aller Gewalt vor die Seele tritt. —

Der Mann, der jetzt im Vordergrunde mit Ernst und Würde vom Lastthiere, nicht herabsteigt, sondern gleichsam wie von einem Sitze nur aufsteht und vorwärts schreitet: das ist nicht mehr der arme Schnitzler aus Oberammergau — den man Tags zuvor oder noch am frühen Morgen in seinem Lodenrock gesehen, man fühlt sich auch nicht mehr als ein Zuschauer, der zur Befriedigung seiner Neugierde nach Oberammergau gekommen, nein, man fühlt sich lebhaft nach Jerusalem versetzt, plastisch und lebendig tritt die Geschichte von Christi bitterem Leiden und Tode in den Vordergrund, was die Phantasie sich tausendmal vorgestellt von Kindheit an, das ist auf einmal zur lebendigen tief in's Herz greifenden Thatsache geworden. Das Auge füllt sich mit Thränen, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß von den 6000 Anwesenden sich bei 4000 der Quell der Zähren aufgeschlossen hat. Es ist vielleicht die ergreifendste Scene des Passionsspiels — weil es die erste ist. Kaum war der Heiland in den Vordergrund getreten, um über die heilige Stadt das Weh auszusprechen und über sie zu weinen — so war man auch aller unwillkürlich mitgebrachten Angst ledig geworden, der Angst: es könne die Vorstellung am Ende doch unwürdig, und mehr zum Aergerniß

als zur Erbauung sein. Der Darsteller hat sich in die Würde und Erhabenheit des Gottmenschen nach menschenmöglicher Weise hineingelebt; keiner der ersten Schauspieler Deutschlands würde ihn hierin überflügeln, denn hier ist das Agens der Vorstellung das tiefe religiöse Bewußtsein, in das man sich hineingelebt haben muß und das man nicht wie ein Kleid willkürlich anziehen kann. Devrient sagte von dieser Scene schon bei der Aufführung i. J. 1850: „In einer seltsamen Stimmung prüfte ich mich selbst, welch' einen Eindruck die lebendige Gestalt des Gottmenschen auf mich hervorbringen werde. Es war der allerreinste und befriedigendste. Den wunderbarsten Eindruck macht es, den Heiland, diesen vertrautesten Gegenstand unserer Einbildungkraft von Kindheit an, diese Gestalt, die schon in unzähligen Bildwerken vor uns gestanden, leibhaftig vor uns wandeln, sich bewegen, reden zu sehen, zu hören, wie er das Volk belehrt und es ihn dafür segnet und preist, und wie er den Anfeindungen der Schriftgelehrten begegnet."

Tiefer über die innern Gründe des mächtigen Eindruckes der Passionsvorstellung sagt Deutinger: „Die lebendige Erscheinung der höchsten Liebe ist es, die so mächtig auf jeden Menschen wirken muß und den Gebildeten wie den Ungebildeten mit gleicher Kraft

ergreift. Je mehr der gewöhnliche Religionsunterricht in ein gelehrtes Frag- und Antwortspiel sich aufgelöst, je mehr die Verkündigung des Evangeliums zur immerwährend gleichförmig sich wiederholenden Bußpredigt herabgesunken, je mehr das lebendige Wort Gottes den Menschen in die Ferne gerückt ist, um so mächtiger macht eine düstere Gleichgültigkeit gegen alle Religionslehre, oder eine schmerzliche Sehnsucht nach einem innern und lebendigen Verständniß des göttlichen Wortes sich geltend. Wenn nun dieser inneren Verlassenheit die lebendige Anschauung göttlicher Liebe ohne den Zwang des Wortes und Gesetzes sich darstellt, so versenkt sich das Gemüth unmittelbar in diesen durchsichtigen, reinen Lebensstrom und badet und erfrischt sich in den klaren Fluthen der heiligen Begeisterung, aus dem es wie neugeboren an das Ufer des zeitlichen Lebens und Wirkens zurückkehrt."

Während Christus auf der Vorderbühne spricht, wurde hinter dem Vorhang der Mittelbühne der Vorhof des Tempels bereitet. Die Courtine erhebt sich; man sieht Krämer und Wechsler Tauben und Lämmer verkaufen und mit Münzen handeln. Die Ausführung der nun kommenden höchst schwierigen Scene zeigt die Höhe, welche das Passionsspiel im Jahre 1860 erreicht hat. Im Jahre 1850, erzählt Devrient, wurde

gelacht, als die Krämer aus dem Tempel getrieben wurden. Die Darsteller im Jahre 1860 haben gerade in dieser Scene einen wahren Triumph der Kunst gefeiert — sie ist ja die gefahrvollste für den Darsteller Christi, er hat die Tische der Wechsler umzuwerfen, und diese mit der aus Stricken geflochtenen Geißel hinaus zu treiben.

Christus tritt unter die Tempelentweiher würdevoll hinein: als er mitten unter ihnen steht, spricht er langsam, mit Ernst, durch den aber Sanftmuth leuchtet und hinter dem keine menschliche Leidenschaft steht: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht.“ Ohne sich zu bewegen, wirft er den Tisch der Wechsler um, er berührt ihn nur an einer Ecke, es ist so eingerichtet, daß das Umwerfen keiner Kraftanstrengung bedarf, nur die Hand bewegt sich, die gerade Stellung bleibt vollkommen, der Tisch fällt, die Münzen rollen ringsum, und die Eigenthümer stürzen scheltend und heißhungerig auf dieselben nieder, um sich ihrer wieder zu bemächtigen, ebenso werden einige Körbe der Krämer mit leichter Handbewegung umgestürzt, die Tauben flattern heraus. Der Heiland nimmt den Strick und ohne zu schreiten, ohne sich zu beugen, schlägt er zweien der Krämer auf den Rücken.

Die Handlung ist ganz recht aufgefaßt; es handelt sich nicht darum in dieses Volk hineinzuschlagen, daß es Schmerzen fühlt, es handelt sich nur um die wohlverdiente Schmach — daß sie mit Geißeln aus dem Tempel getrieben werden, den sie entweiht haben. Der Darsteller hatte hier die gefährlichste Klippe umschifft. Die Meisterschaft, die in diesem ganzen Vorgange lag, mußte weit über alle Erwartung hinausgehen.

Wenn Jemand, der das Passionsspiel nicht gesehen und aus eigenen Gedanken im Voraus dagegen eingenommen ist, oder eingenommen wurde — wie man es oft hört, sich äußert: „Aber wie ist es denn möglich, daß Bauern, Gebirgsbewohner, die nichts von Kunst gesehen haben, denen es an der Bildung, an den Vorbildern größerer Bühnenkünstler mangelt — sich an eine Darstellung wagen, in welcher sie am Ende doch nur die Sache selbst und auch sich lächerlich machen können!" so muß man rein sagen: „Der redet, wie der Blinde von der Farbe." Komm her, mein Kritiker, und siehe selbst, und sage mir: Ob du es wagst, nach einem wöchentlichen Studium dich hinzustellen, und diese Scene aufzuführen, oder ob du in Deutschland einen findest, der sie besser darstellt, als der Schnitzler Rupert Schauer.

Was die Gruppen zusammen zu sagen haben, das sogenannte Volksgeschrei, sagen sie nur immer in einem gewissen Rhythmus und sehr verständlich, es ist kein wirres unverständliches Durcheinanderschreien. Dabei legen diese zusammen agirenden Gruppen doch immer die nöthige Leidenschaft in ihre Worte und Ausrufungen, so daß diese nicht unnatürlich erscheinen. Auch Devrient, der die Scenen mit dem scharfen Auge des routinirten Schauspielers betrachtete, sagt über dieses Volksgeschrei: „Christi Reden treten dazwischen klar hervor. Alles bleibt gesondert und doch voll Lebendigkeit und Nachdruck. Auf dieser Bühne gibt es gar keine Statisten, d. h. stumme Personen, die nur einen Platz ausfüllen, alle sind wirkliche Mitspieler, alle, auch die Kinder sprechen und agiren. Merkwürdig, daß aber auch nicht einmal der Mechanismus des Eingeübten sich merklich macht; man glaubt wirklich Menschen zu vernehmen, die zugleich und aus einem natürlichen Antriebe das Nämliche zu sagen haben." „Die Darstellung dieser massenhaften Volksscenen, so heftig bewegt im Sprechen und Handeln, die durch die ganze Passionsaufführung hindurch gehen, ist erstaunlich."

„Wer es weiß, welche Mühe der erfahrenste Regisseur unserer größten Hofbühnen hat, mit den

geübtesten Kräften solche Auftritte zu Stande zu bringen, die dennoch immer an gleich beseelter Energie und Präcision hinter diesem Dorfschauspiel zurückbleiben, muß vor dem künstlerischen Sinn, dem unermüdlichen Fleiße und dieser geschlossenen Einmüthigkeit der Landleute beschämt stehen."

Wenn wir wiederholt auf Devrient als einen Gewährsmann für unsere Anschauung über das Passionsspiel zurückkommen, so meinen wir, es könne hierüber eben keine Aussprüche von größerer Unparteilichkeit geben, als die eines Schauspielers, der von Haus aus Protestant ist, der seine protestantische Anschauung auch nicht aufgegeben hat, der aber dabei im Ganzen, man muß sagen: ein glänzendes und seinen Charakter im höchsten Grade ehrendes Zeugniß von seinem unbefangenen Urtheil über das Spiel niedergelegt hat.

Er gesteht über diese erste Scene aus der Passionsgeschichte: daß ihn dieselbe durch die Fülle von neuen und unerwarteten Eindrücken in einen förmlichen Rausch versetzt habe, und daß ihm das Eine zur siegreichen Ueberzeugung geworden: — wenn er noch einen Zweifel über die Entscheidung der viel erörterten Streitfrage von der Zulassung des Heiligen auf der Bühne gehegt hätte — diese Stunde hätte ihn total aus dem Felde geschlagen.

„Hier konnte nicht nur von keiner Entweihung unseres Ideals vom Erlöser die Rede sein, sondern sein geistiges Bild erhielt durch sein leibhaftiges Dasein unter den anderen Menschen eine so überzeugende Wirklichkeit, daß Alles, was ich längst von seinem Erdenwandel und Leiden mir klar gemacht zu haben glaubte, doch nun erst eigentliche Lebendigkeit erhielt."

So redet Devrient vom Darsteller Christi im Jahre 1850, Tobias Pflunger, der im Jahre 1860 als Pilatus erschien. Wir werden auf Pflunger's eminentes Talent später zu sprechen kommen — meinen aber, daß Schauer an Gestalt und Gesichtsausdruck gerade einzig für die Darstellung des Heilandes geschaffen sei und daß ihn Pflunger hierin kaum übertroffen haben könne. Dieselbe Ansicht sprach der k. k. Hofschauspieler Fichtner aus, er sagte: „Einen Darsteller Christi — so zu dieser Rolle ausgestattet und dazu wie geboren — wird es schwerlich mehr geben. Ich gestehe gern, daß mir gleich beim ersten Anblicke dieses Bildes von Sanftmuth und Liebe (beim Einzug in Jerusalem) Thränen in die Augen getreten sind."

Wir meinen, diese Aeußerung eines Künstlers, der beinahe 40 Jahre an der ersten Bühne Deutschlands thätig ist — falle besonders ins Gewicht.

Nun wirft in die bewegten und empörten Wogen des Krämervolkes das Pharisäerthum, durch die Hohenpriester und ihren Anhang vertreten, seine Angelhaken aus. Hier findet der im Innersten beleidigte Hochmuth die günstigste Gelegenheit, einen wohl aufgelockerten Boden für die Aussaat seiner Rache.

Priester, Schriftgelehrte und Pharisäer verhüllen ihre selbstischen gemeinen Absichten mit geheuchelter Gottesfurcht, die Religion muß ihnen als Deckmantel ihrer Bosheit dienen.

Es ist das von seinem Gott und Erlöser abgefallene Judenthum, welches im Aufwiegeln des Volkes besondere Geschicklichkeit entfaltet. Das Drama von Christi Leiden und Tod ist ein Spiegel der Weltgeschichte. Wie das Judenthum damals seine Herrschsucht und Rache maskirt und das Volk für seine verhüllten Zwecke unter stachelnden Vorwänden bearbeitet, so noch heute. Heute wirft der jüdische Zeitungsjongleur die zwei blitzenden Kugeln Freiheit und Tyrannei mit Fertigkeit in die Höhe und fängt sie auf — und die Menge jubelt — und arbeitet mit, um dem Judenthum seine absonderlichen Zwecke fördern zu helfen. Damals galt es, das Volk im Sinn der Pharisäer zu bearbeiten. Die Hohenpriester und ihre Kompagnie spielen ohne Uebertreibung und der ernsten Handlung angemessen, sie spra-

chen scharf und markirt, ohne aber dabei zu jüdeln Es handelt sich eben hier nicht — die Zuschauer in eine heitere Stimmung zu versetzen, sondern Verachtung und Abscheu vor dem niedrigen Treiben einzuflößen.

Man meint diese Judenrollen sollten für das biedere Bergvolk ein unüberwindliches Hinderniß enthalten. Aber in der selbstbewußten Liebe zur ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit, welche durch den Gottes- und Menschensohn in die Welt gekommen — bildet sich das Verständniß zum Gegensatz: von Haß und Unrecht, die sich im Pharisäerthum verkörpern. Das Talent der Auffassung und die Tradition von früheren Vorstellungen her führen die Darsteller in den Geist ihrer Rollen derartig ein, daß dieselben auch von Schauspielern, die das Agens in Aufständen, die Hetzer und Aufstachler in natura selbst gesehen haben, gewiß nicht mit mehr Nüancirung und Verschiedenheit in den Charakteren durchgeführt werden können.

Merkwürdiger Weise hat der Talmud selber die Schattirungen der pharisäischen Heuchelei abgegliedert. Es heißt daselbst im Tractat Sota über die sieben Arten der Pharisäer: 1. Die schemitischen, die alles nur zum bloßen Scheine thaten. Denn Schhem ließ sich nicht aus Liebe zu Gott beschneiden, sondern um die

Dinah zu erhalten, so auch diese, welche ihre guten Werke nicht um Gott, sondern um sich vor der Welt zu ehren vollbrachten. 2. Die Schleicher, die aus übergroßer Demut ihre Füße nicht von der Erde aufhoben. 3. Die Blindschleicher, welche an den Wänden hingingen und ihre Augen beinahe zugeschlossen hielten, um ja kein Weib und keine Jungfrau anzusehen. Sie stießen sich oft die Köpfe an den Wänden an. 4. Die Krümlinge, welche vor Demut ganz krum, den Kopf und Rücken gebogen, gingen. 5. Die sich selbst als gerecht Rühmenden, welche sich rühmten, daß es kein Gesetz gebe, welches sie nicht nach der ganzen Strenge desselben erfüllten. 6. Die Sold oder Lohn Liebenden, welche das Gesetz wegen der Belohnung hielten. 7. Die Straffürchtigen, die aus Furcht vor der Strafe Gutes thaten.

Der Talmud, welcher selbst im Pharisäerthum seine Wurzeln hat — mußte dieser Schilderung natürlich eine Rechtfertigung beigeben, indem es dort heißt: „Diese sieben Arten sind gefärbte Pharisäer und entgegengesetzt den wahren P'ruschim, die alles dasjenige, was jene aus unreinen Absichten thun, aus reiner Liebe zu Gott erfüllen." —

Freilich ist von dieser letzten Gattung wahrer Pharisäer weder im Evangelium noch in den Briefen St. Pauli eine Spur.

Sieht man nun diese verschiedenen Gestalten unter den Volkshaufen herumschleichen, und durch Einschüchterung, durch vorgehaltene Gottesfurcht, durch süße und bittere Reden das Volk aufstacheln, so erinnert man sich unwillkürlich an die verschiedenen Arten des Pharisäerthums, wie sie vom Talmud selbst geschildert sind. —

Christi Beginnen ist ihnen ein Auflehnen wider den Gott ihrer Väter, wider Moses und seine Satzung: „Gott wird mit euch sein, wenn ihr mit uns vorgeht gegen unsern Feind, gegen den Feind Mosis, der auch Gottes Feind ist.“ Die Operation wirkt. „Rache, Rache, Rache“ ruft im Hintergrund der aufgestachelte Pöbel — die Wechsler, denen ihre Geldtische umgeworfen worden, rufen aus vollstem Herzen mit. Im Vordergrund bemächtigt sich das Hohenpriester- und Pharisäerthum dieser günstigen Stimmung, sie rufen: „Mit uns, mit uns, wer Moses angehört, Moses ist unser Prophet.“ Es fällt der Vorhang.

Zweite Vorstellung.

Die Anschläge des hohen Rathes.

Vorbild. Die Söhne des Patriarchen Jakob beschließen, ihren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen. Im Vordergrund die Brüder in lebhaften Stellungen. Joseph hat seine Brüder zu Dothain aufgesucht, sie haben beschlossen, ihn zu tödten. Schon ist er in die Cisterne geworfen. Einige sehen in den Schlund des Todes hinab, einer hält Joseph's buntes Röcklein in der Hand. Es gehören die eisernen Nerven dieses Gebirgsvolkes dazu, um in einem solchen lebendigen Bilde, das mitunter einige Minuten dauert, in allen mitwirkenden Personen (bei manchem Bild sind über 200) eine wahre Marmorruhe zu erhalten.

Das sind in der That lebende Bilder; es ist ein Leben in dieser starren Unbeweglichkeit. Im ersten Augenblick wird man durch die vollendete Regungslosigkeit der Gestalten so in die Irre geführt, daß man meint, es sei nur eine Art plastische Darstellung, ein gut gruppirtes Wachs-Figurenkabinet. Was nun

diese Bilder anziehend und lebendig macht, ist der den Charakteren angemessene Gesichtsausdruck; darum wird auch das Publikum bei jenen Bildern, welche die Gemütseite anregen, zu Thränen gerührt; eine Erscheinung — die gewiß bei den gewöhnlichen lebenden Bildern, wie sie auf Theatern bisweilen sich zeigen, nicht so bald vorkommt. Es gehört in der That diese glaubenstreue, sittliche und ursprüngliche Kraft eines Gebirgsvolkes dazu, um die alttestamentarische Naivetät zu würdigen und sie wiederzugeben. Mit den gewöhnlichen Theaterstatisten in unsern Großstädten ließen sich diese Bilder sicher nicht ohne Fiasko in die Scene setzen. Im Jahre 1850 war Devrient durch die lebenden Bilder minder befriedigt.

Der Chor begleitet das Bild mit dem erklärenden Gesang:

Ha! sind sie fort die losen Bösewichte —
Entlarvt die scheußliche Gestalt im vollen Lichte —
Die Tugendlappe von dem Sünderrock gerissen —
Gegeißelt von dem nagenden Gewissen.
Auf! lasset uns — so schrei'n sie wild — auf Rache sinnen,
Den längst entworfnen Plan beginnen!
Eröffne Gottheit uns das Heiligthum! —
Der Heuchler Plan malt uns das graue Alterthum.
Wie Jakobs Söhne gegen Josef sich verschwören,
So werdet ihr von dieser Natterbrut
Bald über Jesus Tod und Blut
Voll Tigerrache rufen hören.

Sehet dort, der Träumer kömmt,
Er will, schrei'n sie unverschämt,
Als ein König uns regieren.
Fort mit diesem Schwärmer! fort!

Ha! in der Zisterne dort
Mag er seinen Plan ausführen.
So nach des Gerechten Blut
Dürstet jene Natterbrut.

Er ist, schrei'n sie, uns entgegen;
Unsere Ehre liegt daran —
Alles ist ihm zugethan —
Wandelt nicht nach unsern Wegen.

Kommet, lasset uns ihn tödten!
Niemand kann und mag ihn retten.
Laßt uns fest darauf besteh'n!
Fort! er soll zu Grunde geh'n.

Gott! vertilge dieser Frevler Rotte,
Die sich wider Dich empört;
Und zermalme, die zum Tode
Deines Sohnes sich verschwört.

Lasse Deiner Allmacht Donnerbrüllen,
Deiner Rechte Blitze glüh'n;
Daß sie Deiner Rache Schrecken fühlen,
Aend're ihren bösen Sinn.

Aber nein! er kam nicht zum Verderben
Von des Vaters Herrlichkeit;
Alle Sünder sollen durch ihn erben
Gnade, Huld und Seligkeit.

Voll der Demut beten dann
Deiner Liebe großen Plan,
Gott! wir Deine Kinder, an.

Der Vorhang hebt sich wieder. Das Synedrium ist in einem Saale zu Jerusalem versammelt. Annas und Kaiphas sitzen im Hintergrunde, jeder in einem kanzelartigen Kasten, jeder hat neben sich einen Schreiber, rechts und links auf Bänken sitzen die Mitglieder des hohen Rathes. Die Dekoration des Synedriums ist wohl etwas zu dürftig — man beobachtet diesen Umstand aber nur im ersten Augenblick, ehe Rede und Gegenrede losgehn. Uebermäßig große gehörnte Mützen haben Annas und Kaiphas auf. Die Kopfbedeckungen aller Andern sind verschieden. Auffallend ist Einer mit einer großen viereckigen Mütze. Der nun folgende Vorgang ist koncentrirtes Pharisäerthum. Der aufgehetzte Pöbel muß die Kastanien aus dem Feuer holen. Kaiphas begrüßt „die ehrwürdige Versammlung der Priester, Lehrer und Väter des Volkes" und erklärt Religion und Gesetz in Gefahr, er stellt in Frage: „ob die Juden je wieder das Osterfest zu Jerusalem feiern werden. Der Galiläer ist ja bereits Fürst von Jerusalem. Er hat die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben. Er hat Moses und die Propheten angegriffen. Wer wahrt das Volk vor Verführung. Im Triumph sahet ihr ihn in unsere Hauptstadt einziehen. Sollen wir warten, bis der letzte Schatten unserer Macht dahin geschwunden? Es ist besser, daß E i n e r sterbe."

Die Rede hatte schon vor ihrem Beginne brennende Herzen gefunden, sie brauchte nur in die Flammen zu blasen, nicht erst zu zünden. Die Versammlung stimmt für den Tod. Der alte Annas erhebt sich und schwört bei seinem grauen Haar nicht zu ruhen, bis das Erbe der Religion durch seinen Tod gesichert ist. Nun werden die Modalitäten berathen, es handelt sich um den Schein eines gesetzlichen Vorganges: „Wie ist er in unsere Gewalt zu bringen, das verführte Volk hängt ihm an!" Geld und Versprechungen werden ungescheut als Mittel angerathen, die verjagten Händler und Verkäufer als natürliche, selbstverständliche Bundesgenossen aufgeboten, sie sind ja das beste Werkzeug der Rache. Abgeordnete gehen fort, um sie zu holen. Guido Görres schildert in wenigen aber scharfen Zügen den nun folgenden Vorgang: „Die Abgeordneten kehren mit dem fanatischen Schacherjudenschwarme zurück. Es ist eine Schaar hungeriger, reißender Thiere, denen von ferne die Beute gezeigt wird, auf die sie sich sogleich losstürzen wollen. „Ihr wißt aber, wie das Volk für ihn eingenommen ist." Sie jedoch kennen kein anderes Gefühl als Rache. „Hat uns nicht der Rath den Kauf im Tempel erlaubt, und daraus hat uns der Galiläer vertrieben, das soll er uns mit seinem Blute büßen. Rache, Rache!"

So wird ihnen zuerst der Auftrag auszukundschaften, wohin sich Jesus begeben. Ihren Racheplan dann näher besprechend, zeigt Einer an, daß er unter den Jüngern einen kenne, der ihm ein taugliches Werkzeug scheine. Sie werden also mit der Aufforderung entlassen, kein Versprechen zu sparen, um den Verräther zu gewinnen, und nicht zu säumen, daß der Zweck vor dem nahen Feste noch erreicht werde.

Wenn nun der alte Annas mit den Worten schließt: „In meinen alten Tagen möchte ich noch vor Freude aufhüpfen. Gepriesen seien unsere Väter Moses, Jakob und Isaak," so liegt auch in diesen Worten mehr die mittelalterliche Naivetät — als die echte Bitterkeit verstockten Pharisäerthums.

Es ist wohlthuend, daß der Ingrimm und die Verkommenheit, welche in dem ganzen Vorgange liegt, durch die Darsteller im möglichsten Maße gehalten wird. Gerade wo der Gehalt der Scene ohnedieß von sittlicher Verkommenheit und Niedertracht gesättigt ist, soll nicht das Aeußerste gethan werden, um den sittlichen Eckel der Zuschauer noch mehr zu erhöhen.

Trotz dieser Milderung, die vielleicht auch in dem Umstand ihren Grund hat, daß die Darsteller einen demoralisirten Juden in seiner vollsten Frechheit noch

nicht zu sehen Gelegenheit fanden*), hat der Charakter der Scene nichts zu leiden, und auch von dem Spiel im Jahre 1860 gilt, was G. Görres vom Jahre 1840 gelegentlich dieses Synedriums sagte: „Die Tempelhändler spielen darin ganz vortrefflich in ihrer hastigen, zappeligen Beweglichkeit, in ihrer heiseren Rachelust, worin immer einer dem andern zuvorkommen will und worin sie für alles Uebrige blind und taub sind, und ruhelos immer nur von dem einen Gedanken getrieben und gehetzt werden, sind sie das leibhafte Bild des ewigen Juden, dem nicht einmal der Trost des Todes vergönnt ist, der ohne Rast und Ruhe, nicht alt nicht jung, immer wandert und wandert, ohne das Ziel des Friedens und der Ruhe, die im Innern fehlen, im Aeußern zu finden."

---

*) Dr. Sepp machte über die Aufführung 1850 die Bemerkung: daß die Rollen der ehrlichen Leute vortrefflich durchgeführt werden, der Verräther und die jüdischen Bösewichter aber mehr gemacht als durchdacht sind. Gerade in Beziehung auf die obige Scene meint er: „Der Dichter läßt die Hohenpriester ihre Verworfenheit allzusehr zur Schau tragen und zu wenig bemänteln."

Dritte Vorstellung.

Der Abschied zu Bethania.

Vorbild. Der junge Tobias nimmt Abschied von seinen Aeltern. Ein Bild, welches wegen seiner allgemeinen Verständlichkeit und seinem tiefen Eingreifen in's Gemüt- und Familienleben auch allgemein zündet. Im Vordergrund steht das Haus des alten Tobias, vor der geöffneten Thüre eine Magd, die sich mit einem Tuche die Thränen trocknet. Der alte Tobias drückt seinem scheidenden Sohn die Hand. Vom Schmerz der Scheidestunde überwältigt steht die Mutter seitwärts. Der junge Tobias ist eine schöne, edle Gestalt, neben ihm steht der Reisegefährte, der unbekannte Engel Raphael. Er hält seinen und des Jünglings Wanderstab und scheint selbst von der Scene menschlich bewegt.

Der Pilgerstab des Lebens mit seinen vielen herben und bittern Abschieden schlägt an jedes Gemüt. Das Frauenherz ergreift die dargestellte Mutterliebe mächtig — der Hintergrund mit seiner unabsehbaren

Fläche erhöht so recht die Trostlosigkeit der weiten Entfernung, die Kluft des Raumes, die sich unerbittlich zwischen Kind und Mutter stellt, welche letztere die traurige Aussicht vor sich hat, statt im Anblick des Gegenstandes ihrer Liebe sich zu erfreuen, nun in banger Furcht und düsterer Ahnung ihre Tage hinzubringen und immer und immer wieder nach dem Schmerz zu greifen. Das Gebirgsvolk hat von Haus aus eine Liebe zur Heimat und eine Anhänglichkeit an patriarchalische Sitte. Mag sein, daß hierin auch das vollste Verständniß der Darstellung und die tiefe durchschlagende Empfindung der Darsteller liegt.

Während der Vorstellung der Bilder singt der Chor:

Singt dem Herrn mit frommer Kehle —
Singt dem Herrn aus reiner Seele!
Für uns gibt er seinen Sohn;
Von dem Fluche uns zu retten,
Den verdienten Tod zu tödten
Eilet er zum Leiden schon.

Freunde! Welch ein herber Schmerz
Folterte das Mutterherz,
Als Tobias an der Hand
Raphaels in fremdes Land
Auf Befehl des Vaters eilte.

Unter tausend Weh' und Ach
Ruft sie dem Geliebten nach:
Komme, ach! verweile nicht,

Meines Herzens Trost und Licht!
Komme, komme bald zurücke!

Ach Tobias! Theuerster!
Eil' in meine Arme her
Liebster Sohn! an dir allein
Wird mein Herz sich wieder freu'n.
Freuen sich der schönsten Freude.

Trostlos jammert sie nun so,
Nimmer ihres Lebens froh,
Bis ein sel'ger Augenblick
In den Mutterschooß zurück
Den geliebten Sohn wird führen.

Der Vorhang öffnet sich und ein zweites lebendes Bild bereitet den Abschied Christi von seiner Mutter und seinen Freunden in Bethania vor. Nach dem Hohenliede beklagt die Braut den Verlust ihres Bräutigams. In Blumen und Laubwerk steht die Braut mit zurückgeschlagenem Schleier. Acht Töchter Jerusalems reihen sich um dieselbe und wenden ihr theilnehmende Blicke zu. Das überaus schöne Bild von Tobias hat in seiner drastischen Wirksamkeit die Theilnahme zu sehr aufgebraucht, es ist somit dieß Bild eine Art Ruhepunkt, ein Uebergang zur eingreifenderen Scene, welche nachfolgt.

Der Chor erklärt das Bild:

Wo ist er hin? Wo ist er hin
Der Schöne aller Schönen?
Mein Auge weinet, ach! um ihn
Der Liebe heiße Thränen.

Ach, komme doch! ach, komme doch,
Sieh diese Thränen fließen:
Geliebter! wie, Du zögerst noch
Dich an mein Herz zu schließen?

Mein Auge forschet überall
Nach Dir auf allen Wegen:
Und mit der Sonne erstem Strahl
Eilt Dir mein Herz entgegen.

(Wechselgesang.)

Geliebter! ach! was fühle ich?
Wie ist mein Herz beklommen!
Geliebte Freundin! tröste dich;
Dein Freund wird wieder kommen.

O harre, Freundin! bald kommt er,
Schlingt sich an deine Seite;
Dann trübet keine Wolke mehr
Des Wiedersehens Freude.

O komm' in meine Arme her!
Schling dich an meine Seite;
Und keine Wolke trübe mehr
Des Wiedersehens Freude.

Nun erscheint Christus in den Straßen Bethania's. Seine Jünger geleiten ihn, hohe Stäbe, die über das Haupt hinausreichen, führen sie in der Rechten. Selbst die Farbe der Kleider ist dem Kunsttypus des Mittelalters entnommen. Johannes in rothem Unterkleide und grünem Oberkleide, Judas gelb, Petrus blau, die Andern in verschiedenen Farben.

Devrient sagt in der illustrirten Ausgabe seines Berichtes: „Nicht nur in den Farben der Gewänder erinnern diese Personen an das malerische Herkommen der Kirchenbilder, sondern auch in Bewegungen und Stellungen. Maria in dem rothen Gewand und blauen Mantel zeigt sehr oft die Stellung der Gottesmutter auf den Bildern der Himmelfahrt, die gehobenen Arme bei verklärt aufgerichtetem Gesicht."

Die Apostel kommen ernst einhergeschritten, wie eben in einer trüben Stimmung. Der Herr redet mit ihnen von seinem Scheiden, vom Tode, Auferstehung und Wiedersehen. Die Gegenreden stimmen je nach der Liebe und Treue der einzelnen Apostel. Judas enthüllt nach und nach seinen Charakter; ihm macht nur die Sorge um das irdische Auskommen bange. Der Herr sagt zu ihm: „Judas, sei nicht mehr besorgt als nöthig ist." Zu den andern Jüngern sagt er: „Gute Jünger, ihr seid viel zu menschlich, seid getrost und folget mir!"

Vor dem Hause Simon's wird der Herr gebeten mit den Seinen in dasselbe einzutreten: „Sei mir willkommen, Rabbi! Mit Sehnsucht erwarten Dich Maria und Martha. O, verschmähe nicht mein Haus."

„Kommt auch ihr, liebe Jünger!"

Die Scene verwandelt sich in ein Zimmer, in dessen Hintergrund ein mit weißen Linnen und mit Speisen bedeckter Tisch steht. Christus läßt sich inmitten der Tafel nieder, neben ihm seine Jünger. Der Herr spricht: „Ach Jerusalem, möchte dir meine Ankunft eben so lieb sein, als diesen meinen Jüngern.“ Die Jünger, welche den Herrn bitten, er möge für die Sicherheit seines Lebens sorgen, werden zurückgewiesen. „Soll ich dem Willen meines Vaters nicht folgen?“

Martha bedient die Gäste mit liebender Sorgfalt, sie füllt die Krüge und setzt dieselben vor — alles mit ungezwungenem Anstand. Während dem hat sich Christus an die rechte Seite des Halbkreises gesetzt. Magdalena kniet sich zu seinen Füßen nieder und salbt ihm dieselben unter Thränen. Dies alles geschieht mit dem zartesten Gefühl für Schicklichkeit, es liegt in dieser Handlung durchaus nichts, was das Auge verletzen könnte, die Handlung stimmt zur Rührung und zum Mitleid mit der Sünderin, welche sich demütigt. Die knieende Gestalt, wie die über die Schultern reich herabwallenden Haare erinnern an den Typus alter Bilder. Gegenüber dem Herrn auf der andern Seite der Bühne sitzt Judas und sein Geiz und Neid bricht in die bekannte Klage aus um die Verschwendung der kost-

baren Salbe, die 300 Denare kostet. Christus steht auf, dankt dem Hausvater für die erwiesene Liebe und spricht Worte der Beruhigung zur trauernden Magdalena. Die Jünger begehren auf's Neue, der Herr möge überall hin, nur nicht nach Jerusalem gehen. Ihre Besorgniß wird wieder zurückgewiesen. „Folgt mir, das Weitere werdet ihr erfahren."

Nun tritt Maria auf. Es muß bemerkt werden, daß diese Rolle nach altem Herkommen nur einer ganz unbescholtenen Jungfrau des Ortes anvertraut wird. Vor Allem also ist dieser Umstand schon ein achtenswerthes Sittenzeugniß von ganz Oberammergau der Darstellerin gegeben.

Daß diese Rolle schwierig ist, wird sich Jedermann denken. Im Jahre 1850 kam die damalige Darstellerin auf den unglücklichen Gedanken, sich von einer Hofschauspielerin in München die Rolle einstudiren zu lassen. Das Spiel machte darnach wie sich denken läßt, keinen guten Effekt. Die Darstellerin von 1860 folgte den Eingebungen ihres religiösen Gefühles und der sittlichen Würde — und so wurde sie zu einer Erscheinung, die darum genügte, weil sie nicht störte, nicht nur war das Gewebe des Spiels durch sie nicht unterbrochen, sondern in den rührenden Scenen des Mutterschmerzes noch fest zu-

sammengehalten; und das ist für diese ungeheuer schwierige Rolle genug geleistet. Wie viele berühmte Meister gab es in Italien und Deutschland seit dem Erwachen der christlichen Kunst, und doch hat in der Darstellung des Mutterschmerzes nur Einer das Höchste geleistet, so daß ihn keiner seiner Nachfolger hierin überflügelt, nämlich Giotto in seiner schmerzhaften Mutter (zu Padua im Freskenkreise der Scrovegni-Kapelle auch Madonna del' Arena genannt, links vom Eingang); selbst der große van Eick in seiner herrlichen Miniatur (gegenwärtig im Belvedere zu Wien) brachte in die schmerzhafte Mutter den Typus eines deutschen Frauen-Antlitzes.

Auch in Beziehung auf die Durchführung der Frauenrollen hat das Spiel 1860 gewonnen.

Im Jahre 1850 wurde Vieles an den Frauen getadelt. Ganz richtig machte schon damals der Decan Daisenberger (jetzt noch Pfarrer in Oberammergau) die Bemerkung: „daß die Rollen der Frauenspersonen beim Passionsspiel unter allen die undankbarsten sind und sein werden, schon wegen der Beschaffenheit des Theaters. Im Freien vor einer großen Versammlung zu reden, bleibt für die Mitglieder des zarten Geschlechtes immer eine mißliche Sache. Sprechen sie in natürlicher Kraft der Stimme, so werden sie nicht

verstanden. Strengen sie die Stimme an, so wird dieselbe schreiend und widerlich. Außerdem bilden die weiblichen Rollen eben die bei weitem am meisten mißlungene Parthie der Bearbeitung des Passionsspiels. P. Ottmar, der strenge Ordensmann, wußte wohl, wie Männer denken, empfinden und reden, aber der weiblichen Gefühle, und somit auch ihres Ausdruckes war er unkundig. Aus diesem doppelten Grunde ist den beim Passionsspiele betheiligten Frauenspersonen auch niemals vom Jahre 1811 an bis zum Jahre 1850 Lob und Beifall zu Theil geworden. Daher wenn etwas im bisherigen Texte einer Abänderung bedarf, so sind es vorzugsweise diese Frauenreden. Das Verdienstlichste in dieser Abänderung wird darin bestehen, daß recht Vieles gestrichen wird. Je schweigsamer die guten Jüngerinnen an dem heiligen Trauerspiele Theil nehmen werden, nur durch Mimik ihre Gefühle äußernd, desto mehr Beifall werden sie gewinnen."

Der Decan Daisenberger scheint seinen Vorschlag durchgesetzt zn haben. Die Frauenscenen sind jetzt im Passionsspiele sehr wenig und von kurzer Dauer.

Während des schmerzlichen Abschiedes Christi von seiner Mutter ergeht sich Judas in Berechnungen über den Verlust der Denare. Lazarus und die Freunde Christi wollen ihn wiederholt vom Gange nach Jerusalem

abhalten. Der Herr spricht zu ihnen: „Ihr begreift noch nicht," und empfiehlt ihrer Liebe seine Mutter. Diese ergibt sich auch seinem Willen in den Worten: „Wie du willst, mein Sohn." Doch überwältigt sie bei dem letzten Anblick der Schmerz, sie ruft: „Jesus, Jesus!" und die feierliche Ruhe der Tausende von Zuschauern, welche sich die Thränen trocknen, gibt Zeugniß, wie die Darstellerin ihre Aufgabe gelöst hat.

Christi letzte Worte sind: „Haltet fest an mir." Nun geht er mit seinen Jüngern nach der einen Seite ab, nach der andern verläßt Lazarus in sein Haus gehend Maria, und die andern Frauen den Saal.

Vierte Vorstellung.

Der letzte Gang nach Jerusalem.

Vorbild. König Assuer im Hindergrunde auf seinem Throne stehend, verstößt Vasthi, welche die Stufen hinabgeht, und erhebt die Esther. Vasthi bedeutet die verstoßene Synagoge. Um den Thron reichliches Gefolge, Höflinge aller Art in verschiedenen Gewändern. Während das symbolische Bild das Mitleid mit der Verstoßenen rege macht, bringt der Chor durch die Anwendung des Bildes das Gefühl von dem Mit-

leide mit der Person ab und ins rechte Geleise. Der Chor singt:

Jerusalem! Jerusalem! erwache!
Erkenne, was zum Frieden dir noch werden kann;
Doch zögerst du — so fängt die Zeit der Rache,
Unselige! mit fürchterlichen Schlägen an.
Jerusalem! Jerusalem!
Bekehre dich zu deinem Gott!
Erhebe nicht zu Blut und Tod
Neidtrunken deine Stimme;
Unsel'ge! sonst ergießet sich
In vollen Schalen über dich
Des Höchsten voller Grimm.
Doch, ach! — ach! die Propheten-Mörderin —
Sie taumelt fort in ihrem bösen Sinn.
Darum, so spricht der Herr,
Dies Volk will ich nicht mehr.
Seht Vasthi — seht! die Stolze wird verstoßen!
Ein Bild, was mit der Synagog der Herr beschlossen.
Entferne dich von meinem Throne —
Du stolzes Weib! unwerth der Krone;
So spricht Assuerus ganz ergrimmt.

Die Zeit der Gnade ist verflossen;
Dies stolze Volk will ich verstoßen.
So wahr ich lebe, spricht der Herr.

Dir, schöne Esther! dir sei heute,
Zu herrschen an des Königs Seite,
Hier dieser Königsthron bestimmt.

Ein besser Volk wird er sich wählen,
Mit ihm auf ewig sich vermählen;
Wie mit der Esther Assuer.

Jerusalem, Jerusalem!
Ihr Sünder! höret Gottes Wort:
Wollt ihr noch Gnade finden;
So schafft aus eurem Herzen fort
Den Sauerteig der Sünden.

Der Vorhang öffnet sich, wir sehen Christum den Herrn mit seinen Jüngern nach Jerusalem gehend. Er spricht seine Trauer aus über die Stadt, in welcher kein Stein auf dem andern bleiben wird, sendet dann Petrus und Johannes in dieselbe, daß sie den Saal zum Abendmahle bereiten, und fordert die Jünger in Hinsicht auf die kommenden Ereignisse auf, an ihm kein Aergerniß zu nehmen. Judas, der sich immer mehr in dem Verständniß des irdischen Lebens und in der Hoffnung auf dasselbe festsetzt, will vom Himmelreich, welches Gewalt leidet, nichts verstehen. Er geht dem Herrn und Meister geradewegs mit der Frage an, wie es von nun an mit der Versorgung der Jünger stehen werde, wiederholt spricht er sein Bedauern aus über den Verlust der 300 Denare.

Der Herr spricht zu ihm: „Freund, halte dich an meine Worte.“ Im Hochmut auf weltliche Klugheit, mit welcher er sein Säckelmeisteramt führt, sagt Judas: „Wer aber sorgt, wenn i ch nicht sorge?“ Christus mahnt ihn, sich zu besinnen, seine Handlungen zu überlegen. Nachdem der Herr und die andern Jün-

ger scheiden, bleibt Judas allein zurück, und enthüllt seine Gedanken vollends. Immer wieder hält er sich an die Verschwendung der Denare an — diese soll sein Thun rechtfertigen. Er kommt in Anbetracht des Mangels, den er in Christi Gesellschaft für die Zukunft fürchtet, zum Entschluß: „Ich will sein Jünger nicht mehr sein, bei ihm ist nichts zu hoffen."

Einer der Verkäufer aus dem Tempel — vom hohen Rathe gedungen, um Judas zum Verrat zu erkaufen, ist während dem herbeigeschlichen. Im Ausnützen der Noth und der Geldgier zeigt der jüdische Krämer seine vollendete Meisterschaft. Es ist der Verführer, der seinen Handel richtig machen möchte, die hungerige Hyäne, die auf ihr Opfer, leise auftretend, losspringt: „Er scheint in großer Verwirrung," spricht der spekulirende Geist der Industrie, „das muß ich benützen, Freund." Judas kehrt sich um: „Was willst du, mein Freund, vielleicht auch mein Verräther?"

Zutraulich hat der Krämer das Gespräch angeknüpft, er stellt sich, als möchte er selbst ein Jünger Christi werden und sagt: „Wie steht es mit diesem Menschen, auch ich möchte gern in seine Gesellschaft." „Du?" erwidert Judas in einem Tone, in dem der Schlaue auch schon sieht: Judas habe aufgehört ein Jünger

abhalten. Der Herr spricht zu ihnen: „Ihr begreift noch nicht," und empfiehlt ihrer Liebe seine Mutter. Diese ergibt sich auch seinem Willen in den Worten: „Wie du willst, mein Sohn." Doch überwältigt sie bei dem letzten Anblick der Schmerz, sie ruft: „Jesus, Jesus!" und die feierliche Ruhe der Tausende von Zuschauern, welche sich die Thränen trocknen, gibt Zeugniß, wie die Darstellerin ihre Aufgabe gelöst hat.

Christi letzte Worte sind: „Haltet fest an mir." Nun geht er mit seinen Jüngern nach der einen Seite ab, nach der andern verläßt Lazarus in sein Haus gehend Maria, und die andern Frauen den Saal.

Vierte Vorstellung.

Der letzte Gang nach Jerusalem.

Vorbild. König Assuer im Hindergrunde auf seinem Throne stehend, verstößt Vasthi, welche die Stufen hinabgeht, und erhebt die Esther. Vasthi bedeutet die verstoßene Synagoge. Um den Thron reichliches Gefolge, Höflinge aller Art in verschiedenen Gewändern. Während das symbolische Bild das Mitleid mit der Verstoßenen rege macht, bringt der Chor durch die Anwendung des Bildes das Gefühl von dem Mit-

leide mit der Person ab und ins rechte Geleise. Der Chor singt:

Jerusalem! Jerusalem! erwache!
Erkenne, was zum Frieden dir noch werden kann;
Doch zögerst du — so fängt die Zeit der Rache,
Unselige! mit fürchterlichen Schlägen an.
Jerusalem! Jerusalem!
Bekehre dich zu deinem Gott!
Erhebe nicht zu Blut und Tod
Neidtrunken deine Stimme;
Unsel'ge! sonst ergießet sich
In vollen Schalen über dich
Des Höchsten voller Grimm.
Doch, ach! — ach! die Propheten-Mörderin —
Sie taumelt fort in ihrem bösen Sinn.
Darum, so spricht der Herr,
Dies Volk will ich nicht mehr.
Seht Vasthi — seht! die Stolze wird verstoßen!
Ein Bild, was mit der Synagog der Herr beschlossen.
Entferne dich von meinem Throne —
Du stolzes Weib! unwerth der Krone;
So spricht Assuerus ganz ergrimmt.

Die Zeit der Gnade ist verflossen;
Dies stolze Volk will ich verstoßen.
So wahr ich lebe, spricht der Herr.

Dir, schöne Esther! dir sei heute,
Zu herrschen an des Königs Seite,
Hier dieser Königsthron bestimmt.

Ein besser Volk wird er sich wählen,
Mit ihm auf ewig sich vermählen;
Wie mit der Esther Assuer.

Jerusalem, Jerusalem!
Ihr Sünder! höret Gottes Wort:
Wollt ihr noch Gnade finden;
So schafft aus eurem Herzen fort
Den Sauerteig der Sünden.

Der Vorhang öffnet sich, wir sehen Christum den Herrn mit seinen Jüngern nach Jerusalem gehend. Er spricht seine Trauer aus über die Stadt, in welcher kein Stein auf dem andern bleiben wird, sendet dann Petrus und Johannes in dieselbe, daß sie den Saal zum Abendmahle bereiten, und fordert die Jünger in Hinsicht auf die kommenden Ereignisse auf, an ihm kein Aergerniß zu nehmen. Judas, der sich immer mehr in dem Verständniß des irdischen Lebens und in der Hoffnung auf dasselbe festsetzt, will vom Himmelreich, welches Gewalt leidet, nichts verstehen. Er geht dem Herrn und Meister geradewegs mit der Frage an, wie es von nun an mit der Versorgung der Jünger stehen werde, wiederholt spricht er sein Bedauern aus über den Verlust der 300 Denare.

Der Herr spricht zu ihm: „Freund, halte dich an meine Worte.“ Im Hochmut auf weltliche Klugheit, mit welcher er sein Säckelmeisteramt führt, sagt Judas: „Wer aber sorgt, wenn i ch nicht sorge?“ Christus mahnt ihn, sich zu besinnen, seine Handlungen zu überlegen. Nachdem der Herr und die andern Jün-

ger scheiden, bleibt Judas allein zurück, und enthüllt seine Gedanken vollends. Immer wieder hält er sich an die Verschwendung der Denare an — diese soll sein Thun rechtfertigen. Er kommt in Anbetracht des Mangels, den er in Christi Gesellschaft für die Zukunft fürchtet, zum Entschluß: „Ich will sein Jünger nicht mehr sein, bei ihm ist nichts zu hoffen."

Einer der Verkäufer aus dem Tempel — vom hohen Rathe gedungen, um Judas zum Verrat zu erkaufen, ist während dem herbeigeschlichen. Im Ausnützen der Noth und der Geldgier zeigt der jüdische Krämer seine vollendete Meisterschaft. Es ist der Verführer, der seinen Handel richtig machen möchte, die hungerige Hyäne, die auf ihr Opfer, leise auftretend, losspringt: „Er scheint in großer Verwirrung," spricht der spekulirende Geist der Industrie, „das muß ich benützen, Freund." Judas kehrt sich um: „Was willst du, mein Freund, vielleicht auch mein Verräther?"

Zutraulich hat der Krämer das Gespräch angeknüpft, er stellt sich, als möchte er selbst ein Jünger Christi werden und sagt: „Wie steht es mit diesem Menschen, auch ich möchte gern in seine Gesellschaft." „Du?" erwidert Judas in einem Tone, in dem der Schlaue auch schon sieht: Judas habe aufgehört ein Jünger

Christi zu sein. Er schiebt nun in seinem Fragenspiel einen Stein vorwärts, und fährt fort mit erheuchelter Zutraulichkeit: „Sei nur aufrichtig, wenn es nicht mehr gut mit ihm steht, will ich mich vor ihm hüten.“ Judas erwidert: „Der Meister habe es ja selbst gesagt, daß es schlimm mit ihm stehe.“

Während dem haben sich auch schon andere Tempelkrämer herbeigeschlichen, sie lauschen, als ob sie dem einen Abgesandten selbst nicht trauen wollten.

Judas wird mißtrauisch und sagt zu dem Ersten: „Wer sind diese?“ Er will fort. Die Krämer aber halten ihn zurück. Er fragt sie: „Wollt ihr vielleicht auch seine Jünger werden?“ „Allerdings,“ erwidern die Männer, welche gewohnt sind, Berechnung und Gewinn immer voran zu stellen, „wenn günstige Aussichten vorhanden sind.“

Judas ist nun schon in ihren Händen. Der Spott auf die Armut des Meisters und seiner Jünger hat sich seiner bemächtigt. Ironisch sagt er: „Hier sind sie,“ und hält den Versuchern den leeren Beutel hin. Gegenseitig lächeln sie sich höhnisch an, wie in der Gewißheit ihrer Sache, der gehört uns, sagen ihre schlauen Blicke.

Judas geht noch weiter, er beklagt sich über seinen Meister, daß dieser ihm sogar einen Verweis gegeben,

als er den Verlust der 300 Denare besprochen. „Einen Verweis auch noch und hier ist lauter Armut.“ Wiederholt hat er ihnen den einzigen Gegenstand seiner Betrübniß: den leeren Beutel vorgehalten. „So sorgt er für uns, und macht uns noch überdieß Vorwürfe.“

Von da an ist der Handel im besten Zuge, die Gewinnsucht des Judas ist konstatirt. Die Juden stellen ihm nun vor, „du bist um die Denare, wir im Tempel sind um unsern Gewinn gekommen. Ist es nicht natürlich, daß wir zum gemeinsamen Vorgehen uns verbinden?“

Noch zeigt sich in Judas ein Rest des Gewissens — noch will er fort — der Versuchung entfliehen, aber die mißtrauischen Juden wollen ihm nicht von der Seite, sie haben sich in ihr Wild eingebissen und er soll nicht mit heiler Haut durchkommen. Auch er muß ein Verkäufer des Heiligthums werden wie sie — und erst nachdem sie den Bund des Verrathes geschlossen haben, gehen sie fort.

Kaum ist er allein, so kommen auch die Gewissensbisse wieder zum Vorschein. „Aber,“ sagt er, „der Meister ist doch ein guter Mann, und ich, so oft Zeuge seiner Güte, ich soll ihn verrathen?“

Devrient urtheilt über diese Stelle: „Weiter als bis zum guten Mann hat er es in der Erkenntniß

seines Meisters eben nicht gebracht, und da ihm die Einflüsterungen der Tempelkrämer einfallen, daß der Ruin desselben unausbleiblich sei, daß die von Gott eingesetzte geistliche Obrigkeit ihn verfolgen lasse, und jeder verloren ist, der zu ihm hält, so kommt auch Judas schnell über alle Scrupel hinweg mit den Worten: „Ich muß mich verstellen, ach, wenn ich nur das Geld schon hätte.“

Der Judas von 1860 (Georg Lechner) bewährte sich als ein trefflicher Darsteller. Er hat den Charakter des Judas bis in die feinsten Nüancen aufgefaßt. Judas zwingt sich zu seinen Entschlüssen — er wird aber mit seinem Gewissen nie fertig; immer müssen Beschwichtigungen aushelfen, er ist scharfsinnig, solche zu erfinden und eine Zeitlang an ihnen sein Genügen zu haben, aber sie zerplatzen wie Seifenblasen und die Schmach des Verrathes, die Größe seiner Sünde steht dann immer wieder unerbittlich vor ihm da. Er meint sogar: „Im Nothfalle könne ja der Meister durch ein Wunder sich retten, und somit werde es mit dem Verrat und der Ueberlieferung an seine Feinde nicht gar so viel auf sich haben.“

Die Unruhe im Innern des Gewissens spiegelt sich durch die Unstätigkeit des Judas im Aeußern, seine Bewegungen sind voll Hast, sie zeigen von einem steten

Aufgeregtsein; der Leib windet sich, sein Umherfahren macht ihn schlangenähnlich und über sein Antlitz zuckt es wie Wetterleuchten. Das Alles aber geschieht nicht in extremer koulissenreißerischer Weise, in allen leidenschaftlichen Bewegungen fehlt es nicht am rechten Maß. Die Rolle ist überaus anstrengend. Es wurde uns erzählt, daß Lechner so ergriffen sei, daß er nach dem Ende eines jeden Spieles allein im Freien zubringe, um der dargestellten Bosheit, vor der ihm selber graut, wieder los zu werden. Devrient ließ auch dem Judas 1850 volle Gerechtigkeit widerfahren, nur die Zeichnung des Charakters, meinte er, sei nicht im großen Styl, und stellenweise platt. „Aber (sagt Devrient) sie ist von einer furchtbaren Wahrheit und erklärt vielleicht besser als irgend eine andere Auslegung das Verhältniß des Verräthers zu seinem Meister. Sie hat für dieß Volksschauspiel den Werth einer so familiären Deutlichkeit, daß dieser Judas an jeder Brust der 6000 Zuhörer zu klopfen und zu fragen scheint: Bist du nicht auch wie ich?“

Fünfte Vorstellung.

Das heilige Abendmahl.

Vorbild. Der Herr gibt dem Volke das Manna.

Die ganze Bühne ist erfüllt vom Volke Israel. Im Vordergrunde Knaben, Mädchen und Mütter mit ihren Kindern, dann folgen etwas erhöht Jünglinge und Jungfrauen, weiter gegen hinten Männer und Frauen.

Im Hintergrunde, das Bild beherrschend, steht Moses mit seinem Stab und Aaron. Die Gewänder des Volkes sind durchwegs hell, zumeist roth und rosenfarb, auch hellgrün. Auf all' den hundert Gesichtern der Ausdruck der größten Freude. Viele halten ihre Arme dankend zum Himmel empor. Das Bild ist natürlich regungslos — die Personen bis auf die dreijährigen Kinder herab wie Statuen. Das Manna regnet nieder. Wie große Schneeflocken senkt es sich langsam, den Eindruck des Bildes nicht störend, herunter. Mädchen schütten sich gegenseitig das in Körben gesammelte weiße Brot in die schürzenartig aufgehaltenen Oberkleider.

Ueber dieß Bild spricht Görres den schönen Gedanken aus: „Es ist das Bild von der Himmelsernte, und es erinnert mich an eine Vision des seligen Bruders Claus von der Flüe, die er von der Feier der heiligen Messe, die in dem Manna vorbedeutet wird, hatte. Unter dem Opfer nämlich sah er, wie eine Rose vom Altar zum Himmel aufsproßte, hoch und breit, und mit Rosen die ganze Kirche bis zum Gewölbe erfüllend. Die schwanken Aeste wölbten sich wie ein Dach über die Betenden und Mitopfernden, je nach der Andacht ihres Herzens; aber je nach ihrem Verlangen und ihrer sich selbst hingebenden Sehnsucht zogen die Einzelnen die duftenden Himmelsblüten zu sich nieder, oder diese blieben fern hoch über ihnen schwebend und sie selbst davon trocken und ungelabt."

Jedenfalls sieht der Zuschauer in dem Bilde vom Mannaregen etwas ganz Neues. Die Darstellung hat so recht das Gepräge eines Gottesdienstes. Abgesehen von dem typischen Sinne — macht das Ganze die Erscheinung eines eben so großartigen als lieblichen Dankgebetes. Freudiger Dank ist der Grundton, der durch alle Gesichter und Stellungen hindurchklingt. Im christlichen Herzen findet es Anklang und Einstimmung. In der That ein heiliges Bild von überirdischer Wirkung. Das sind aber auch keine gedrillten

und abgewichsten Theaterstatisten, diesen Hunderten von Personen wird hier einfach die Lehre gegeben: „Denkt euch hinein in das Dankgefühl gegen Gott, welches das Volk Israel ergriffen, als der Herr ihm in der Wüste die wunderbare Rettung gesendet.“ Und Leute, die das Beten gewohnt sind, wissen auch, was ein Dankgebet ist.

Der Chor wirkte während der Dauer des Bildes mit, die gehobene Stimmung zu erhalten.

Nun nähert sich die Stunde,
    Und die Erfüllung fängt sich an,
Was längst durch der Propheten Munde
    Der Herr der Menschheit kund gethan.
An diesem Volke, spricht der Herr,
Hab' ich kein Wohlgefallen mehr;
    Ich will nun keine Opfergaben
    Von seinen Händen ferner haben.
Ich stifte mir ein neues Mahl:
Dies spricht der Herr: — und überall
    Soll auf dem ganzen Erdenrunde
    Ein Opfer sein in diesem Bunde.

Das Wunder in der Wüste Sinn
Zeigt auf das Mahl des neuen Bundes hin.
    Gut ist der Herr, gut ist der Herr:
    Das Volk, das hungert, sättigt er
        Mit einer neuen Speise
        Auf wunderbare Weise.

    Der Tod doch raffte alle hin,
    Die aßen in der Wüste Sinn
        Dies Brod im Ueberflusse;

Des neuen Bundes heilig Brod
Bewahrt die Seele vor dem Tod
Beim würdigen Genusse.

Ein zweites Vorbild ist die große Traube, welche die Kundschafter aus Kanaan mitgebracht, sie wird von zwei Männern an einer Stange getragen. Zu beiden Seiten stehen Gruppen des Volkes. Die Darstellung ist ganz nach jenem allbekannten Typus, der in den Bilderbibeln vorkommt. Der Chor erklärt:

Gut ist der Herr, gut ist der Herr!
Dem Volke einstens hatte er
Den besten Saft der Reben
Aus Kanaan gegeben.

Doch dies Gewächse der Natur
War zum Bedarf des Leibes nur
Bestimmt nach Gottes Willen.
Des neuen Bundes heil'ger Wein
Wird selbst das Blut des Sohnes sein,
Der Seele Durst zu stillen.

Gut ist der Herr, gut ist der Herr!
Im neuen Bunde reichet er
Sein Fleisch und Blut im Saale
Zu Salem bei dem Mahle.

Nun folgt das letzte Abendmahl. Die Jünger sitzen am Tische, man wird an das altbekannte Bild von Leonardo da Vinci im Klostergebäude neben der Kirche: Maria delle Grazie in Mailand erinnert. Voraus geht die vorbildliche Verzehrung des Oster-

lammes. Christus beginnt das Mahl mit dem Gebete: „Vater, mein Herz erhebt sich zu dir, deine Gaben sind es, die ich von dir im Frieden genießen werde, segne diese Speise mit deinem göttlichen Segen.“ Dann folgen die Schriftworte: „Ich habe ein herzliches Verlangen gehabt, dieses Osterlamm vor meinem Leiden mit euch zu essen, denn ich sage euch, daß ich es von nun an nicht mehr essen werde, bis es in dem Reiche Gottes erfüllet wird.“

Während der Herr die Speise segnet und über dem Kelch betet, stehen die Jünger hinter dem Tische. Der Becher geht von Hand zu Hand.

Dann mahnt sie der Herr an seinen Tod, und spricht: „Einer von euch wird mich verrathen.“ Die Frage des Judas: „Herr, bin ich es?“ Die Antwort: „Du hast es gesagt!“

Das Paschamahl des alten Bundes wird nun geschlossen und es folgt die Vorbereitung zum Opfermahl des neuen Bundes. Der Herr fragt: „Habt ihr Alle gegessen und getrunken?“ Sie antworten: „Ja.“

Die Apostel reden nun über die Ehrenplätze im verheißenen Reiche der Zukunft, welches ihr Opferkönig gründen wird. Die Eitelkeit im Verlangen nach den ersten Plätzen drängt sich vor. Christus verlangt vom Wirth des Hauses, er solle Wasser und ein

Tuch bringen. Die Apostel fragen sich gegenseitig: „Was hat er vor, was will er nun beginnen?“ Es folgt die Fußwaschung mit Reden und Gegenreden, zumeist nach den Worten des Evangeliums.

Daß der Akt der Fußwaschung für den Darsteller sehr schwierig ist, versteht sich von selbst. Die Durchführung geschieht mit einer Feinheit des Gefühles und des Anstandes, die erbaut und rührt. Das ist auch der Ausdruck des Mannes, in dessen Haus der Herr eingekehrt ist und seines Dieners, sie stehen im Vordergrund, und ihre Mienen zeigen, wie sie bewegt sind über die Demut des Herrn und Meisters.

Nach der Fußwaschung ergeht an Judas die erneuerte Mahnung über seinen Verrath — mit jener Schonung, welche Worte wählt, die nur für jenen verständlich sind, den sie treffen, ohne ihn noch vor den Andern bloßzustellen. „Ihr seid nun rein, aber nicht alle, wer das Brot mit mir ißt, wird den Fuß gegen mich erheben.“

Nun wird das Brot und der Kelch mit Wein erhoben, die Worte der Wandlung und Ausspendung gesprochen. Petrus und Johannes sitzen unmittelbar neben Christus. Petrus wird zuerst gespeist, dann die andern Jünger, welche die Hände gefaltet haben. Christus geht zu jedem, Leib und Blut im Brot und Kelch

hinreichend, jeder senkt nach dem Empfange das Haupt. Der Inhalt des überaus schön dargestellten Vorganges — die Darreichung vom Unterpfande des ewigen Lebens und der einstigen Verklärung, wird von den Zuschauern durch die feierlichste Ruhe gewürdigt — und über die Wangen Tausender perlen Thränen der heiligsten Rührung.

Während dem die Jünger das heilige Abendmahl empfangen, ergeht in diesem Saale die letzte Gnade in einem mahnenden Worte an das verrottete Herz des Judas, da der Herr spricht: „Einer von euch wird mich verrathen!" Unruhe geht durch den Kreis, jeder fragt: „Ob er es sei?" Christus spricht nach der einen Seite hin: „Der ist's, dem ich das Brot reiche." Er tunkt einen Bissen in die Schüssel und reicht ihn dem Judas mit den Worten: „Was du thun willst, thue bald!" Judas, nachdem er den Bissen genommen, fährt auf und stürzt hinaus. Während dem spricht Christus in Ruhe: „Jetzt ist des Menschen Sohn verherrlicht!"

Nun rühmt sich Petrus seiner Treue, es wird sein Fall ihm vorhergekündigt. Christus spricht noch über das Gericht, das über jene ergeht, die ihn an's Kreuz schlagen. Er spricht zum Schlusse ein Gebet. Der Hauswirth, vom Vorgange, dessen Zeuge er war,

gläubig ergriffen, spricht zum scheidenden Christus! „Herr, erinnere dich meiner, auch ich glaube an deine Herrlichkeit!“ Ihm wird erwiedert: „Auch du sollst einen Platz bei mir haben, Segen und Friede beglücken dich!“

Nachdem der Herr und die Seinen geschieden, spricht der Hauswirth noch einige Worte der Freude und Rührung über das Heil, das heute seinem Hause zu Theil geworden.

Sechste Vorstellung.

Der Verräther.

Vorbild. Joseph wird von seinen Brüdern verkauft. In malerischen Hirtengewändern zeigt sich die Gruppe der Brüder im Vordergrunde. Das Geldzählen, die gierige Freude über den Verkaufspreis bildet die symbolische Pointe der Scene. Im Hintergrunde stehen mit ihren Lastthieren die ismaelitischen Kaufleute, wie sie eben im Begriffe sind, den gekauften Josef als Sclaven abzuführen.

Das Bild und die Hinweisung auf den Verrat des Judas, der seinen Herrn verkauft, erklärt der Chorgesang.

Wie schaudert's mir durch alle Glieder!
Wohin? wohin, o Juda! voller Wuth?
Bist du der Schurke, der das Blut
Verkaufen wird? Gerechte Rache säume nicht —
Ihr Donner — Blitze stürzet nieder —
Zermalmet diesen Bösewicht!

Von Euch wird Einer mich verrathen:
Und dreimal sprach der Herr dies Wort.
Vom Geiz verführt zu schwarzen Thaten,
Lief einer von dem Mahle fort;
Und dieser Eine — heil'ger Gott,
Ist Judas, der Iskariot.

Ach Juda! Juda — welche Sünde! —
Vollende nicht die schwarze That.
Doch nein — vom Geize taub und blinde,
Eilt Judas fort zum hohen Rath.
Und wiederholt voll bösem Sinn
Was einst geschah zu Dothain.

Was bietet für den Knaben ihr —
So sprechen Brüder: wenn wir euch
Ihn käuflich übergeben?
Sie geben bald um den Gewinn
Von zwanzig Silberlingen hin
Des Bruders Blut und Leben.

Was gebet ihr? — wie lohnt ihr mich?
Spricht der Iskariot, wenn ich
Den Meister euch verrathe?
Um dreißig Silberlinge schließt
Den Blutbund er, — und Jesus ist
Verkauft dem hohen Rathe.

Was diese Szene uns vorhält,
Ist ein getreues Bild der Welt.
Wie oft habt ihr durch eure Thaten
Auch euren Gott verkauft — verrathen!
Den Brüdern eines Josef hier,
Und einem Judas fluchet ihr,
Und wandelt doch auf ihren Wegen;
Denn Neid und Geiz und Bruderhaß
Zerstören ohne Unterlaß
Der Menschheit Frieden, Glück und Segen.

Nachdem der Chor sich entfernt, folgt die Versammlung des Synedriums. Die Hohenpriester und Aeltesten überbieten sich an Aeußerungen der Rache. Der gerechte Nikodemus und Josef von Arimathäa, die einzigen edlen Gestalten in diesem Käfig voll blutdürstiger Hyänen, sprechen muthig Christi Schuldlosigkeit aus. Der Fanatismus wendet nun seinen Unmut gegen die Beiden, mit niedrigem Hohne werden sie angelassen, Kaiphas erklärt sie unwürdig dieser hohen Versammlung und will sie ausschließen. Während dem erscheint Judas mit den Krämern, er trägt die leere Börse, die ihm, wie Görres sagt, im Dienste Gottes leer geblieben, und die er nun im Dienste der Welt zu füllen gedenkt. Die Vorsicht des Kaiphas, der die Besorgniß ausspricht, es könne den Judas am Ende die versprochene That gereuen, wenn er das Geld habe, dann die Klage des Judas um die 300 Denare, die Er-

bitterung über die Vorwürfe, welche ihm der Herr gemacht, das Beistimmen der Pharisäer und Schriftgelehrten, die ihn noch mehr in Geld- und Rachgier hineinhetzen, der Befehl, ihm die Silberlinge aus dem Schatzkasten auszuzahlen, die Gier nach dem Gelde, alles das macht diese Scene, die vielleicht auch zu lang das Gemüth auf die Folter spannt, zu einer der widerwärtigsten; wie leuchtende Blitze des Gewissens in diese Nacht von Gemeinheit, Heuchelei und Rachsucht kommt die Aeußerung des gerechten Nikodemus, der über Käufer und Verkäufer den Fluch ausspricht, und sich feierlich lossagt von dem Verbrechen, an dem er keinen Antheil haben will. Dem Nikodemus wird höhnisch gerathen, nun in die Gesellschaft des Galiläers einzutreten, wohin er gehöre; dem Judas wird geschmeichelt: „Tritt herzu, Judas, nimm die 30 Silberlinge und sei ein Mann!"

Es ist in der That nicht nöthig, die Leidensgeschichte des Herrn, welche ein scharfes Bild der ganzen Weltgeschichte ist, in allen ihren einzelnen Partien mit Nutzanwendungen zu versehen. Diese ergeben sich zumeist von selbst. Das beliebte Erkaufen des nachchristlichen, vom wahren Gott abgefallenen und seinen Messias verläugnenden Judenthums ist eine allbekannte Sache. Um die Silberlinge verkauft mitunter der Christ

den Christen im echten Sinne des Wortes. Schamlos und frech spricht der Richter ein bezahltes Urtheil, und sucht sich einzureden, seiner befleckten Ehre sei genug gethan, wenn er vom Chor der Pharisäer als ein weiser Daniel gepriesen wird. Mit Hilfe von Silberlingen wird der Arme ausgesogen, wird ihm keine schützende Hand dargereicht, wird er seinen Bedrängern ausgeliefert.

Den gerechten Nikodemus hat die Emeute ausgeschieden, in ihm haben sie die lebendige Gewissensstimme zum Schweigen gebracht, und den Judas haben sie dafür als Genossen gewonnen.

Nun wird dem Judas sein Preis ausbezahlt. Wie mit Geierkrallen schnappt er nach jedem Silberstücke — er zählt genau, dreht mitunter eines um, das ihm verdächtig scheint, er weiß, wozu diese Herren fähig sind und hat keine Ursache ihnen Vertrauen zu schenken. Es war hier das einzige Mal, daß man hie und da auf den vordern Sitzen ein Gelächter hören konnte. Der treffliche Darsteller hat hier nach unserer Meinung übertrieben. Judas soll in keiner Richtung ein Gegenstand des Gelächters werden. Sich die Silberlinge auf den Tisch hinzählen lassen — dieselben mit gierigen Augen überzählen, und dann hastig in die Börse einstreichen, dürfte genug sein.

Fichtner, welcher den von Gregor Lechner gegebenen Judas als ein wahres Meisterstück lobte, konnte auch diesen Mißgriff in der Rolle nur bedauern; Fichtner meinte: „Schon der Umstand, daß hier gelacht wurde, deutete auf ein Fehlgreifen in der Auffassung, die Geldgier im Blicke wäre vollkommen hinlänglich gewesen."

Ueberhaupt soll der Darsteller des Judas die treffenden Worte von Dr. Sepp als Wegweiser nie außer Augen lassen: „Judas war kein ganz gewöhnlicher Mensch, sonst hätte ihn der Herr nicht in den Kreis seiner Apostel aufgenommen."

Kaum hat Judas das Geld, so wird ihm auch schon das Verhältniß seiner Knechtschaft zu den Lohngebern auf die gemeinste Weise eingeschärft: „Deinen Lohn hast du, nun beeile dich, Judas." Er theilt ihnen nun den Plan mit, wie er ihnen den Meister in der Nacht überliefern wolle, und verlangt dazu eine Rotte der Kriegsknechte. Sie sind einverstanden und er will gehen; — aber sie mißtrauen ihm, er wird unter Aufsicht gestellt, die Tempelkrämer lassen ihn nicht mehr los, und einige aus dem Synedrium begleiten ihn auch noch. Sie brauchen den Verräther, aber wie sollen sie sich auf den verlassen, der so schnöde seinen Meister verräth. Könnte er nicht von

Reue ergriffen werden und mit den Silberlingen das Weite suchen! Unter Verbrechern gibt es kein Vertrauen, nur Mißtrauen. Sie brauchen sich gegenseitig und halten nur so lange zusammen, so lange sie sich benützen können.

Das Synedrium ruft zum Schlusse: „Er sterbe, er sterbe, der Feind unserer Väter.“ Mit diesem Rufe suchen sie ihrer Missethat das Siegel des Gesetzes aufzudrücken.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf die Verschiedenheit der Urtheile über das Passionsspiel aufmerksam zu machen. Seite 90 haben wir Worte von Sepp angeführt. Görres meint wieder: „es gelinge den Oberammergauern besser, die Kehrseite der menschlichen Natur, ihre Leidenschaften und ihr selbstsüchtiges Trachten, wie das jedem aus dem täglichen Leben bekannt wird, darzustellen, als jene Charaktere, worin umgekehrt der Himmel mit seinen lichten Sternen und seiner unergründlichen, durchsichtigen Tiefe dem Auge des Menschen sich erschließen soll, worin sich die fleckenlose ganz sich hingebende Liebe in ihrer jugendlichen Zartheit, der tiefe Schmerz eines durch seine Reue geheiligten Herzens, oder die Hoheit und der Adel einer ganz dem Göttlichen zugewandten Gesinnung sich abspiegelt.“

Abgesehen davon, daß Dr. Sepp über das Spiel 1850 und Görres über jenes 1840 berichtet, während wir über das von 1860 sprechen; abgesehen davon, wie die Aufführung bei andern Trägern der Hauptrollen (ein Umstand, der in der zehnjährigen Unterbrechung bedingt ist) immer auch eine andere sein muß, liegt doch auch im Allgemeinen eine Wahrheit im Ausspruche des G. Görres. Sepp sagt: „daß die ehrlichen Leute von Haus aus trefflich durchgeführt, die Bösewichter mehr durchdacht seien." Rollen nun wie die des Heilandes, des heiligen Petrus, Johannes, der seligsten Jungfrau sind natürlich nicht allen Anforderungen genügend darzustellen. Das kann am Ende kein Mensch auf Erden. Man muß sich hier mit der offen gelassenen Frage begnügen und vertrösten: Wo gibt es denn Personen, welche die obigen Charaktere einfacher, würdiger und natürlicher ausführen könnten als die Spieler in Oberammergau? Ich gestehe: mir ist das Passionsspiel so sehr angerühmt worden, daß ich schon fürchtete, es werde sicher hinter meinen viel fordernden Erwartungen zurückbleiben, und als ich es sah, waren meine Erwartungen weit übertoffen! Es wurde 1840 dem Darsteller Christi der Vorwurf gemacht, daß er mitunter zu monoton war. Sehr gut sagte damals Görres: „Wer ihn darum tadeln will, der mache es besser;

der Ammergauer Christus wird ihm gewiß gerne seine Rolle abtreten. Nur vergesse der Kritiker nicht, daß man den Christus der Wahrheit nach nicht spielen kann, ohne es auch in der That zu sein. Daß der Ammergauer ihn als guter, gläubiger und von seinem Glauben lebendig durchdrungener Christ darstellt, der niemals vor dem Spiele den Gottesdienst versäumt, ist Alles, was man billiger Weise von ihm verlangen kann."

Siebente Vorstellung.

Christus am Oelberg.

Erstes Vorbild. Der Ausspruch: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen" ist in Adam verwirklicht, der mit einem Schurz aus Schaffellen bekleidet mit einem Grabscheit die Erde bearbeitet. Zwei Kinder jäten Dornen aus, andere spielen mit einem Lamm. Links sitzt Eva, das Haar wirr herabgefallen — sie hält das jüngste Kind in ihrem Schooße. Das Bild macht einen trübseligen Eindruck — es bringt Noth, Elend und Verlassenheit des Menschen zur Anschauung.

Der Chor erklärt:

Judas, ach! verschlang den Bissen
Bei dem Abendmahle
Mit unheiligem Gewissen —
Und der Satan fuhr sogleich in ihn. —
Was du thun willst, sprach der Herr,
Juda! — Dieses thu' geschwind. — Und er
Eilte aus dem Speisesaale
In die Synagoge hin,
Und verkaufte seinen Meister.

Bald ist vollbracht — bald ist vollbracht
Die schrecklichste der Thaten;
Ach! heute noch, in dieser Nacht
Wird Judas ihn verrathen.
O kommet alle, — kommet dann,
Und sehet mit die Leiden an
Im Schatten erst — und bald im Lichte
Erscheinet sie
Die traurigste Geschichte
Von Gethsemani.

O wie sauer! o wie heiß
Wird es Vater Adam nicht!
Ach! es fällt ein Strom von Schweiß
Ueber Stirn und Angesicht. —
Dieses ist die Frucht der Sünde,
Gottes Fluch drückt die Natur;
Darum gibt bei saurem Schweiße,
Und bei steter Müh' und Fleiße
Sie die Früchte sparsam nur.

So wird's unserm Jesus heiß,
Wenn er auf dem Oelberg ringt,
Daß ein Strom von blut'gem Schweiß

Ihm durch alle Glieder dringt.
Dieses ist der Kampf der Sünde;
Für uns kämpfet ihn der Herr,
Kämpfet ihn in seinem Blute,
Zittert, bebet; doch mit Muthe
Trinkt den Kelch der Leiden er.

Zweites Vorbild. Die Geschichte (aus dem 2. Buch der Könige, 20. Hauptstück, 8. bis 10. Vers), wie Joab zu Amasa sagt: „Sei gegrüßt, mein Bruder," mit der rechten Hand sein Kinn faßt, als wollte er ihn küssen, ihm aber dabei das Schwert in die Seite stößt, daß Amasa augenblicklich stirbt. Inmitten der Bühne versetzt Joab dem Amasa den Todesstoß, Krieger stehen in Gruppen zu beiden Seiten.

Der Chor erklärt das Bild:

Den Auftritt bei dem Felsen Gabaon —
Den wiederholet Judas — Simons Sohn.
Ihr Felsen Gabaon!
Warum steht ihr ohne Zierde —
Sonst der Nachbarn stolze Würde —
Wie mit einem Trauerflor umhüllet da?
Saget, ich beschwör' euch, saget: Was geschah?
Was geschah?
Flieh't, Wanderer! flieht schnell von hier;
Verflucht ist dieser blutgedüngte Ort!
Da fiel von einer Meuchlershand durchbohrt
Ein Amasa,
Vertrauen auf der heil'gen Freundschaft Gruß —
Getäuscht durch Joab falschen Bruderkuß.
O ruft in uns're Stimme: — Der Fluch sei dir!
Der Fluch sei dir!

Die Felsen klagen über dich;
Die blutgedüngte Erde rächet sich. —
Verstummet, Felsen Gabaon, mit eurer Stimme,
Und hört, und spaltet euch vor Grimme.
Ihr Felsen Gabaon!
So verräth den Menschensohn,
Ach! mit heuchlerischem Gruße
Und mit einem falschen Kuße
Als der Führer einer Rott'
Judas, der Iskariot.
Ihr Felsen Gabaon!
Vernehmet unsern Schwur,
Und fluchet diesem Scheusal der Natur!
Ihm fluchet das ganze Erdenrund,
Eröffne, Erde, deinen Schlund! —
Verschlinge ihn! — der Hölle Feuer
Verzehre dieses Ungeheuer!

Drittes Vorbild. Inmitten steht Samson verrathen von Dalila an den Fürsten der Philister — dessen Krieger dem Ueberwundenen schon die Fesseln angelegt haben. Die Verrätherin Dalila zeigt höhnisch mit den Fingern auf Samson, wie durch diesen Hohn ihren Verrath vor sich selber beschönigend.

Der Chor erklärt:

Samson überwunden —
Jesu in Gethsemani gebunden.
Samson seinen Feinden hier zum Spotte —
Jesus in Gethsemani einer Rotte.

Hier steht der Held, der so viele Feinde schlug,
Der Starke, der auf seinen Schultern trug
Die Thore Gazens auf die Berg' hinan.
Entkräftet steht er hier nun, dieser Mann —

Ein Spott der Leute,
Der Feinde Beute.
Die ihn ergrimmt
Zum Tode längst bestimmt.

Ach schändlich fiel er überwunden
Durch eines Weibes Schmeichelei.
Ach! schändlich wird er nun gebunden,
Und hingeschleppt zur Sklaverei.

So legt der Tugend überall
Die nied're Bosheit Stricke,
Hier bringt sie Weiberlist zum Fall,
Dort arger Männer Tücke.

Ach! nimmer läßt das Laster nach,
Das Gute zu verderben. —
So fiel einst Samson in die Schmach, —
So muß auch Jesus sterben.

O hütet euch, daß nie die Glut
Unreiner Lieb' euch blende!
O wahret vor verrathnem Blut
Der Unschuld eure Hände!

Nun folgt das Gebet auf dem Oelberg und die bittere Todesangst. Der Herr erscheint mit seinen Jüngern. Er läßt Petrus, Johannes und Jakobus mit sich gehen, die andern bleiben an der Pforte des Gartens. Er schreitet in den Vordergrund und sagt: „Mein Seele ist betrübt bis in den Tod, bleibet hier und wachet bei mir." Die Jünger bilden rechts auf einem Felsen sitzend eine Gruppe. Christus entfernt sich zu beten links auf einen etwas erhöhten Felsen;

so daß sein Haupt unter den hervorragenden Steinen geborgen ist. Eine Krone von Blutschweiß umgibt seine Stirne, nachdem er aufsteht und wieder in die Mitte tritt. Dieses ringende und dringende Gebet des Menschensohnes, der die Todesnoth der Menschheit auf sich genommen hat, ist für die Zuschauer von ergreifender Wirkung. Der Engel mit dem Leidenskelch erscheint. Dießmal konnte auch diesem Engel, der einen Knaben zum Darsteller hat, weder der Oberammergauer Dialekt zur Last gelegt, noch sonst ihm eine störende Seite abgewonnen werden (wie 1850). Die Begebenheit war vom Darsteller Christi tief empfunden, und die Gebetesworte und die Worte der Mahnung an die Jünger so würdig durchgeführt, daß die meisten Zuschauer von inniger Wehmut erfaßt in Thränen ausbrachen. Es schien die allgemeine Stimmung der Wehmut eine Erfüllung des Gebotes: mitzuleiden mit dem Heiland und mitzutrinken von dem bittern Schmerzenskelche.

Nach dem dreimaligen Gebet erscheint Judas mit der Rotte. „Nun sollst du unsere Rache fühlen,“ rufen die Tempeljuden, welche die Rotte begleiten. Judas gibt dem Herrn seinen verrätherischen Kuß, — als die Soldaten fragen: „Bist du Christus?“ erwidert er: „Ich bin es!“ Sie stürzen vom Glanz seiner

überirdischen Hoheit geblendet vor ihm nieder. Petrus schlägt zur Vertheidigung seines Meisters mit dem Schwerte um sich und haut dem Knechte Malchus das Ohr ab; der Herr heilt es, und ermahnt Petrus: „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen." Christus wird nun gefesselt und unter Hohn und Spott der Rotte und der Tempelkrämer abgeführt. Sein Schreiten und seine Ruhe gegenüber dem Ungestüm und dem Tumult, gegenüber der Rohheit der Knechte und dem satanischen Hohn der Feinde ist groß und erhaben. Selbst im Taumeln auf die Faustſtöße hin und auf das Zerren an den Banden, ist noch die Würde des Heilandes zur Anschauung gebracht. Clarus sagt über diese Scene: „Tief erschüttert empfinden wir, als würde sie an uns selber vollführt die satanische Brutalität, mit welcher diese Scheusale das Lamm zur Schlachtbank führen. Und doch spricht sich auch noch in den Mienen und Geberden des Gebundenen, Fortgestoßenen die Fülle unendlicher Liebe aus, die er auch gegen die Feinde im Herzen trägt." Devrient sagt über die Scene: „Als der Heiland nun doch gebunden und mit Hohngeschrei hinweggeführt wird und alle, auch die liebsten Jünger entflohen sind, vollendet sich uns der Eindruck von der unermeßlichen Einsamkeit des Erlösers unter seinen Mitlebenden auf eine erschütternde Weise. Wir haben es mit angesehen und gehört,

wie Alles um ihn her, auch seine vertrautesten Jünger ihn immer mißverstanden, wie er zu ihnen fast immer wie in den Wind geredet, wie es den vier Vertrautesten in der Stunde seines Ringens mit dem Opferungsentschlusse möglich war zu schlafen und wieder zu schlafen trotz der dringenden Mahnung des tiefgebeugten Meisters. Wie nun Petrus nichts kann, als einmal dreinschlagen und dann davonlaufen und sich sogar dreimal verschwören und verfluchen, daß er den Meister nicht kenne. Wie keiner, auch nicht Johannes, den wir beim Abendmahle so zärtlich an des Freundes Brust liegen gesehen, mit ihm geht und sagt: „Wo du bist, will ich auch sein, und was du leidest, will ich mitleiden." Wie alle, auch alle ihn verlassen und fliehen, und er allein dahingeht, gebunden und verhöhnt, mit der unermeßlichen Liebe in der Brust, um für dieses elende, klägliche Geschlecht zu sterben. Diese ungeheure einsame Größe hat mir erst die Gewalt der dramatischen Kunst — wenn gleich nur in einem Dorfschauspiele — vor die Seele gebracht. Und unter diesem Eindrucke folgt man nun der Leidensgeschichte mit äußerster Spannung. Man weiß alles, was man sehen wird aber daß man es sehen wird, gibt ihm eben eine ganz neue Bedeutung" *).

*) Nach diesem Schlusse der 1. Abtheilung wird gewöhnlich Eine Stunde lang ausgesetzt, am 9. September 1860 aber spielte man, wie dies immer geschieht, wenn Regen zu befürchten steht, ununterbrochen fort.

Zweite Abtheilung.

Achte Vorstellung.

Jesus vor Annas.

Bild. Michäas der Prophet bekommt von Sedekias einen Backenstreich, weil er dem Könige Achab die Wahrheit sagt. III. Könige 22. 24.

Der Chor erklärt das Bild:

Begonnen ist der Kampf der Schmerzen —
Begonnen in Gethsemani.
O Sünder! nehmet es zu Herzen,
Vergesset diese Scene nie.
Für euer Heil ist dieß gescheh'n,
Was auf dem Oelberg wir geseh'n.
Für euch betrübt bis in den Tod
Sank er zur Erde nieder,
Für euch drang ihm wie Blut so roth
Der Schweiß durch alle Glieder.
Begonnen ist der Kampf rc. wie oben.

Wer frei die Wahrheit spricht,
Den schlägt man in's Gesicht.

König, du wirst unterliegen,
Solltest Ramoth du bekriegen:
Dies ist, was Michäas spricht
Dich von Unglück dann zu retten

Glaube, König, Baals Propheten —
Dieser Schmeichler Lügen nicht.
Doch die Wahrheit des Michäas
Schmeichelt einem Achab nicht;
Und der Lügner Sedekias
Schlägt dafür ihn ins Gesicht.

Lügner, Heuchler, Schmeichler pflücken
Rosen, Lorbeer ohne Müh'!
Nur die Wahrheit muß sich bücken,
Denn die Wahrheit schmeichelt nie.
Jesum über seine Lehren,
Seine Thaten zu verhören,
Räumt das Recht sich Annas ein.
Um zu wissen, was ich lehrte,
Frage jeden, der mich hörte,
Wird die Rede Jesu sein.
Doch die Wahrheit auf die Fragen
Schmeichelt einem Annas nicht;
Und die Unschuld wird geschlagen
Jesus in das Angesicht.

Das vorwaltende Interesse, welches von nun an das dramatische Element fast allein in Anspruch nimmt — muß die Aufmerksamkeit des Zuschauers für die plastischen bildlichen Darstellungen vermindern, und so geschieht es, daß Chor und lebende Bilder immer mehr lästig zu werden anfangen. Das Drama der Passion fordert unser Interesse dafür dringender heraus. —

Annas erscheint auf dem Balkon seines Hauses, rechts von der Mittelbühne, mit fünf Personen seines Gefolges. Er kann es nicht erwarten zu hören, ob und wie die Gefangennehmung vor sich gegangen. Man hört von der rechten Straße her schreien, lachen, höhnen und tulmultuiren. Zuerst kommt Judas. Annas belobt ihn: „Dein Name soll stehen für ewige Zeiten obenan in unsern Jahrbüchern.“ Judas aber fängt an nach vollbrachtem Verrat die Größe seiner Sünde grauenhaft vor sich zu sehen. Er bemüht sich die ungeheure Schuld von sich abzuwälzen, er ruft auf den Balkon hinauf: „Ich will für sein Blut nicht verantwortlich sein.“ Mit dem kalten Hohn, der auf die Rechnung des abgeschlossenen Geschäftes hinweist, sagt Annas: „Er ist in unserer Gewalt!“ Während dem kommen die Kriegsknechte mit Christus von der rechten Seite der Straße her, sie stoßen und zerren ihn bald vorwärts bald zurück. Vor dem Hause des Annas wird gehalten, und diesem die Ankunft Christi gemeldet. Annas befiehlt, den Gefangenen zu ihm herauf zu bringen. Inmitten des Balkons stehen nun Annas und Christus, das Verhör beginnt. Der Pöbel unten mischt sich hinein und brüllt seine Anklagen auf den Balkon hinauf. Selbst, daß Christus dem Malchus das Ohr angeheilt hat, wird ihm als Ver-

brechen ausgelegt. Annas fragt ihn, was er auf alle die Beschuldigungen vorbringen könne. Er schweigt, und sieht mitleidsvoll auf Annas. An ihm, dem einstigen Richter der Lebendigen und Todten, ist es ja Mitleid zu haben mit denen, die vor seinem Richterstuhle stehen müssen. In diesem Schweigen liegt eine unendliche Würde und Hoheit. Annas muß sich auf seine äußere Stellung steifen, er muß seinen ganzen Hochmut zusammenhalten, um das unheimliche Gefühl, welches ihn erfaßt, nicht durchschauen zu lassen. Wiederholt fragt Annas: „Warum antwortest du nicht, wenn die Obrigkeit dich frägt?" Der Herr erwiedert: „Ich habe nicht im Verborgenen gelehrt, ihr könnt jeden fragen, der mich gehört hat." — Auf dieß Wort wird der Heiland von einer dienstfertigen Knechtseele des Hohenpriesters ins Gesicht geschlagen. Der Zuschauer bemächtigt sich eine Unruhe; selbst im Spiele und in der Darstellung erscheint diese viehische Rohheit als eine dem Gottmenschen angethane Blasphemie — die Antwort Christi ist Schweigen mit dem Ausdruck der Sanftmut, Geduld und Milde in seinem Antlitz. Das christliche Gemüt fühlt sich im Anblick dieser Scene auf's Tiefste erschüttert. Unten das brausende, tobende Meer des zur Wuth aufgeregten Pöbels, Hohn und Spott in Wort und Geberde, oben Christus, der mit

Bedauern und Wehmut auf dieß Volk niederschaut — neben ihm Annas, der sich in seiner Bosheit und Rachsucht freut über das Auflodern des angeschürten Brandes, dem es aber nebenbei doch auch unheimlich wird in der Nähe des Galiläers.

Annas übergibt nun Christus den Kriegsknechten und der Rotte, daß sie ihn vor Kaiphas führen. Unter Geschrei und Tumult führt ihn diese Rotte in die Straße links ab, nachdem er durch die Stiege beim Thore unter dem Balkone heruntergekommen. Scheu kommen in der Straße rechts Petrus und Johannes, in der todten Betrübniß des gebrochenen Muthes sehen sie dem aufgewühlten Pöbelstrom nach, der sich vor ihnen dahinwälzt. Diese Volksscenen sind immer außerordentlich lebendig und naturgetreu. Die Oberammergauer dürften zur Revolutionszeit in großen Städten Lektion genommen haben. Devrient sagt über diese Scene: „Das (Fortführen) geschieht aber nicht schweigend, nicht ohne Lebendigkeit, nein, Alles ist voll Bewegung. Die Soldaten haben Hohn und Triumphworte zu sprechen, bald in Abtheilungen, bald alle zusammen, so daß man den Zug noch hört, wenn er die Straße hinauf schon dem Auge verloren gegangen ist."

Neunte Vorstellung.

Jesus vor Kaiphas.

Erstes Bild. Der unschuldige Naboth wird durch falsche Zeugen zum Tode verurtheilt. III. Könige 21. 8. u. s. f. Dieses Bild ist deßwegen doch noch von großer Wirksamkeit, weil es ein glänzender Ausdruck der politischen Niederträchtigkeit ist, welcher in der Gegenwart gehandhabt wird. Ein Stück Annexionspolitik, durch schändlichen Mißbrauch der Gewalt, durch Perfidie, Lüge und Bestechung ins Werk gesetzt. Um Naboth's Weinberg zu besitzen, schreibt die Königin Jezabel einen Brief, als hätte ihr Mann ihn geschrieben, und siegelt ihn mit ihres Mannes Siegel, und sendet ihn an die Aeltesten der Stadt, in welcher Naboth wohnt, diese auffordernd, sie sollen ein falsches Zeugniß wider Naboth geben und sagen: „er habe Gott und den König gelästert," so daß man ihn dann gesetzlich steinigen könne. Es wird nun plastisch die Scene der Steinigung vorgestellt, theils mit erhobenen Händen eben im Begriff, die Steine auf Naboth's

Haupt zu schleudern, theils Steine vom Boden aufhebend, umringen den gerechten Naboth seine Mörder.

Der Chor erklärt:

Wie blutet mir das Herz!
Ach! Jesus — wie ein Bösewicht
Muß er der Sünder Bosheit tragen;
Verrathen und beschimpft — gebunden und geschlagen —
Wem zittert nicht im Auge eine Thräne? —
Von Annas weg zu Kaiphas fortgerissen —
Was wird er da, ach! leiden müssen!
Seht hier im Bilde diese neue Leidensscene.
Es sterbe Naboth! fort mit ihm zum Tod!
Gelästert, König! dich, gelästert hat er Gott.

Er sei vertilgt aus Israel!
So geifern wild die Lästerzungen —
Von einer losen Jezabel
Zu einem falschen Eid gedungen.
Ach! mit dem Tode rächet man,
Was Naboth nie verbrochen; —
Der Weinberg wird dem König dann
Von Schurken zugesprochen.
Dieß ist ein treues Bild der Welt,
So geht's noch öfters heute.
Das arme fromme Lämmchen fällt
Dem starken Wolf zur Beute.
Ihr mächt'gen Götter dieser Welt —
Zum Wohl der Menschheit aufgestellt —
Vergeßt bei Uebung eurer Pflicht
Des unsichtbaren Richters nicht!
Bei ihm sind alle Menschen gleich,
Sie mögen dürftig oder reich,
Geadelt oder Bettler sein; —
Gerechtigkeit gilt ihm allein.

Zweites Bild. Hiob erduldet von seinem Weibe und seinen Befreundeten vielen Schimpf. Hiob II. 9. Der bekannte Bildertypus des unglücklichen Hiob. Er sitzt mit Aussatz bedeckt auf einem Misthaufen in einem Hofe. Sein Weib und seine sogenannten Freunde umstehen ihn, seiner spottend. Das Weib, eine vollendete, durchgebildete Megäre in Mienen und Haltung. Die Freunde mit dem Ausdruck von Börsenhyänen, denen eben eine — sie erfreuende Nachricht — in ihren Käfig zum Fraße hineingeworfen wurde.

Der Chor erklärt:

Seht! welch ein Mensch! — Ach! ein Gerippe —
Ein Graus — ein Eckel der Natur.
Wie windet sich um Wang und Lippe
Ein ausgedörrtes Häutchen nur.
Seht! welch ein Mensch! Ach! wie geschunden
Sieht man bis auf das Mark hinein.
Das Eiter träuft aus seinen Wunden
Und Fäulung frißt schon sein Gebein.
Ach! welch ein Mensch! — Ein Job in Schmerzen —
Ach! wem entlockt er Thränen nicht!
Sein Weib doch — seine Freunde scherzen
Und spotten seiner in's Gesicht.
Ach! welch ein Mensch!
Wer mag ihn einen Menschen nennen?
Vom Fuße hin bis an sein Haupt
Wird aller Zierde er beraubt.
Ach! welch ein Mensch!
Ihr Augen! weinet heiße Thränen.
Ach! Jesus — ach! ein Mensch nicht mehr,

Der Menschen Spott und Hohn wird er.
Ach! welch ein Mensch!
O alle ihr gerührten Herzen!
Ach! Jesus, Jesus! Gottes Sohn
Wird loser Knechte Spott und Hohn
Bei endelosem Kampf der Schmerzen.
Ach! welch ein Mensch!

Es folgt die Versammlung der Richter im Hause des Kaiphas, Zeugen werden vorgefordert. Zwei treten auf, der eine sagt aus: „Christus habe gesagt, er wolle den Tempel zerstören." Der Andere sagt: „Diesen Tempel." Sie kommen mit einander in Streit, und mit echt jüdischer Hartnäckigkeit will keiner von den Beiden nachgeben. Dem Kaiphas und dem Synedrium ist das übrigens alles eins, jede dieser Aeußerungen ist todeswürdig, jede eine Gotteslästerung. Er hat Gott gelästert, und hat den Tod verdient, ist ihr einstimmiger Beschluß. Der Heiland läßt das wieder alles schweigend über sich ergehen.

Diese Ruhe bringt die Ungeheuer in die äußerste Wuth. Görres sagt: „Jesus der Mißhandelte steht nun den Fanatikern in stummer Würde gegenüber; einer um den andern steht von seinem Sitze auf, tritt vor ihn hin, um ihm höhnend und geifernd seinen Vorwurf ins Gesicht zu kreischen."

Die Kriegsknechte erhalten Befehl, den Heiland abzuführen, schon sind sie auch von dem Geschrei der

Juden angezündet und halten Christus für den verabscheuungswürdigsten Verbrecher, sie rufen ihm zu: „Wenn auch keine Worte, so wollen wir dir doch manchen Seufzer auspressen." Die teigartige Masse des Volkes, das heute das Hosiannah und morgen das „Kreuziget ihn!" schreit, diese Masse, aus welcher die Volkstribunen wie Bäcker alles kneten, was sie wollen, ist in dem Vorgange der Passionsgeschichte wohl am einschneidendsten geschildert. Die schlagendste Anwendung auf's politische Leben hat Shakespeare im dritten Akt des Julius Cäsar gemacht — in seiner großartigen Weise läßt der Dichter das Volk wie Schilfrohr unten auf dem Forum stehen. Es kommt Brutus und redet und das Rohr beugt sich rechts, und es kommt Antonius und redet das Gegentheil, und das Rohr beugt sich links. Immer aber gibt ihm der eben strömende Wind seine Richtung.

Christus wird in die Gerichtshalle geführt. Die Mägde zünden auf der Erde Feuer an, und Christus wird von ihnen und den Kriegsknechten verhöhnt. Johannes und Petrus kommen. Aengstlich erscheint der Erstere und sieht zagend von außen durch die Gitterthür in den Hofraum, in welchem das Obige vorgeht. Petrus weilt eine Zeitlang draußen, bis Johannes auch ihm den Eintritt erwirkt. Wiederholt

schallt ein klarer Hahnenschrei auf die Bühne herein. Unter andern Umständen wäre dieß ein Anlaß zum Lachen. Aber die Versicherung des von den Mägden gefragten Petrus: daß er diesen Menschen nicht kenne, die ihm vorhergesagte Verleugnung seines Herrn und Meisters, erfüllt das menschliche Herz mit Betrübniß. Ein Apostel verleugnet den Herrn, eine Ceder vom Libanon ist gefallen. Der Hahnenruf weckt sein Gewissen; seine Schmach steht vor seinen Augen, und er verhüllt aus Schande sein Antlitz. Er ruft aus: „Ach, bester Meister, wie habe ich mich verloren, wie tief bin ich gefallen. Bester Meister, dießmal noch höre die Stimme meines Herzens." Die Last seiner Schuld zieht ihn zur leiblich sichtbaren Verdemütigung nieder — kniend ruft er aus: „Diese Hoffnung habe ich zu dir, du wirst mir verzeihen." Er geht fort und betrübt folgt ihm Johannes nach.

In der Halle herrscht ungestört die Macht der Finsterniß. Dem Heiland wird eine Binde um die Augen geschlungen, er wird in's Gesicht geschlagen und die Frage an ihn gestellt: „Weissage uns, wer dich geschlagen hat?" Alles, was die Mächte der Hölle im Uebermut des Bewußtseins ihrer zeitweiligen Gewalt ersinnen, wird an dem Dulder ausgeübt. — Die Rolle der Henkersknechte ist nicht so

leicht als man sich denken mag. Sie haben die Thatsachen sichtlich vorzutragen, sie müssen die volle Verachtung. welche ihr Treiben verdient, auf ihre Schultern laden, die Zuschauer müssen an ihnen mehr als Aergerniß nehmen, und doch darf Rede und Geberde das Maß des Tragischen nicht überschreiten; das christliche Gefühl hat hier das Kunststudium zu ersetzen, Gefühl und Kunst aber dürfen die Ausbrüche der Rohheit — nicht im Aeußersten der brutalen Wirklichkeit sehen lassen.

Judas erscheint als wahres Bild eines gefolterten Gewissens. Seine That stellt sich ihm in den Weg, wie ein unübersteiglicher Berg. Er beginnt die Klage über sich selbst mit den Worten: „Wehe mir, ich will im Hause des Kaiphas dem Ausgange nachforschen. Verflucht sei der Schritt, den ich gewagt.“ Es sind diese Worte des Verräthers gleichsam eine Art Prolog zum folgenden Bilde, welches gerade ihn angeht.

Zehnte Vorstellung.

Die Verzweiflung des Judas.

Bild. Der Brudermörder Kain, von Gewissensbissen gequält, irrt unstät auf der Erde umher. Wenn die andern Bilder entweder aus Massen von Personen bestehen oder doch Gruppen bilden, so zeigt sich hier gerade der tragische Moment in dem Umstand, daß der Verbrecher allein mit seiner Verzweiflung und dem unvertilgbaren Bewußtsein seiner Schuld mit seinem rächenden Gewissen dasteht — in öder Gegend, die das Abbild seiner verödeten, wüsten Seele ist, auf welcher der Fluch liegt; es hilft ihm nichts, wenn er mit den Händen seine Augen schließt, das Bild des erschlagenen Bruders kann er damit nicht los werden. Der Chor erklärt:

O weh dem Menschen! sprach der Herr,
Der mich wird übergeben;
Es wäre besser ihm, wenn er
Erhalten nie das Leben.
Und dieses Weh, das Jesus sprach,
Folgt Judas auf dem Fuße nach,

In vollen Schalen wird es sich ergießen.
Laut schreit um Rache das verkaufte Blut.
Gegeißelt von dem nagenden Gewissen,
Gepeitscht von allen Furien der Wuth,
Rennt Judas rasend schon umher
Und findet keine Ruhe mehr.
Bis er, ach! von Verzweiflung fortgerissen
Hinwirft von sich in wilder Hast
Des Lebens unerträglich schwere Last.
So flieht auch Kain. Ach, wohin?
Kannst du dir selbst doch nicht entflieh'n?
In dir trägst du die Höllenqual;
Und eilest du von Ort zu Ort,
Sie schwingt die Geißel fort und fort;
Wo du bist, ist sie überall;
Und nie entrinnst du deiner Pein.
Dieß soll der Sünder Spiegel sein;
Denn kommt die Rache heute nicht —
Wird noch der Himmel borgen;
So fällt das doppelte Gewicht
Auf ihre Häupter morgen.

Judas tritt nun auf. Seine Rede ist nur eine Fortsetzung dessen, was er vor dem Bilde begonnen: „Soll also ich für sein Blut verantwortlich sein? Nein, das lag nicht in meinem Vertrage! Verfluchte Synagoge! Vor die Füße will ich euch euer Geld werfen. Doch wird der Meister dadurch gerettet werden? Schon einmal machte er sich unsichtbar, vielleicht — aber wie, das beruhigt mich nicht, noch einmal seid verflucht, keinen Antheil will ich haben an dem unschuldigen Blute!" Er geht fort. Wieder wird Jesus in die Räume

des Synedriums hereingestoßen, ein rührendes Bild der Geduld. Was Ludwig Clarus über dieses Stoßen und Zerren der Knechte vom Darsteller Christi 1850 sagte, hat im vollsten Maße auch auf die Darstellung Schauer's seine Anwendung: „Durch nichts wird die ruhige Haltung, der sichere Adel im Benehmen Jesu erschüttert. Selbst die brutalen Stöße der Kriegsknechte, welche ihn stolpern machen wollen, überwindet er durch seine unbesiegliche Standhaftigkeit und Gelassenheit. Nach jeder gewaltsamen Einwirkung auf seine Stellung erlangt er sogleich wieder das bewunderungswürdige Gleichmaß seiner Haltung und Bewegung. Kein Ungeschick und keine Uebertreibung entweiht den Auftritt."

Was die Knechte treiben ist auch Wohldienerei, es ist eine Lust, die sie den haß- und rachefunkelnden Augen der Mitglieder des Synedriums bereiten. Nun spricht dieses Synedrium über den Herrn als über einen Gotteslästerer in voller Form das Todesurtheil aus. Judas kommt dazu, was er als letzte Folge seines Verrates gefürchtet hat, ist geschehen; er bestrebt sich, die Sache rückgängig zu machen. Ein Hohngelächter über die Halbheit dieses schwächlichen Sünders zuckt über das Antlitz der Hohenpriester, welches in einen Ausdruck von Verachtung übergeht, als wollten sie

sagen: Was will denn dieser blöde Mensch hier? — Wie kann er auch nur den Gedanken fassen, den vollen Lauf „der Gerechtigkeit" einzuhalten? Sie gebieten ihm mit aller harten Kälte versteinerter Bosheit: „Ruhe!" Nun entsteht ein förmliches Ringen. Er fürchtet: diese da sind nicht gesonnen, ihm die schwere Bürde seiner Schuld abzunehmen, und so sucht er nun diese Schuld symbolisch im Lohn des Verrates ihnen vor die Füße zu werfen. Er ruft verzweifelt: „Keine Ruhe für mich, nein, keine Ruhe für mich, ihr habt mich zum Verräter gemacht. — Gebt die Unschuld heraus, meine Hände sollen rein sein." —

Peinlich und doch gewiß vornehm thuend schauen sich die Hohenpriester und Aeltesten gegenseitig an, als wollten sie sagen: „Was will dieser Narr hier? man soll schauen, daß er hinauskommt."

Nun reißt Judas den Mammon, die Ursache des Verrates, von seinem Herzen los und wirft das verfluchte Geld mit entsprechenden Worten an die Bretter einer Art Kanzel vor dem Hohenpriester, daß es klirrend zu Boden fällt. Sie erklären ihm aber: der abgeschlossene Handel könne damit nicht aufgehoben werden. Wenn sie sich dabei als ehrliche Biedermänner gebärden — die um keinen Preis ihr Wort brechen

oder zurücknehmen wollen, so ist das mit ihrem ganzen heuchlerischen Wesen nur in Uebereinstimmung. Judas will sich nun wenigstens der Mittheilnehmer und des Mitfluches an seiner Frevelthat für das Synedrium versichern, und er ruft aus: „Wohlan, so sollt ihr mit mir zu Grunde gehen." Er stürzt hinaus, die Verzweiflung folgt seinen Schritten.

Das hingeworfene Geld wird aufgehoben, aber es ist entweihtes Blutgeld, es ist unrein, und hier wird wieder fromm der Panzer des Gesetzes hervorgesucht, um gegen jeden Vorwurf einer Schuld gewaffnet dazustehen, sie kaufen dafür Hakeldama, den Blutacker, ein Begräbniß für die Fremden, „denn es geziemt sich nicht, daß man die Silberlinge als ein Blutgeld in den Schatzkasten lege."

Die Prozedur soll beschleunigt werden. Sie bieten nun Alles auf, um die Vollstreckung des Urtheiles noch vor den Festtagen in's Werk zu setzen. Der Mund der Wahrheit vernichtet das Endziel ihrer Anschläge mit den Worten: „Von nun an wird der Menschensohn in seiner Herrlichkeit zur Rechten des allmächtigen Vaters sitzen." Hochmut und Rache aber haben kein Verständniß mehr für das Heil Israels; die Bestrebungen der Selbstsucht haben die Herzen des Synedriums erfüllt, sie verkünden ihren Stolz in den Wor-

ten: „Die ganze Welt soll von uns reden und von unserm Siege über den Galiläer!"

Drei Mitglieder des Synedriums werden nun abgeordnet, den Pilatus um die baldige Vollziehung des Urtheils zu bitten. Auch hier kommt wieder die Heuchelei an das Tageslicht, die in die wahre sittliche Lebensthat gar nichts — und in das Ceremonialgesetz alles setzt. Sie dürfen das Haus des Heiden, das Gerichtshaus nicht betreten, es könnte ihre reinen Seelen verunreinigen, sie ersuchen ihn daher durch seinen Thürhüter um eine Zusammenkunft im Garten.

Wir müssen hier einige Worte über die Diener des Pilatus, wie über die untergeordneten Rollen überhaupt sprechen.

Der k. k. Hofschauspieler Fichtner bemerkte: „Schlecht spielen sah ich gar keinen, die untergeordnetste Rolle war zum mindesten ausgefüllt, es war wie ein gewaltiger Strom — es konnte keiner zurückbleiben, jeder wurde mit fortgerissen, die Starken haben die Schwachen hinterhergezogen!"

Wie das verkehrte Judenthum, die Diener, Knechte und das Volk sich in den verkommenen Hohenpriestern und im Syneorium spiegelte, so bildet auch Pilatus wieder das Centrum im Lebenskreis des stolzen, selbstgenügsamen, gewaltigen Heidenthums. Wie der

Herr, so der Diener. Die Diener des Pilatus spielen ganz anders, als die Diener des Synedriums. Der ganze Römerstolz spricht aus ihrem zurückgeworfenen Kopf, aus ihrer gebieterischen Haltung, sie fühlen sich dem kleinlichen Treiben der Juden gegenüber groß und nobel — sie haben in Rom ihren Schwerpunkt und gebärden sich als Miteigenthümer der Welt. Selbst der Thürhüter des Pilatus trägt die volle Verachtung gegen die offen daliegende Heuchelei dieses verrotteten Judenthums in seiner Seele, und er behandelt die Juden als solche, wie die römischen Klassiker jener Zeit einstimmig sie geschildert haben, wenn er den jüdischen Abgesandten, kaum daß sie ihm nach Anbringung ihrer Botschaft den Rücken gekehrt — lachend nachruft: „O ihr verschmitzten Schelme, die ihr Kameele verschluckt und die Mücken abseiget."

Der Verfasser des Dramas läßt hier den Thürhüter des Pilatus den 24. Vers des 23. Kapitels Matthäus aus den Vorwürfen des Herrn an die Pharisäer sagen. Dieser und der frühere Vers lauten: „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Krausemünze, Annis und Kümmel verzehntet, aber das Wichtigere des Gesetzes, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und den Glauben vernachlässiget. Dieses sollt ihr thun und jenes nicht unterlassen. Ihr

blinden Wegweiser, die ihr eine Mücke durchseiget, aber ein Kameel verschlinget.''

Es ist kein Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit, wenn der heidnische Thürhüter den Juden letzteren Vorwurf auch macht. Es war ja Gebrauch bei den Juden, den Wein, Essig und alles Getränke sorgfältig durch Leinwand zu seigen, um ja keines der kleinsten unreinen Thiere mitzugenießen und so das Gesetz 3. Moses 11, 20. 23. 21. 42 zu übertreten. So seigen noch heutzutage in Befolgung eines religiösen Gesetzes die Buddhisten in Ceylon und Hindostan ihr Trinkwasser. Den unrein machenden Mücken wird das kolossale Kameel, ebenfalls ein unreines Thier, gegenübergesetzt. Die bequeme heuchlerische Manier, mit der kleinen Gesetzerfüllung sich von der großen loskaufen zu wollen, mußte auch den Heiden bekannt werden, die unter den Juden lebten. Das pharisäische Treiben der Juden war nun nicht geeignet, die Heiden zur Erkenntniß des wahres Gottes und zur wahren Messiashoffnung hinzuführen, im Gegentheil mußten die Juden den Römern lächerlich erscheinen, weil sie die Religion zu einem Schacher herabwürdigten, indem sie für die kleine Münze ceremonieller Gesetzerfüllung bei großartiger Vernachlässigung von Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben, Got-

tes Wohlgefallen zu erkaufen wähnten. So viel gegen die Bemerkung, welche gemeint hat, daß es unstatthaft sei, dem Thürhüter des Pilatus die obigen Worte Christi in den Mund zu legen.

Nun öffnet sich der Vorhang der Mittelbühne, es zeigt sich eine freie Gegend, inmitten gegen den Vordergrund zu — ein Hügel mit einem Baum, der oben eine belaubte Krone trägt und dessen dürre Aeste unten hinausragen. Judas stürzt herein, ein wahres Bild der Verzweiflung, er hält einen langen Monolog, dem mit der gespanntesten Aufmerksamkeit von Seite der Zuschauer gefolgt wird. Der Dichter suchte hier offenbar die Worte des Evangelisten Lukas 22. Hauptstück zur Anschauung zu bringen: „es war der Satan in Judas gefahren.“ Der öfter wiederkehrende Refrain seiner Raserei ist: „Ich kann die Folter meines Gewissens nicht länger ertragen, mein Verrat hat mich für immer von seinen Jüngern ausgeschlossen, für mich ist keine Hoffnung, keine Verzeihung, keine Rettung!“ Die unheimlichen Blicke, die er während seines Rasens bisweilen auf den Baum wirft, lassen errathen, zu welcher That er denselben sich auserseheh. Immer in nähern Kreisen zieht es ihn an den Hügel. Ein rascher Sprung, er steht hart am Stamme. Dicke Aeste ragen unten

heraus und hindern ihn in seinem Vorhaben. Mit der Kraft eines Verzweifelnden bricht er dieselben herunter, und was man sieht, hört man auch. Krach, krach, krach! Der Gürtel seiner Kleider ist zu einer Schlinge schnell geknüpft — er wirft die Schlinge an einen der obern Aeste — den Ausdruck höchster Verzweiflung im Angesicht, in diesem Momente fällt der Vorhang, während den Zuschauern der letzte Schrei der Verzweiflung und das furchtbare Krachen der Aeste noch in den Ohren tönt. —

Nicht nur war die ganze Scene mit der feinsten Bühnenkenntniß arrangirt, Lechner gab den Judas auch meisterhaft. Sehr richtig bemerkte hierüber Fichtner: „In der Darstellung des Judas muß eine gefährliche Klippe umschifft werden, der leiseste Fehltritt in seiner Rolle, die mindeste unzeitgemäße Extravaganz lockt zum Lachen; das klebt am Wesen des Judas, denn man ist gewohnt, ihn von Kindheit an nicht nur als eine tragische Person zu betrachten, sondern auch lächerliche Momente an ihm gewahr zu werden."

Das ist sehr wahr: ich erinnere mich aus der Kindheit, daß bei Passionsvorstellungen mit hölzernen Figuren, die auf der Bühne von unten hin- und hergeschoben werden, die liebe Jugend immer heiter

gestimmt war und lachte, wenn Judas kam; selbst als die kleinen Unholde den ganz kleinen, hölzernen Judas am Baume zappeln sahen, lachten sie alle mitsammen darüber in einer wahren Herzensfreude.

Eilfte Vorstellung.

Christus vor Pilatus.

Bild. Die Fürsten und Satrapen des Königs Darius dringen in denselben, er solle Daniel in die Löwengrube werfen, weil er vor seinem Gott gebetet. (Daniel VI. 4.) Die Zuschauer sind von der grauenhaften Katastrophe, die dem Verrat und der Verzweiflung des Judas gefolgt, noch so erfüllt, daß dieses Bild ohne besondere Theilnahme vorübergeht. Der Chor erklärt die Beziehung desselben:

Gelästert hat er Gott!
Wir brauchen keine Zeugen mehr.
Verdammt zum Tod
Ist vom Gesetze er;
So lärmt das Synedrium.
Auf! zu Pilatus wollen wir,
Ihm unsere Klagen vorzubringen —
Das Todesurtheil zu erzwingen. —
In diesem stummen Bilde sehet ihr:
Wie Daniel zu Babylon,

Verklagt man fälschlich Gottes Sohn.
Der Götter Feind ist Daniel!
O König! höre deiner Völker Klagen:
Zerstört hat er den großen Bel — —
Die Priester und den Drachen er erschlagen.
Ergrimmt vor deinem Thron
Erscheint ganz Babylon.
Willst du von Volkes Wuth dich retten;
So laß den Feind der Götter tödten.
Er sterbe! — König! nur sein Tod
Versöhnet unsern großen Gott.

So eilt das böse Sanhedrin
Ganz rasend zu Pilatus hin,
Wie jene Schurken dort gethan;
Und klagt mit wildem Ungestüm,
Voll Tigerwuth und Löwengrimm,
Die Unschuld auf den Tod nun an.
O Neid! fanatisches Gezücht;
Was unternimmst, was wagst du nicht,
Um deinen Groll zu stillen?
Nichts ist dir heilig, nichts zu gut;
Du opferst Alles deiner Wuth
Und deinem bösen Willen.

Weh dem, den diese Leidenschaft
In Schlangenketten mit sich rafft! —
Vor neidischen Gelüsten,
O Brüder! bleibet auf der Hut!
Laßt ja nie diese Natterbrut
In euren Busen nisten!

Christus wird von den Hohenpriestern zu Pilatus geführt und angeklagt. Die Juden könnten sich verunreinigen, wenn sie beim beginnenden Feste in die

Gerichtshalle des Heiden eintreten würden, darum bleiben sie vor dem Hause des Pilatus — und er muß ihrer Ceremonialstatuten wegen vom Balkon seines Palastes mit ihnen unterhandeln. Entblößt und ein Tuch um die Lenden geschlungen, die Hände gefesselt, kommt nun Christus mitten unter dem Tumulte auf die Scene, die Priester auf der einen, die Kriegsknechte auf der andern Seite, steht er unter dem Balkon des Pilatus. Das Synedrium hat ihn bereits zum Tode verurtheilt.

Nun erscheint Pilatus auf dem Balkon. Vom Darsteller des Pilatus 1850 sagt Ludwig Clarus: „Ein ehrlicher, wohlbeleibter Ammergauer, welcher sich in der faltenreichen Toga Prætexta und mit dem klassischen Stirnband von Gold recht stattlich ausnimmt.“

Welchen Fortschritt hat das Passionsspiel 1860 gemacht! Was für ein Pilatus! Da kann man schon fragen: „Wo ist ein Schauspieler in Deutschland, der den Pilatus — (doch eine ganz weltliche Rolle) — besser darstellt als Tobias Flunger, Schnitzler und Zeichnungslehrer in Oberammergau! Dieser noble, stolze Römer stand so bombenfest gegen alle Kritik und Nergelei auf seinem Balkon droben, daß es eine wahre Lust war ihn anzuschauen und anzuhören. Die Sprache, das reinste Deutsch, klar und volltönend, die Haltung edel und seiner Stellung vollkommen würdig; ein wahrer

Repräsentant der weltbeherrschenden Roma, wie man sich keinen besseren denken mag. Die rothe feierliche Toga mit goldenen Streifen, der goldene Reif um seine Stirne, das Alles schien schon auf der Wiege dieses Mannes gelegen zu sein. Man wird auf die nobelsten Köpfe und Gestalten aus der Römerzeit erinnert, wie sie in Basreliefs und Statuen im Vatican zu Rom, im Museum Bourbonicum zu Neapel und im Palazzo degli Uffizi in Florenz sich finden.

Dieser Heide auf dem Balkon droben, der die Bewegung seines Körpers so in der Gewalt hat, daß er nicht erst den Anstand abzumessen braucht, der sich aus der Ruhe seiner Herrschaft nicht so bald herausbringen läßt, ist der vollendete Gegensatz zu den tumultuirenden Juden unten, bei denen Fanatismus, Geschrei, Heftigkeit und Ungeduld wetteifern, um den Pilatus ihrem Willen dienstbar zu machen. (Nachdem der Geschichtsschreiber Josephus Flavius selber ein Jude war, darf in seinem Bericht über Pilatus, der kein Freund der Juden gewesen, die jüdische Färbung nicht übersehen werden.) Ein Berichterstatter in den Münchner „Neuesten Nachrichten" 1850, Nr. 260—265, hat den Pilatus volksthümlich derb aber richtig aufgefaßt, wenn er meint: „Pilatus ist ein Feind der Juden wegen ihrer Kleinigkeitskrämerei und wegen des ewigen

Gescheres, womit sie ihm seine Stellung dornenvoll machen."

Schlau haben sie die schwache Seite des römischen Statthalters in Angriff genommen, da sie bei ihrer Anklage rufen: „Er ist ein Feind des Kaisers, denn er verweigert die Abgaben." Ein kaltes Lächeln fliegt über das Antlitz des Pilatus, er kennt seine Leute und weiß wohl, was er von ihrem Geschrei zu halten hat. Die exekutive Gewalt steht ihm ausreichend zu Gebot; die Anklage der Juden dünkt ihm überflüssig. Doch muß er seines Amtes walten, denn er hat die Machinationen dieses Volkes in Rom kennen gelernt, und stellt nun, um der Rechtsform zu genügen, selbst einige Fragen an Christus. Der Herr schweigt. Auch dieses Schweigen weiß die Mörderrotte zu ihrem Vortheil auszumünzen. Sie ruft hinauf: „Sein Schweigen verräth seine Schuld, er hat sich zum König der Juden aufgeworfen."

Nun läßt Pilatus Christus auf den Balkon führen und heißt die Priester fortgehen. Neben diesem Bild des Dulders ist der Glanz der Erscheinung des Heiden gebrochen. Pilatus fragt: „Bist du der König der Juden?"

Pilatus ist sich seiner Macht so bewußt, daß er nicht höhnisch fragt, in seinem Ausdruck liegt mehr

das Mitleid mit einem Träumer aus dem Judenvolke, der seine reizbare Nation verletzt hat, und sich selber ruinirt.

Dem Pilatus wird zur Antwort: „Du sagest es, denn ich bin ein König, ich bin auf die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gebe, wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“

Hierauf stellt Pilatus die allbekannte Frage: „Was ist Wahrheit?“ Es lag in dieser Frage keineswegs ein gemeiner Hohn; sie ist eben die Quintessenz aller Weisheit des skeptischen Römers, er bedauert in dieser, seiner Meinung nach unauflösbaren Frage sich und die ganze Menschheit; wie sollte ihm der arme, gefesselte Galiläer, dieses Schmerzensbild, einen Aufschluß geben, da ihn alle Weisen Griechenlands und Roms darüber im Dunkeln gelassen! Es liegt in dieser wehmüthigen, aber auch hochmüthigen Frage — die im Voraus auf keine Antwort hören will — das welthistorische Elend des Heidenthums nach der Erscheinung Christi, des Heidenthums, welches stolz den Verkünder und Vollzieher der Erlösung von sich abweist — und lieber in der Nacht des Denkens und Handelns, der Glaubens- und Sittenlosigkeit fortlebt, als daß es zur Probe, ob sein Wort Wahrheit ist — sein Gesetz halten wollte. In diesem Sinne

hatte der Darsteller des Pilatus die merkwürdige Frage aufgefaßt und ausgesprochen.

Pilatus will aber mit dem Manne nichts zu thun haben, er sagt zu den Juden: „Nehmt ihn und richtet ihn nach eurem Gesetze, ich finde nach dem meinen keine Schuld an ihm.“ Die Juden treiben ihn aber weiter in die Enge, sie sagen: „Wir dürfen keinen zum Tode verurtheilen.“ Pilatus sucht nun die letzte Ausflucht; — da er vernommen, der Angeklagte sei ein Galiläer, erwidert er den Juden: „So führt den Galiläer zu Herodes, aus dessen Gebiet er ist.“

Der Charakter des Pilatus erregt Mitleid, nicht Verachtung. Wie dem heidnischen Staat nichts an der Persönlichkeit liegt, weil er den Werth derselben nicht kennt, also auch nicht zu schätzen weiß, so liegt dem Vertreter des heidnischen Staates auch nichts am Leben oder Tod des Menschen. Vor Allem sucht er Rom zu dienen, um seine Stellung zu wahren; er ist nicht abgeneigt Gerechtigkeit zu üben, aber der Gerechtigkeit ein Opfer zu bringen, das kennt er nicht. Den Fanatismus und die Blutgier der Juden verachtet er gründlich; aber er will Ruhe und mit ihnen so wenig als möglich zu thun haben. Das sind die Grundzüge seines Charakters.

Zwölfte Vorstellung.

Christus vor Herodes.

Bild. König Hanon beschimpft die Abgesandten des Königs David von Israel. (3 Könige 10. 4.) Hanon läßt den Gesandten den Bart halb abscheeren und die Kleider halb abschneiden.

Der Chor erklärt:

Beschämt ist jetzt der Pharisäer Rotte.
Er hat, so spricht Pilatus, nichts gethan,
Daß ich, wie ihr voll Neides schreit, zum Tode
Den Ausspruch thun — das Urtheil fällen kann.
Doch, ach! was stellt vor meinem Blicke
Für eine neue Scene sich?
Ich sehe — zitt're — beb' zurücke —
Ein kalter Schauder packet mich.
Wie Hanon einst, zum Spott und Hohn,
Bei halbgeschornem Bart und Kleide
Beschimpfte eines Davids Leute,
Gesandt von ihm zu dessen Thron;
So wird die Unschuld auch gekränkt —
Wem schauderts nicht bei dem Gedanken?
Gestellt vor des Herodes Schranken
Mit Spotte und mit Hohn getränkt.

Christus erscheint vor Herodes. Der Judenkönig sitzt inmitten des Hintergrundes auf einem erhöhten

Thronsitze und ist von vielen Höflingen, Priestern und Kriegsleuten umgeben. Ueberflüssige fantastische Pracht herrscht an diesem Hofe. Herodes hat ja sein Königthum zunächst von der Seite des Wohllebens aufgefaßt. Der Heide Pilatus wich keinen Zollbreit vom Ernst seines Richteramtes, seiner Stellung. Herodes ist der Mann der Unterhaltung und des Zeitvertreibes — in diesem Sinne will er nun auch das Verhör mit Christus ausbeuten. Er stellt Fragen, erhält aber keine Antwort. In seiner angewohnten Frivolität will er nun von Christus, von dem er schon viel gehört, ein Wunder sehen. Auch dieser Wunsch wird mit Schweigen abgefertigt. Herodes schämt sich nun vor den Höflingen, daß er mit dem Gefangenen nichts ausrichten kann, er sucht sich durch Hohn und Spott, in dramatischer Weise durchgeführt, zu rächen; der Anblick dieses Mannes, wie er da vor ihm steht, ist ihm zu unheimlich zu ehrfurchtgebietend; er will dieses Gefühles dadurch sich entledigen, daß er Christus mit einem Purpurmantel umkleiden und ihm einen Rohr-Scepter in die Hand geben läßt. Gegenüber diesem verspotteten, phantastischen König bläht sich Herodes stolz auf in seinem Sammtkleide mit dem goldblitzenden Turban. Aber des Todes schuldig kann er Christus nicht finden. Herodes ist eben kein Fanatiker

des Judenthums, als das Höchste gilt ihm ein vergnügliches Leben, er ist ein anticipirter, praktischer Reformjude. Mit dem Christo angethanen Hohn läßt sich aber das Judenvolk nicht abspeisen. Er hat ja aus dem Synedrium die Parole des Todes bekommen und auf diese Parole kommt es immer wieder zurück. Herodes will Ruhe haben. Er sendet die unvergnügten Juden wieder zu Pilatus. Mit dem wiederholten grausamen Ruf: „Er sterbe, er sterbe!" verlassen sie die Königsburg des Herodes. Görres sagt: „Die Juden aber in ihrer rachgierigen Seele sind mit diesem bloßen Hohne nicht zufrieden; sein Thron ist das Kreuz, dort soll der Dornengekrönte thronen, dort das Blut seiner Wunden den Purpurmantel ihres Königs färben."

Dreizehnte Vorstellung.

Die Geißelung und Dornenkrönung.

Erstes Bild. Josef's Brüder zeigen ihrem Vater das bunte Röcklein Josef's, das sie in das Blut eines geschlachteten Ziegenbockes getaucht. (I. Moses. 37. 31.) Der alte Jakob ringt trostlos seine Hände.

Der Chor erklärt:

Sie haben noch nicht ausgewüthet —
Vollendet noch nicht ihren Plan,
Den von der Hölle ausgebrütet
Nur Satans Neid vollbringen kann.
Ihr Felsen spaltet euch, und stürzet nieder.
Bedecket diese Schurken — Satansbrüder!
Nicht länger soll ihr Leben — nein!
Nicht länger mehr gefristet sein!
O! welche schaudervolle Scene
Des Josef's Rock mit Blut besprengt
Und an den Wangen Jakobs hängt
Der tiefsten Trauer heiße Thräne.
Wo ist mein Josef? meine Wonne!
An dessen Aug mein Auge ruht:
An diesem Rocke hängt das Blut
Das Blut von Josef — meinem Sohne.
Ein wildes Thier hat ihn zerrissen,
Zerrissen meinen Liebling. Ach!

Dir will ich nach — dir, Josef! nach;
Kein Trost kann dieß mein Leid versüßen:
So jammert er — so wimmert er
Um Josef — und er ist nicht mehr.
So wird auch Jesu Leib zerrissen
Mit wilder Wuth,
Sein kostbar Blut
In Strömen aus den Wunden fließen.

Zweites Bild. Der zum Opfer bestimmte Widder im Dornengebüsch verwickelt. (I. Moses 22. 13.) Links der Opferaltar, auf dem Isaak der zu Opfernde kniet. Abraham hält den Widder, welcher sich im Dornenbusch verrannt hat, bei den Hörnern.

Der Chor erklärt:

Abraham! Abraham! tödt' ihn nicht.
Dein Glaube hat — so spricht
Jehova — ihn, den Einzigen, gegeben:
Er soll nun wieder dein — zum Völker-Glücke leben.
Und Abra'm sah im Dorngesträuch
Verwickelt einen Widder steh'n;
Er nahm, und opferte sogleich
Ihn von Jehova auserseh'n.
Ein groß Geheimniß zeigt dieß Bild
Im heil'gen Dunkel noch verhüllt.
Wie dieses Opfer einst auf Moria,
Steht Jesus bald gekrönt mit Dörnern da.
Ihr Alle, die ihr hier vorübergehet,
Ach! stehet stille — habet Acht, und sehet:
Wo trifft man einen Schmerzen an,
Der diesem Schmerzen gleichen kann?

Nun folgt eine wahre Revolutionsscene. Die Leiter gehen unter dem Volke herum — theilen die

Schlagworte aus, und schüren den Brand. Das Volk in Massen bleibt sich immer gleich. Dürres Reisig, wer Feuer braucht, darf nur Funken hineinwerfen und anblasen, und in kurzer Zeit wird es lichterloh aufbrennen. Der Statthalter muß terrorisirt werden; er soll der „öffentlichen Meinung" weichen; — die Zündfäden dieser öffentlichen Meinung aber gehen vom Synedrium aus. Diese Schwarzkunst ist uralt, und wird immer mit Erfolg betrieben. Die Hauptbetzer sagen zu den Unterhetzern oder Faiseurs: „Setzet Alles in Bewegung, erhitzet die Köpfe," und dergleichen allbekannte Phrasen. Pilatus auf seinem Balkon durchschaut auf den ersten Blick das Blendwerk, er sagt kalt: „Bei meiner Ehre, ich kann kein Verbrechen an ihm finden." Er macht dem Volke Vorstellungen und sucht es zu beschwichtigen. Aber es hilft Alles nichts, ihre Losung ist Blut und Tod, und davon gibt es kein Abgehen. Pilatus gibt nun eine praktische Erläuterung über den Wahrspruch: „Die Staatskunst ist eine schwache Vertreterin der Gerechtigkeit. Wer mit dem Unrecht paktirt und sich dem Unrecht gegenüber zu Concessionen drängen läßt — dessen Sache ist aufgegeben." Pilatus ist nicht gewillt, sich aus seiner letzten Position der Gerechtigkeit drängen zu lassen, und Christi Leben den Juden auszuliefern; er stellt ihnen vor, daß sie nach

dem Gesetze an dem Festtag einen Gefangenen frei begehren können, und will ihnen die Wahl zwischen Christus und Barrabas lassen. Davon aber wollen sie nichts hören, sie rufen: „Er muß sterben, der Gotteslästerer, der Vernichter unseres Gesetzes! An's Kreuz mit ihm!"

Pilatus wankt — er macht an die Hyäne die gefährliche Concession, sie Blut lecken zu lassen. Er befiehlt Christus zu geißeln und täuscht sich in der Hoffnung, mit dem Jammerbilde des Gegeißelten werde sich dieß Volk zufrieden geben. Christus wird abgeführt — man hört hinter dem Vorhang der Mittelbühne Geißelhiebe fallen, nach einiger Zeit erhebt sich die Courtine. Christus in der Mitte an die Säule gebunden, von Henkersknechten umrungen, blutet und fällt unter den Hieben eben zusammen. In der rohesten Weise wird er emporgerissen, man setzt ihn auf einen Schämel, als seinen Thron, wirft das Purpurkleid um seine Schultern, als seinen Königsmantel, und legt das Rohr in seine Hand, als Scepter. Doch haben die Henker an diesem todesmüden Bild des Spottes noch nicht genug, sie stoßen ihn mit dem Sitze um, erheben ihn, setzen ihn wieder auf den Schämel und rufen mit satanischem Hohn: „Setze dich, ein König soll nicht stehen."

Nun folgt als Krone des Spottes die Dornenkrönung. Die Krone wird gebracht und Christo auf's Haupt gesetzt. Vier Schergen bringen zwei gerade Stäbe, an denen die Rinde und die Ansatzknorren von den herabgerissenen Zweigen sichtbar sind. In der Diagonale legen sie zuerst diese Stäbe auf die Dornenkrone und drücken diese an den vier Enden der Stäbe derartig auf das Haupt, daß die Enden dieser Stäbe sich über das Antlitz weit herunterbiegen und Blut über die Stirne fließt. Clarus bemerkt über diese Seene: „Dieser Anblick war empörend, und wäre nicht auszuhalten gewesen, wenn nicht die himmlische Ergebung des an der Schlachtbank angekommenen Lammes das Gemüt gehoben hätte, so daß jene Scheußlichkeit als ein Verherrlichungsmittel dieser himmlischen Gelassenheit erschien."

Bis hier hat sich der Zuschauer schon derartig in die Sicherheit des Darstellers hineingelebt, daß er sich über die Vollendung in der Darstellung gar nicht mehr wundert. Die Würde des Gottmenschen darf unter der brutalsten Vergewaltigung niemals leiden; das war auch der leitende Stern des Darstellers; über der hochempörten See dieser geschilderten Scenen hat er sich mit seinem Schifflein immer oben erhalten. Eben diese Sicherheit gereicht aber dem Zu-

schauer zu einer eigenthümlichen Befriedigung. Er kann sich ungestört, ohne Angst auf irgend eine Taktlosigkeit, dem seltensten auf religiöser Grundlage ruhenden Kunstgenuß überlassen.

Vierzehnte Vorstellung.

Jesus wird zum Kreuzestode verurtheilt.

Erstes Bild. Josef wird als Landesvater dem Volke vorgestellt. (I. Moses. 41. 41.) Josef in Prachtkleidern mit der goldenen Kette geschmückt auf dem Triumphwagen. Eine Masse von Volk, theils im Zuge, theils als Zuschauer.

Der Chor erklärt:

Gegeißelt grausam, und gekrönet
Verspottet wüthend und verhöhnet
Ward Jesus wie ein Bösewicht.
Wer sah ihn leiden, bluten, dulden —
Den Heiligsten für fremde Schulden
Und fühlte tiefes Mitleid nicht?
Ach! welch ein Mensch! —
Wer sieht an ihm der Gottheit Spur?
Ach! welch' ein Mensch! —
Ein Wurm — ein Spott der Henker nur.
Seht! welch ein Mensch!
Zur Hoheit Josef auserwählt;
Seht! welch ein Mensch! —

Zum Mitleid Jesu vorgestellt.
Laut soll es durch Aegypten schallen:
Es lebe Josef hoch und hehr;
Und tausendfach soll's wiederhallen!
Aegyptens Vater — Freund ist er!
Und Alles stimme — Groß und Klein —
In unsern frohen Jubel ein!
Du bist Aegyptens Trost und Freude,
Ein Glück, wie ihm noch keines war.
Dir, Josef, bringt Aegypten heute
Die Huldigung voll Jubel dar.
Laut soll es durch Aegypten schallen (wie oben).

Als zweiter Landesvater thronet
Er nun in uns'rer Mitt' und Brust!
Der Herbes nur mit Segen lohnet —
Ihm Heil! des Landes Stolz und Lust.

Zweites Bild. Losung über die zwei Böcke, von denen einer entlassen, der andere für die Sünden des Volkes geschlachtet wird. (3. Moses. 16. 7.) Einer dieser Böcke, auf den das Loos für Jehova gefallen, soll von Aaron zum Sündopfer dargebracht, der andere, auf welchen das Loos fällt als weglaufenden Bock, den soll er lebendig vor den Herrn stellen, auf daß er darüber bete und ihn entlasse in die Wüste.

Bei dem nachfolgenden Chor, der in der Form eines Wechselgesanges eingekleidet ist, singt der gewöhnliche Chor von der Mittelbühne und das Volk antwortet hinter dem Vorhang dieser Bühne:

Des alten Bundes Opfer dieß
Wie es Jehova bringen ließ.

Zwei Böcke wurden vorgestellt,
Darüber dann das Loos gefällt,
Wen sich Jehova auserwählt.
Jehova, durch das Opferblut
Sei deinem Volke wieder gut.

Das Blut der Böcke will der Herr
Im neuen Bunde nimmermehr;
Ein neues Opfer fordert er.
Ein Lamm von aller Mackel rein
Muß dieses Bundes Opfer sein.
Den Eingebornen will der Herr;
Bald kommt — bald fällt — bald blutet er
Ich höre schon ein Mordgeschrei:
Volk: { Barrabas sei
Von Banden frei!
Nein! Jesus sei
Von Banden frei!
Wild tönet, ach! der Mörder Stimm':
Volk: (An's Kreuz mit ihm! an's Kreuz mit ihm!)
Ach! seht ihn an! ach! seht ihn an!
Was hat er Böses wohl gethan!
Volk: { Entläßt du diesen Bösewicht;
Dann bist des Kaisers Freund du nicht.
Jerusalem! Jerusalem!
Das Blut des Sohnes rächet noch an euch der Herr.
Volk: (Es falle über uns und unsere Kinder her!)
Es komme über euch und eure Kinder!

Der Teig des Volkes muß wiederholt durchsäuert, Pilatus durch den Volksaufruhr vollkommen eingeschüchtert werden. Dieser stolze Römer, der immerhin noch

nach seinem Gewissen einen edlen Sinn für Gerechtigkeit in sich trägt, stand der Mordlust der Juden bisher wie eine Mauer entgegen. Die Fundamente derselben müssen durch die hochgehenden brandenden Wogen des heranbrausenden Volksmeeres unterwaschen werden, sie muß heute noch stürzen. Pilatus muß der „öffentlichen Meinung" der Juden sich fügen. Einen Tumult in die Scene zu setzen, die Massen in Fluß zu bringen, das verstehen die Anführer vollkommen. Die Apostelgeschichte gibt von dem eminenten Talente der Juden in dieser Richtung wiederholtes Zeugniß. Da sieht man nun rückwärts in der Straße die Häupter der Revolte, wie sie den Pöbel bearbeiten. Kaiphas ist einer der thätigsten und kennbarsten, er schiebt sich hetzend durch die Massen, seine kreischende Stimme hört man durch das Murren des Volkes hindurch, seine Priestermütze segelt wie ein vom Sturm getriebenes Schifflein über das Meer dieser wie Wogen dicht aneinander gereihten Köpfe hin. Nachdem die Massen gehörig in Fluß gebracht sind, wälzen sie sich tumultuarisch vorwärts und tosen vor dem Palaste und dem Balkon des Pilatus. Clarus sagt über diese Scene: „Die friedlichen Oberammergauer, von welchen wohl keiner den Gräuelscenen, welche das Jahr 1848 in so vielen großen Städten hervorrief, beigewohnt, und

dieselben aus eigener Anschauung kennen gelernt haben mag, hatten durch hellsehenden Instinkt die Natur solcher Scenen, das eigenthümliche Leben und Colorit solcher Volksaufläufe und der darin stattfindenden Scheußlichkeiten grausam getroffen."

Was Clarus von der Aufführung 1850 sagt, hat im hohen Grade von der 1860 zu gelten. Der Verfasser dieses hatte Gelegenheit, im Jahre 1848 zu Wien derlei Scenen mit Tausenden von Spielern, die von den Faiseurs bearbeitet wurden, oft an Einem Tage Dutzendweise zu sehen: er darf sich also wohl ein Urtheil erlauben. Die Hetzer und Vorschieber des Volkes zu Oberammergau spielten ihre Rolle meisterhaft. Der Pöbel, den „die Phrase" beherrscht, wurde auch mit der Phrase gefüttert. Das allenthalben ausgetheilte Schlagwort lautete: „Keinen Antheil soll er haben an Abraham, Isaak und Jakob. Barrabas sei frei." In der That, die sogenannten „Sturmpetitionen" und die geeigneten Mittel dazu sind schon vor zweitausend Jahren bekannt gewesen.

Pilatus erscheint auf dem Balkon. Ich habe von nun an bis zum Ende der Scene mit einem Handperspektiv die Mienen und die Haltung dieses Mannes nicht mehr aus den Augen gelassen. In der That, dieser Zeichnungslehrer Flunger versteht Köpfe zu zeich-

nen — an seinem eigenen Kopf. Was für Uebergänge an diesem Gesicht von der Zeit an, wo er zu dieser Scene auf den Balkon heraustritt, bis zum Momente der Händewaschung!

Noch geht er mit dem Gedanken um, Gerechtigkeit zu üben, und das Opfer dem Rachen seiner Feinde zu entreißen. Er hat dabei einen politischen Gedanken im Hintergrunde, der ihm aushelfen soll, er will an den letzen Funken sittlichen Gefühles appelliren, indem er seiner Wache befiehlt, den Verbrecher Barrabas herzubringen. Daß er den ganzen Vorgang hindurch die Juden aus vollem Herzen verachtet, das läßt er aus der Art genugsam hervorleuchten, wie er mit ihnen im echten Sinne des Wortes von oben herab redet. Es hat aber diese Verachtung nicht den Ausdruck gemeiner Hoffart und Aufgeblasenheit — sie hat eine sittliche Grundlage und daher eine Berechtigung. Unter dieser sittlichen Grundlage wird nun hier freilich nicht das Heidenthum und unter dem Gegenstand der Verachtung nicht das echte Judenthum des alten Bundes verstanden; es stehen sich hier einfach Recht und Unrecht gegenüber; Pilatus ist noch immer von einem edlen Selbstbewußtsein getragen; er fühlt sich als einen Vertreter der Gerechtigkeit, und er will der Emeute Wi-

derstand leisten. Noch glänzt das goldene Stirnband als Symbol der Herrschergewalt rein an seinem Haupte, ein edles Feuer lodert aus seinen Augen, und seinem jetzigen Benehmen nach muß man Achtung vor ihm haben und ihn lieb gewinnen. Er will dem Galiläer durchhelfen. Noch ist sein Muth ungebrochen durch den Anblick dieses Zwingers voll wilder Thiere zu seinen Füßen. Er weist die Juden mit ihrem Verlangen ab.

Früher schon war ein Diener des Pilatus auf den Balkon gekommen, und meldete: „Deine Gemalin, Landpfleger, läßt dir sagen, sie habe Träume wegen diesem Gerechten gehabt, du sollst sehen, daß er frei werde.“ Pilatus erwidert: „Sage, ich werde sehen, was ich thun kann.“ —

Der Traum seines Weibes soll sein Gewissen schärfen! Er ist über die Botschaft nicht ungehalten.

Nun erscheinen die seligste Jungfrau Maria mit Magdalena, Johannes und andern Freunden. Maria will mit Christus gehen, wird aber zurückgehalten; der Geliebte ihrer Seele ist in den Händen dieser Menschen rettungslos verloren. Unter bittern Thränen spricht sie ihre Klagen aus. Die Scene ist kurz, aber sie erschüttert allgemein, ein innig gemaltes Bild der mater dolorosa, ein Leuchthurm, dessen Flammen

von Liebe und Schmerz einer Mutter genährt sind, und die auf kurze Zeit ihre Strahlen über die empörten Wogen hinleuchten lassen.

Auf's Neue stürmen Priester und Volk an das Haus des Pilatus heran; der Blutdurst hat zugenommen, Pilatus fängt an bedenklich zu werden, dunkle Schatten ziehen über seine Stirne hin. Aber noch immer hat er sein Vorhaben nicht aufgegeben. Er läßt Christus auf den Balkon bringen, und nimmt nun oben mit ihm ein Verhör vor. Hier sagt nun Christus dem Pilatus, „wie diesem nur Legionen der Menschen, ihm aber die der Engel zu Gebote stehen.“ Pilatus hört das an mit dem Ausdrucke der Befremdung. Während dem nimmt das Geschrei allmälig zu. Der Heide wird eingeschüchtert, die Juden verklagen ihn am Ende in Rom, daß er es mit den Feinden des Kaisers halte. Er wankt, setzt aber noch seine Hoffnung auf das Erscheinen des Barrabas. Dieser wird vorgeführt. Er hat kein Wort zu sprechen. Kaum erscheint, von zwei Schergen geführt, dieser Mann in einer Art schmutziggrünem Hemd, das bis auf die Knöchel der bloßen Füße reicht, Haar und Bart struppig und verworren, im Gesicht ein Ausdruck der Wildheit und nebenbei eine Resignation, die mit dem Leben bereits abgeschlossen hat — als im Zuschauer auch schon der Gedanke fer-

tig ist: Ja, das ist der Barrabas, so muß er ausgesehen haben!

Von diesem Nachtstück aus der Gallerie des Menschengeschlechtes, das Pilatus neben die Lichtgestalt Christi hinstellen läßt — hofft er noch, daß er den Galiläer werde retten können. Diese verruchte Gestalt, der das Verbrechen wie ein Siegel auf die Stirne gedrückt ist — deren scheuer Blick halb in der Blendung von dem Licht nach der Kerkernacht, halb aus innerer Zerstörtheit, von seinen blutigen Thaten spricht; diese Gestalt, die ein ganzer Ausdruck der Todeswürdigkeit sein könnte, diesen Barrabas den Mörder, meint Pilatus, wie aus seinen Blicken zu ersehen, werden sie doch nicht loslassen, und so wohl das erwählte Opfer der Synagoge befreit werden können. Es hilft aber Alles nichts. Das von der Synagoge bezeichnete Opfer muß fallen. Was kümmert sie der Barrabas, gegen den haben sie keine Rache, der hat ihren Stolz nicht beleidigt, der bringt das Synedrium in keine Gefahr. Christus soll gekreuzigt, der Barrabas frei gegeben werden, schallt es aus hundert Kehlen. Nochmal wagt das zusammenbrechende Rechtsgefühl in Pilatus einen Versuch in einer Vorstellung an das Judenvolk — vergebens. Was bekümmern ihn nun die beängstigenden Träume seines Weibes — es könnte durch die Zwie-

tracht mit den intriganten Juden seine Stellung gefährdet werden, und — Opfer um der Gerechtigkeit willen zu bringen — dafür hat er als Heide wohl Verständniß, aber keinen festen Willen.

Die Schmach aber fühlt der edle Römer — die Schmach, dem Geschrei dieser wüthenden Juden nachgeben, und sein Rechtsgefühl um ihretwillen verletzen zu sollen; — eine finstere Wolke lagert von nun an bis zum Ende der Scene auf seinen Zügen, sein Stolz ist gebrochen, er schämt sich vor sich selbst — trotzdem daß er sich einredet, er müsse den Umständen weichen.

Barrabas ist nun frei. Die zwei Schergen, welche ihn führen, sind so erbost über diesen Verbrecher, daß sie ihm sichtlich die Freiheit nicht gerne gönnen, sie reißen ihn, gleichsam zum Abschiedsgruße, mit den Stricken an den Armen noch hin und her; er taumelt gelassen fort — dem Mann ist an der Welt gar nichts mehr gelegen; das hätte der denkendste Schauspieler nicht besser machen können; denn dieser Barrabas ist zu seiner Rolle wie geboren. Er hat kein Wort zu sprechen, und doch wie beredt war die ganze Erscheinung in Haltung und Mienen. Auch Fichtner sagte mir: „es sei ihm das höchst merkwürdige Spiel dieses Menschen aufgefallen, und es könne diese Rolle unmöglich besser gespielt werden.“

Auch jener Darsteller des Barrabas, der diese Rolle früher 50 Jahre hindurch, d. h. in 5 Sommern nach je zehn Jahren spielte, soll eine originelle Erscheinung gewesen sein. 1850 spielte er sie zum letzten Male.

Dr. Sepp erzählt folgendes Humoristische von demselben: „Dagegen ist von den stumm Mithandelnden Barrabas von Keinem übertroffen; er ist geradezu eine meisterhafte Figur und wie Christus gewiß nie besser vorgestellt worden. Es ist ein ergrauter Bösewicht, wie man ihn anschauen mag, ein kurzstämmiger, verzwickter Geselle und ausgemachter Gauner und Schelm, der sicher schon oft Ketten getragen, und immer noch Galgen und Rad in der letzten Stunde entgangen ist. Den Barrabas auf der Bühne meinen wir natürlich und nicht den armen alten Holzhauer, der ihn so trefflich vorstellte, und eigens von den Bergen herabstieg, und beim Comité die Bitte einlegte, man möge ihm doch sein früheres Aemtlein wieder lassen, da er ja nichts zu reden habe."

Noch ergötzlicher schildert die Bitte dieses Mannes der Berichterstatter in Nr. 140 der Tyroler-Zeitung von 1850: „Ein 82jähriger Mann hatte von seiner männlichen Jugend auf den Barrabas gespielt; er fürchtete dieses Jahr seines hohen Alters wegen nicht mehr zugelassen zu werden. Er kam darum nur noch für

dies Jahr bittend ein. „Künftig wolle er verzichten." —

Der gute Alte meinte also, weil er schon fünf Jahrzehente hindurch vom Tode losgesprochen worden, könne das immerhin noch einige Dezennien fort geschehen.

Der Barrabas von 1860 ist groß und kräftig gebaut, aber mit verbrauchten und verwitterten Zügen, die auf dem breitknochigen starken Antlitz ein großes Terrain zur Entwicklung haben. Er soll früher Gendarm gewesen sein; in dieser amtlichen Stellung dürfte es ihm an ausdrucksvollen Studienköpfen für seine ihm von der Gemeinde beim Spiel überwiesene Aufgabe nicht gemangelt haben.

Wenn wir wiederholt einige von diesen Intermezzos, die streng nicht zur Sache gehören, hier anführen, so soll dadurch nur aufmerksam gemacht werden, wie dieses Passionsspiel nicht nur auf der Bühne höchst eigenthümlich sei, sondern auch im Leben hinter den Coulissen — seine urwüchsige Originalität bewahre.

Jetzt haben die Juden ihr Ziel erreicht; die Sturmpetition ist durchgedrungen — Pilatus diktirt auf dem Balkon seinem Geheimschreiber das Todesurtheil — schablonenartig fließen die fertigen alten Rechts- und

Urtheilsformeln über seine Lippen, wie eine oft aufgesagte Lektion. Er tritt dann vor, spricht das Urtheil selbst kalt und eintönig, bricht den Stab, was eigentlich den Lictor angeht, und wirft ihn zu Christi Füßen hinunter.

Das Volk ruft: „Es lebe unser Statthalter Pontius Pilatus!“ Aber unter den geradlinig zugestutzten Buxhecken der römischen Rechtsformeln liegen giftige Schlangen. Das Gewissen des Pilatus in ihm drinnen glaubt einmal nicht an die Gerechtigkeit der Urtheilsmotive, die sein Mund ausgesprochen. Er sucht die Verlegenheit, die ihm, dem äußern Richter, der innere Richter bereitet — durch eine äußere jüdische Ceremonie abzuthun.

Da befiehlt er seinem Diener Wasser zu bringen. Dieser kommt mit einer großen silbernen Kanne sammt Waschbecken, Pilatus hält die Hände über dasselbe, läßt sich etwas Wasser über die Finger schütten, winkt, daß der Diener gehen kann, nimmt sich gar nicht in der innern Bewegung Zeit, die Finger abzutrocknen, und spricht die denkwürdigen Worte: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu.“

Diese Worte kommen dem Pilatus aus dem Herzen heraus, sie sind der volle Ausdruck seines beunruhigten Gewissens. Die Juden schreien aber wieder-

holt: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“

Eine welthistorische Scene. Pilatus spricht das Urtheil über Christus, die Juden sprechen ihr Urtheil über sich selbst und über ihre Kinder.

Flunger hat seinen Pilatus wahrhaft klassisch gegeben. Der noble Römer mit seinen guten und schlimmen Eigenschaften, zuerst mit dem Selbstgefühl seiner Sendung und Stellung und dann mit der Schwäche und Nachgiebigkeit, als es sich handelt, sich ungefährdet in dieser Stellung zu erhalten; ganz der welthistorische Pilatus — wie man sich von ihm kein naturgetreueres Bild vorstellen mag. Fichtner sagte mir: „Das Spiel Flunger's habe ihn völlig überrascht — es sei eine durchwegs eminente Leistung eines seltenen Talentes.“ Wir haben nur noch zu bemerken, daß die volle und aufrichtige Anerkennung, welche der k. k. Hofschauspieler Fichtner über die Oberammergauer ausgesprochen hat, nicht nur bei der Beurtheilung des Passionsspieles von 1860 besonders gewichtig ist, sondern auch von dem edlen Charakter dieses Mannes Kunde gibt; denn kleinliche Geister und gemeine Charaktere können sich in solchen Fällen nie zu einer begeisterten Anerkennung der Talente und Verdienste Anderer erschwingen.

Dritte Abtheilung.

Fünfzehnte Vorstellung.

Der Kreuzweg.

Erstes Bild. Isaak, von seinem betrübten Vater geleitet, steigt, das Opferholz tragend, den Berg Moria hinan. (1. Moses 22. 1—10.)

Der Chor erklärt:

Betet an, und habet Dank!
Der den Kelch der Leiden trank,
Geht nun in den Kreuzestod,
Und versöhnt die Welt mit Gott.
Wie das Opferholz getragen
Isaak selbst auf Moria;
Wanket mit dem Kreuz beladen,
Jesus hin nach Golgotha.
Betet an, und habet Dank (wie oben).

Zweites Bild. Moses erhebt eine aus Erz gegossene Schlange auf einem Querholze. (4. Moses 21. 8.) Der Chor erklärt:

Angenagelt wird erhöhet
An dem Kreuz der Menschensohn.
Hier an Moses Schlange sehet
Ihr des Kreuzes Vorbild schon.

Drittes Bild. Durch den Hinblick auf die eherne Schlange werden die Israeliten vom Bisse feuriger Schlangen geheilt. Wieder eines jener Bilder, die es uns erklären, wie manche der renommirten alten Maler es gelernt haben, Scenen aus dem alten und neuen Bunde, in denen Massen Volkes vorkommen, mit einer großen Naturtreue darzustellen. Sie haben eben im Passionsspiele ihre Studien gemacht. Auf Rubens, zu dessen Zeit die Passionsspiele in Belgien noch in Flor waren, sind dieselben sicher nicht ohne den mächtigsten Einfluß gewesen. Moses zeigt auf die Schlangen an dem Kreuze hin, ober ihm steht Aaron. Ringsum Volksgruppen theils stehend, theils kniend. Von den Schlangen gebissen liegen einige mit schmerzhaften Geberden am Boden und schauen, um geheilt zu werden, auf die erhöhte Schlange hin.

Der Chor erklärt:

Von den gift'gen Schlangenbissen
Ward dadurch das Volk befreit!
So wird von dem Kreuze fließen
Auf uns Heil und Seligkeit.

Christus mit dem Kreuze beladen wird nach Golgotha geführt. Der Zug kommt aus der Straße links heran. Während man das Lärmen des Volkes hört, erscheint auf der Vorderbühne Simon von Cyrene, der auf das ferne Getöse aufmerksam geworden, den Blick

in die Straße hinaufwendet. Darnach kommen aus der Straße rechts die heiligen Frauen weinend und wehklagend.

Nun wird in der Straße links zuerst ein römischer Hauptmann zu Pferde sichtbar, der das kleine römische Feldzeichen — auf einer Lanzenstange eine Tafel mit der Inschrift: Senatus Populusque Romanus — in der Rechten hält. Hinter ihm folgt Christus, gebeugt und fast schon zusammenbrechend unter der schweren Kreuzeslast, umgeben von seinen Schergen. Hinter ihm die Schächer mit ihren Kreuzen, Priester, Mitglieder des Synedriums, Soldaten und Volk. Die Dornenkrone wird vom Kreuzesbalken auf Christi Haupt gedrückt. Verwünschungen und Fluchworte strömen über ihn von allen Seiten zusammen — er ist von einem wahren Meere von Schmerzen umgeben. Devrient sagt bezeichnend: „Da fällt die ganze Wucht des Erdenlebens über uns. Erschütternder ist es mir nie vor die Seele getreten, als durch dieses Schauspiel, wie das Menschheitsideal von Allem, was menschlich heißt, von diesem Schwall von Leidenschaft, Verblendung und elender Schwäche förmlich aus dem Erdenleben herausgedrängt wird. Die letzten Leidensscenen vollenden den tiefen Eindruck und bieten sogar Momente von der größten künstlerischen Schönheit dar."

Christus stürzt nieder unter der Last des Kreuzes. Simon von Cyrene wird von den Kriegsknechten gezwungen, ihm das Kreuz tragen zu helfen. Der Zug bewegt sich weiter, und hält in der Mitte still. Die Frauen, welche, Kinder auf den Armen, weinend um den kreuztragenden Heiland stehen, werden von ihm angeredet: „Ihr Töchter von Jerusalem! weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und eure Kinder.“

Maria, die Mutter Jesu, Maria Magdalena und Johannes nahen dem Heiland. Wenig aber tief ergreifend sind die Worte des Abschiedes. Der größte erschütternde Effekt liegt darin, daß diese Gruppe schweigend dem Trauerzuge nachfolgt, der sich in der Straße rechts verliert.

Sechszehnte Vorstellung.

Jesus auf Golgotha.

Es kommt wieder der Chor auf d Bühne. Die Kleider desselben haben dieselbe Form wie früher, aber die Farbe ist schwarzgrau. Das erste spricht der Prolog recitativ:

„Auf, fromme Seelen, auf und gehet, von Reue, Schmerz und Dank durchglüht, mit mir zum Golgotha, und sehet, was hier zu eurem Heil geschieht. Dort stirbt der Mittler zwischen Gott und Sünder den Vermittlungstod. Ach! nackt, von Wunden nur bekleidet, liegt er hier bald am Kreuz für dich; die Rache der Gottlosen weidet an seiner Blöße frevelnd sich, und er, der dich, o Sünder! liebt, — schweigt, leidet, duldet und vergibt. Ich hör' schon seine Glieder krachen, die man aus den Gelenken zerrt, wem soll's das Herz nicht beben machen, wenn er den Streich des Hammers hört, der schmetternd, ach! durch Hand und Fuß, grausame Nägel treiben muß."

Auf, fromme Seelen! naht dem Lamme,
Das sich für euch freiwillig schenkt.
Betrachtet es am Kreuzesstamme:
Seht zwischen Mördern aufgehängt
Gibt Gottes Sohn sein Blut,
Und ihr gebt keine Thräne ihm dafür?
Selbst seinen Mördern zu vergeben,
Hört man ihn gleich zum Vater fleh'n,
Und bald, bald endigt er sein Leben,
Damit wir ew'gem Tod entgeh'n.
Durch seine Seite dringt ein Speer
Und öffnet uns sein Herz noch mehr.
Wer kann die hohe Liebe fassen,
Die bis zum Tode liebt,
Und statt der Mörder Schaar zu hassen,
Noch segnend ihr vergibt.
O bringet dieser Liebe
Nun fromme Herzenstriebe
Am Kreuzaltar
Zum Opfer dar.

Nun folgt die Kreuzigung und die Erhöhung des Kreuzes mit einer furchtbaren Mark und Bein erschütternden Wahrheit. Schon während noch der Chor die letzten Verse singt, hört man hinter dem Vorhang der Mittelbühne die Hammerschläge dröhnend auf die Kreuzesnägel niederfallen. Beim Aufrollen des Vorhanges sieht man die beiden Schächer schon an ihre Kreuze gebunden, ihre Arme sind, wie man es auf Bildern gewöhnlich findet, über die Querbalken zurückgebogen. Das große Kreuz liegt

am Boden, Christus ist mit den Nägeln daraufgeheftet. Golgotha zeigt ein buntes bewegtes Bild, Krieger, Priester und Volk. Das dumpfe Gemurmel befriedigter Rache wird vernehmbar. Ein Bote des Pilatus bringt die Inschrift des Kreuzes: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Hat er den Galiläer nicht retten können und mußte er dem Ungestüm und der Wuth der Juden weichen, so will er wenigstens den Juden auch noch auf eine Weise, die sie ärgern soll, seine Macht zeigen. Sie wollen wieder dagegen Einwendungen machen, besonders Kaiphas thut sich dabei hervor. Aber der Bote des Pilatus verkündet ihnen mit allem Römerstolze, den das ganze Haus des Pilatus bei jeder Gelegenheit zeigt — die entschlossenen Worte des Statthalters: „Was ich geschrieben habe bleibt geschrieben.“ Nachdem die Gerechtigkeit in seinem Gewissen einen furchtbaren Stoß erlitten hat, indem er dem Geschrei der Juden „An's Kreuz mit ihm!“ nachgegeben, sucht er jetzt durch eine kleine Consequenz noch seine Autorität zu retten.

Das Kreuz wird aufgerichtet und durch Keile im Boden befestigt. Bis zur Kreuzesabnahme vergehen 20 Minuten, kein Auge ist während dieser Zeit von der Bühne weggewendet. Der Anblick läßt sich nicht beschreiben. Der Eindruck auf die Zuschauer ist ungeheuer.

Wir führen hier geflissentlich die Worte Devrient's an (über die Vorstellung 1850) und legen besonderes Gewicht darauf, weil sie aus der Feder eines Mannes kommt, den sicher Niemand der Parteilichkeit beschuldigen wird: „Welch einen Eindruck macht dies lebendige Kruzifix! Die Gestalt ist wahrhaft schön, die ausgebreiteten Arme, das gesenkte Haupt machen den rührendsten Eindruck, der aber seine eigentliche Stärke durch das unmittelbare dramatische Leben erhält, das uns um mehr als 1800 Jahre zurück nach Jerusalem und ins volle Mitgefühl mit denen, die dort unter dem Kreuze stehen, versetzt — Maria, von den Frauen unterstützt, Johannes, die gefalteten Hände abwärts gerungen, zu seinem Meister aufschauend, und Magdalena knieend, das Haupt mit den aufgelösten blonden Haaren gegen den Stamm des Kreuzes gelehnt. Mit welchem Gewicht fallen uns alle Worte vom Kreuze herab in die Seele! Das Niederblicken auf seine Mutter und auf Johannes, das letzte Sinken des Hauptes, welch' eine Weihe der allertiefsten Rührung! Wir haben mit durchgelebt, was er vollbracht hat!"

Während die Kriegsknechte mit dem Schwert Christi Mantel zerschneiden, und auf der Erde vor dem Kreuze theils liegend, theils kauernd, um den ungenähten Rock würfeln, während Worte des Spottes und der be-

friedigten Rache ringsum ertönen und Kaiphas den Tod Christi nicht erwarten kann — während freche Grausamkeit unter dem Kreuze ihr Spiel treibt und Volk, Priester und Kriegsknechte wie ein empörtes Meer herumwogen, tönen von dem hochragenden Kreuze mit ersterbender Stimme in göttlicher Liebe und Sanftmuth gesprochen die sieben Worte nieder: Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht was sie thun. — Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein. — Siehe deinen Sohn, siehe deine Mutter. — Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen. — Mich dürstet. — Es ist vollbracht. — Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!

Nach dem letzten Worte neigt Christus sein Haupt nach der rechten Seite und stirbt. Aus der Erde tönt ein donnerähnliches Getöse. Ein Tempeldiener meldet erschrocken, daß der Vorhang des Tempels von oben bis unten in zwei Theile zerrissen sei.

Henkersknechte steigen nun auf Leitern zu den Kreuzen der Schächer empor und schlagen dieselben mit Kolben auf Brust, Arme und Beine; eine gräßliche Scene. Sie knüpfen die Stricke auf, lassen die Leichname wie irgend eine andere Last über ihre Schultern fallen und schleppen sie hinaus.

Der römische Hauptmann mit der Lanze naht nun dem Kreuze und sticht mit derselben in Christi Seite — es ist so ruhig, daß man den Stich zischen hört, auf welchen augenblicklich Blut aus der Wunde fließt. Von den Schergen wird nun Christi Leib nicht berührt.

Es folgt die Kreuzesabnahme. Diese Scene wird mit einer Feinheit des Gefühles und des Anstandes und mit einer malerischen Schönheit durchgeführt, die jede Vorstellung, die man sich davon machen kann, weit hinter sich läßt. Zuerst überbringt Josef von Arimathäa den Befehl von Pilatus, daß ihm der Leichnam Christi übergeben werden soll. Nikodemus bringt ein sehr langes weißes Linnen — er steigt auf einer an die Rückseite des Kreuzes gelehnten Leiter zu dem Kreuzesbalken empor und legt die Leinwand derartig um die Brust Christi, daß sie zu beiden Seiten der Hände bis auf den Boden herabfällt.

Die Nägel werden mit Hammerschlägen von hinten herausgetrieben, daß man sie klirrend auf den Boden fallen hört. Ein Mann hebt sie auf, um sie zu den Füßen Maria's niederzulegen, die vom Schmerz überwältigt auf einen Stein sich niedergelassen hat. Mit Ehrfurcht und Schonung — als sollte an dem Leichnam das eingebracht werden, was die Brutalität der Schergen am lebendig fühlenden Leib verübt hat, wird dieser noch auf dem Kreuze in dieses Lin-

nen eingehüllt und so von Josef von Arimathäa, der an der Vorderseite des Kreuzes auf der Leiter emporgestiegen war, über die Schulter gelegt und langsam herabgetragen. Hier wird wieder ein langes, weißes Tuch zum Theil auf den Boden zu den Füßen Maria's, zum Theil aber auch über ihren Schooß gebreitet, so daß Christi Haupt darauf zu ruhen kommt, während der Leichnam auf der Erde liegt. „Ein Bild voll zarter, Mitleid erweckender Wehmut; wie man es auf den Gemälden unserer alten christlichen Meister erblickt," sagt darüber Görres. Ein weißes Linnen hängt im malerischen Faltenwurfe zu beiden Flügeln des leeren Kreuzes auf die Erde nieder. Christi Leichnam wird nun, nachdem er in Spezereien und Tücher gehüllt wurde, in die Felsengrotte gebracht, die hinter dem Kreuze sichtbar ist und auf dieselbe der Stein gewälzt.

Würde der Verfasser dieses Büchleins hier niederschreiben, was er bei den vorerwähnten Scenen empfunden, und was er an den Zuschauern beobachtet hat, so dürfte vielleicht mancher Leser meinen: das habe eben ein Mann stylisirt, dem das Predigen zu einer Gewohnheit worden und der den Erbauungston nicht leicht vermissen mag. Es sollen daher auch hier wieder die Worte eines Mannes folgen, der Protestant und Schauspieler ist — dessen tiefes, religiöses

Gefühl wir übrigens Tausenden von abgestorbenen Katholiken wünschen möchten, die thöricht genug vermeinen, es sei eine Lob und Bewunderung erweckende Mode, seinen Haß und seine Abneigung gegen Religion und Christenthum auf die roheste Weise an den Tag zu legen. Devrient sagt: „Die unbeschreibliche Schönheit dieses langdauernden lautlosen Vorganges fesselt die Theilnahme der Zuschauer mit der innigsten Rührung. Fast kein Auge sah ich trocken, man hörte die Frauen leise schluchzen. Es gibt uns eine wehmüthige Genugthuung, daß unter seinem Kreuze sich doch die gesammelt, die seinem Herzen die nächsten, daß doch ein reicher Mann es gewagt, sich die Leiche zu erbitten, daß wir den todten Leib wenigstens aus den rohen Fäusten der Marterknechte befreit, in der Obhut ehrfurchtsvoller Liebe sehen. Jede Sorgfalt, die wir den heiligen Gliedern erwiesen sehen, fällt wie ein lindernder Tropfen in unsere Brust, und als der Leichnam nun auf eine ausgebreitete reine Leinwand auf die Erde, das Haupt in den Schooß seiner treuen Mutter, der unwandelbar treuen Liebe gelegt wird, empfinden wir die süßeste und heiligste Beruhigung. Alle, die da meinen, die Schaubühne entweihe das Heilige, sie mögen vor diese Bühne treten und schauen."

Siebenzehnte Vorstellung.

Die Auferstehung.

1. Bild. Jonas von dem Wallfisch an das Land gesetzt. (Jonas 2. 1.)

Der Chor:

Liebe! Liebe! In dem Blute
Kämpfest Du mit Gottes Muthe
  Deinen großen Kampf hinaus.
Liebe! Du gabst selbst das Leben
  Für uns Sünder willig hin:
Stets soll uns vor Augen schweben
  Deiner Liebe hoher Sinn.
Ruhe sanft nun, heil'ge Hülle,
In des Felsengrabes Stille
  Von den heißen Leiden aus!
Ruhe sanft im Schooß der Erde,
  Bis du wirst verkläret sein.
Der Verwesung Moder werde
  Nie Dein heiliges Gebein.
Wie Jonas in des Fisches Bauche —
  So ruhet in der Erde Schooß
Des Menschen Sohn. — Mit einem Hauche
  Reißt Bande er und Siegel los.
Triumph! Triumph! Er wird ersteh'n.
  Wie Jonas aus des Fisches Bauch,
  So wird der Sohn des Menschen auch
Neu lebend aus dem Grabe geh'n.

2. Bild. Das Volk Israel zieht trocknen Fußes durch das rothe Meer, seine Feinde finden ihren Untergang (2. Moses 13, 22).

Der Chor:

Groß ist der Herr! Groß seine Güte!
Er nahm sich seines Volkes an.
Er führte durch der Wogen Mitte
Einst Israel auf trockner Bahn.
Triumph! Der todt war, wird ersteh'n;
Ihn decket nicht des Todes Nacht.
Neu lebend wird aus eigner Macht
Der Sieger aus dem Grabe geh'n.

Der Chor erscheint bei diesem Bilde wieder in seinen farbigen Kleidern.

Ein Wallfisch, aus dem Meere auftauchend, speit im ersten Bilde den Jonas ans Ufer. Auf dieß Bild hat der Herr selbst sich bei Matthäus 12. 40 berufen, indem er seine dreitägige Grabesruhe mit jenem Ereigniß verglichen.

Das zweite Bild ist minder großartig und an Personen reich.

Aber das Interesse für die Bilder ist gewichen.

Die letzten Scenen von Christi Leiden und Tod haben den Zuschauer so in Anspruch genommen, daß er den Abschluß — durch den Triumph der Auferstehung herbeiwünscht.

Nachdem sich der Vorhang wieder erhoben, sieht man das Grab mit den Wächtern. Sie sprechen zuerst über die jüngsten Ereignisse in Jerusalem und schlafen dann ein. Eine Engelgestalt erscheint und wälzt den Stein vom Grabe. Christus tritt daraus hervor mit der Siegesfahne — verschwindet aber wieder. Mit dieser Anwendung einer Theatermaschine hier sind viele Leute, die das Passionsspiel durchwegs begeistert hat, nicht einverstanden. Das könnte würdiger dargestellt werden.

Die Wächter des Grabes erwachen und sind vor Staunen außer Fassung; ergreifen dann die Flucht, um dem hohen Rath Bericht zu erstatten. Die Frauen besuchen das Grab mit Spezereien, ein Engel kündet ihnen, daß der, den sie suchen, auferstanden und nicht hier sei. Es erscheinen die hohen Priester und wollen die Wächter bestechen, daß sie lügen. Diese aber weisen den Antrag zurück und erklären, daß sie nur die Wahrheit über den gesehenen Vorgang berichten wollen.

Der Auferstandene erscheint der Magdalena, die ihn für den Gärtner hält — und erst später freudig und mit Jubel ihn erkennt.

Der Vorhang der Mittelbühne fällt.

Schlußvorstellung.

Der Chor tritt auf und singt:

Ueberwunden — überwunden
Hat der Held der Feinde Macht.
Er — er schlummerte nur Stunden
In der düstern Grabesnacht.
Singet Ihm in heil'gen Psalmen!
Streuet Ihm des Sieges Palmen!
Auferstanden ist der Herr!
Jauchzet Ihm, ihr Himmel zu!
Sing' dem Sieger, Erde du!
Halleluja Dir Erstandener!
Bringt Lob und Preis dem Höchsten dar,
Dem Lamme, das getödtet war!
Halleluja!

Das siegreich aus dem Grab hervor
Sich hebet im Triumph empor!
Halleluja! Halleluja!

Preis Ihm, dem Todesüberwinder,
Der einst verdammt auf Gabbatha!
Preis Ihm, dem Heiliger der Sünder,
Der für uns starb auf Golgotha!
Bringt Lob und Preis dem Höchsten dar (wie oben).

Ja laßt des Bundes Harfe klingen,
Daß Freude durch die Seele bebt!
Laßt uns dem Sieger Kronen bringen,
Der auferstand und ewig lebt.
Bringt Lob und Preis (wie oben).

Lobsinget alle Himmelsheere!
Dem Herrn sei Ruhm und Herrlichkeit!
Anbetung, Macht und Kraft und Ehre
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Bringt Lob und Preis (wie oben).

Während des Chorgesanges öffnet sich der Vorhang. Im Hintergrund steht auf einer Art monumentalen Stein Christus mit den Wundmahlen in seiner Glorie, im Halbkreise bis zum Vordergrund die Heiligen mit Palmen in den Händen. Die Priester und Tempelkrämer liegen da mit zur Erde gekehrten Gesichtern, die sie in ihren Händen halten, zum Zeichen, wie sie das Licht, welches von Christus ausgeht, nicht ertragen können. Ein Bild der Gründung des neuen Bundes — die Gnadenzeit ist die Erfüllung des Gesetzes.

Wir finden es nicht für nöthig, eine lange Schlußbetrachtnng anzustellen. Einige Worte mögen hinreichend sein. Die Grundsteine der historischen Thatsachen der Erlösung und Beseligung werden einem da auf eine gewaltige Weise in das Leben

des Geistes eingesenkt, und mit diesen Grundlagen der Erbauung geht man von hinnen. Man fühlt, hier ist dir etwas mitgegeben worden fürs Leben und fürs Sterben; halte fest und treu daran bis zu deiner letzten Stunde. So lange die Oberammergauer diese Vorstellung von Christi Leiden und Tod als einen Gottesdienst behandeln, so lange wird es auch einer sein. Eine so lebendige, bilderreiche, nachdrückliche Predigt — in der das Auge die Thatsache dargestellt sieht und das Ohr dem Wort sich aufschließt, welches der Mund der ewigen Wahrheit in seinem Erdenwallen gesprochen hat — ist Gottesdienst; es ist die eben so reich als rührend illustrirte Passionsgeschichte der vier Evangelisten, wie die Kirche selbe an vier Tagen der Charwoche zu lesen vorschreibt; Tausende und Tausende, die hier waren, haben Eindrücke mitgenommen — die sie nie mehr vergessen werden. Wie das klare Wasser eines frischen lebendigen Bergquells — der eine gewisse abgemessene Zeit ausbleibt, und dann wieder aufs Neue strömet, um den müden Pilger auf der Wanderschaft des Lebens zu stärken — ist mir dieses Spiel in den Bergen des bairischen Hochlandes vorgekommen.

Einen Ort, in den man mit einem guten religiösen Entschluß hingeht und von dem man darnach

erbaut mit guten Vorsätzen scheidet — kann man wohl auch einen Gnadenort nennen; das christliche Kernvolk ringsum in seinem gesunden Sinn kommt deshalb auch betend und heilige Lieder singend heran — um erbaut von hinnen zu gehen.

Zwischen Oberammergau und Paris.

Acht Stunden lang dauert die Vorstellung, wenn sie ohne Unterbrechung fortgeführt wird. Es war vier Uhr Nachmittags. Der Regen, welcher, ein paar kleine unbedeutende Regenschauer abgerechnet, gerade die acht Stunden ausgeblieben war, fing eben mit dem Ende der Vorstellung wieder ernsthaft an. Allgemein ist nun das Streben, etwas zum Speisen und einen Wagen zum Fortfahren zu bekommen. Bei einer Masse von 10,000 Menschen, die sich nun in den paar Straßen eines Dorfes bewegt, die zudem von den dringendsten Wünschen nach Speise und Fortkommen erfüllt ist, muß die Ruhe, mit welcher das Alles abgehandelt wird, auffallend genannt werden. Nirgends ein Geschrei, nirgends ein Gezänk, nirgends eine prahlerische Anempfehlung; es ist als ob noch in allen Herzen sich die Bilder von Liebe, Sanftmut und Demut spiegelten, die eben an den Augen vorübergegangen.

In den Küchen der Gasthöfe stehen nun Damen höherer Stände, Bauern und Handwerker mit einem eroberten Teller da, und bitten die Frau Wirthin, die bei einem Kessel einen großen Löffel handhabt, um eine Portion Suppe.

Der Professor Dr. Ambros Kindlinger aus dem Stifte Kremsmünster und einer seiner Ordensbrüder waren so gütig, für mich einen Platz in einem Gefährte nach Sonthofen in Baiern zu besorgen; die sonstige Gesellschaft, welche in den langen Kobel aufgenommen wurde, mußte erst dahin bearbeitet werden, einen von uns beabsichtigten Abstecher in das hochberühmte königliche Schloß Hohenschwangau mitzumachen. Nachdem ich zufällig noch meinem Bruder begegnet, der nach Innsbruck sich begab, und wir auf der Straße uns zum Abschiede die Hände gereicht, nachdem ich von den herzlichen und gemüthlichen Leuten, bei denen ich über Nacht geblieben, mich empfohlen, war ich froh, bei dem allgemeinen Mangel an Fuhrwerken einen Platz im besagten Kobel einnehmen zu können.

Im Wagen befand sich noch ein Pfarrer aus Freiburg im Breisgau, Fridolin Klar, ein Lehrer von dort, ein Holzhändler und seine Frau vom Bodensee, und eine Wirthstochter von ebendort. Natürlich drehte sich die Unterhaltung um das Passionsspiel, von dem Alle ganz erfüllt waren. Jedes sprach, nach dem Bildungsgrade in der Form verschieden, seine Begeisterung dafür aus.

Der Weg geht unablässig durch hohe Fichtenwaldungen, und der Regen strömte unablässig fort.

Es trat bei Zeiten Finsterniß ein, das Innere des Wagens wurde durch Kerzenlicht erhellt. Einmal ging es etwas bergauf. Einige der Männer waren ausgestiegen und folgten dem Wagen nach. In Todesangst ruft der Holzhändler dem Fuhrmann, er solle halten, während er selbst den Wagen, der sich bedeutend nach rechts neigte, zu stützen sucht, und die darin Sitzenden geschwind aussteigen heißt. Das eine hintere Rad war in eine tiefe, mit Sand und Wasser überschwemmte Grube gesunken, und wenn der Holzhändler nicht aus Liebe zu seiner Ehefrau, die auch im Wagen saß, mit all seinen Kräften den Wagen mühsam stützt, und dem Kutscher das ängstlich wiederholte Halt zuruft, so wären wir, die im Wagen geblieben, ein paar Thurmhöhen in einen Abgrund gestürzt. Der Kutscher war natürlich selbst in großer Angst — er machte das Versprechen: nie mehr um Alles in der Welt werde er diesen Weg je wieder zur Nachtzeit fahren. So geht es durch fünf Stunden, kein Haus und keine Hütte zu sehen. Um zehn Uhr Abends gelangten wir zu einem Grenzhaus, von einigen Personen der elenden Kneipe und von zwei Grenzwächtern bewohnt. Da fängt Tirolerboden an. Hartes Brot und rother Wein, das Einzige was vorräthig. Und wieder gehts weiter eine Stunde lang hart am Plansee, der knapp unter den Rädern trotz der finsteren

Nacht seinen Spiegelglanz nicht ganz verloren hat. Schon ist es Mitternacht vorüber, und das Posthaus zu Reute in Tirol gewährt eine komfortable Unterkunft. So der Schluß des Tages von Oberammergau. Ueber diesen Weg her waren wohl die allerwenigsten Zuschauer zum Passionsspiel gekommen.

Um sechs Uhr des Morgens war der Wagen wieder bereit. Die Sonne glänzte am Himmel und Reute zeigte sich in seiner zauberischen Lage. In einigen Stunde kamen wir in die Stadt Füßen mit der ehemaligen berühmten Benediktiner-Abtei — deren Bau noch heutigen Tages traurig herabsieht in den Lech. Unweit Füßen ging es am berühmten Lechfall vorüber, der unten in ungeheuer hohen Felsenwänden schäumet und toset. Die schwarzen Fichten, welche hie und da aus dunklen Felsenkegeln ragen, stehen zwischen dem Auge und dem Silberschaum des lärmenden Wassers drunten. Der Wasserfall ist weniger gerühmt, als er es verdient, freilich hatte der Regen die Nacht durch nicht wenig beigetragen, ihn jetzt in seiner vollen Herrlichkeit und Macht, in seinem originellen schauerlichen Felsenbett rumoren zu lassen. Von hier wurde nun das von der Straße abseitige Hohenschwangau besucht; aus Stahl- und Kupferstichen hinlänglich bekannt.

Hohenschwangau,

du schönste Königsburg in deutschen Gauen, sei mir gegrüßt. Wie eine goldene Krone mit allerhand verwunderlichen Zacken liegst du auf deinem Hügel, wie auf einem grünen Sammetpfühle. Schon beim Eintritt in das Thor erhält man einen Gruß vom bildlich dargestellten Liede: „Gnadenquelle sei gegrüßt.“ Ober dem neuerbauten Quellbrunnen steht ein herrliches Madonnenbild auf goldenem Grund Fresco gemalt von Immergrün und allerhand andern Gewächsen, mit einem lebenden Kranz umsponnen. Die Zweige senken sich ringsum nieder und hängen in's Steinbecken hinein, mit Perlen geziert, die der sich niedersenkende Wasserstrahl ringsum auf die Blätter wirft. Ueber eine Stiege, deren Gewölbe dunkle Zweige, und deren Geländer duftige Pflanzen und Blumen bilden, gelangt man zum Burgthor, und wird nach dem Eintritt zuerst die Burgkapelle gewahr, in welcher die Glasmalereien jenes Dunkel verbreiten, welches den Verkehr mit der Außenwelt abschließt und den Beter einladet, die Erleuchtung im Innern zu suchen, und der Sonne be-

seligender Wahrheit und heiliger Liebe das im Weltlauf verkümmerte und verdunkelte Herz aufzuschließen.

In den vielen Sälen und Gemächern fühlt man sich umweht von der deutschen Vergangenheit, die Heldengestalten der deutschen Vorzeit — wie sie die alte Dichtkunst mit Sagen umsponnen hat, ziehen hier an den Wänden vorüber.

Ja, diese Burg ist ein Nibelungenlied, die rauschenden Töne des Heldengesanges klingen dir nicht in's Ohr, aber sie stehen in hellen Farben, in reichen und herrlichen Bildern vor deinem Auge. Aus den Fenstern der für die Königin bestimmten Gemächer sieht man zu Füßen das nach dem Brunnen im Löwenhof der Alhambra gemachte Bassin. Ein hoher, dichter Wasserstrahl senkt sich in das an Mannshöhe vom Boden erhobene Granitbecken, das von vier Steinlöwen, die in dem untern Bassin stehen, getragen wird. Hohe Bäume bilden um den aufsteigenden Wasserstrahl eine weite Grotte, so daß die silberne Wassersäule mit ihrer schneeweißen schimmernden Blumenkrone durch den dunklen Laubhintergrund gehoben wird.

Die Aussicht aus den verschiedenen Fenstern der Burg ist unbeschreiblich schön. Der Alpsee und Schwansee zeigen ihre grünen Smaragdflächen, die von Fichten und tannengekrönten Bergen eingeschlossen sind. Es

ist dieses Hohenschwangau eine Blüthe des Kunstsinnes, welche Menschenhände in ein fertiges deutsches Paradies hineingepflanzt hat.

Das ganze Schloß gibt ein Zeugniß dafür, daß es sich bei einem solchen Bau und der Ausstattung desselben nicht um Geldverschwendung, um Luxus, um reiche Vergoldung und kostbare Tapeten, sondern daß es sich um Kunstsinn und Geschmack handelt, und die sind hier im seltenen Einklang und anziehender Lieblichkeit vertreten. Es wird Einem überall heimisch zu Muthe, obwohl es Einem auch wieder in diesen Empfangsälen und in den Wohnzimmern, die alle so schattig, kühl und von Waldesduft durchzogen sind, dünkt, als müßten die Gestalten der deutschen Vorzeit aus ihren Bildern heraustreten, und von ihrem Haus Besitz nehmen.

Wie nun oben in der Burg für die altgermanischen Helden und ihre Ehre absonderliche Sorgfalt getragen worden, so können auch die jüngsten Germanen, welche hieher reisen, über die Verpflegung im Wirthshäuslein, welches zu Füßen der Burg liegt, sich nicht im mindesten beklagen. So geschah es auch, daß die ganze Gesellschaft über Alles und Jedes, über das, was man zu sehen und zu essen bekommen — über das H ö h e r e und N i e d e r e — in erquicklichen

Lobsprüchen sich erging, und so ist es recht, die Romantik soll durch die praktischen Lebensunterlagen keine Störung erleiden, und die Pilger, welche die wundervollen Hallen dieser deutschen Königsburg besuchen, sollen den Tag, an den sie hergekommen, als einen schönen und vergnüglichen Tag in der Erinnerung fortfeiern.

Intermezzo.

Nun ging es wieder zurück nach Füßen und von da vorbei am melancholischen Weißensee mit seinen von der Luft leise bewegten Schilfrispen, welche den Sonnenschein in allen Farben des Regenbogens abglänzen, so oft der Windeshauch sie gruppenweise niederbeugt.

Dann kommt der liebliche Flecken Nesselwang mit seinen netten, zierlichen Häusern und mit seinem mit Figuren über und über bemalten Giebelpfarrhaus und der großen Pfarrkirche, in welcher auf fünf Klafter hohen Stangen kleine, fünf Spannen lange und vier Spannen breite Fähnlein aufgestellt sind, eine höchst merkwürdige Anomalie, die vielleicht durch die kuriose Tumba zur Absolution bei Seelenämtern ausgeglichen werden soll. Eine solche Tumba stellt bekanntlich einen Sarg vor und hat in der Regel eine Mannes-

länge, wird auch mit einem schwarzen Tuch bedeckt. Hier hat man diesen Ritusgegenstand eigenthümlich verkleinert. Die Holztumba vor dem Presbyterium ist wie ein Kindersarg, kaum drei Schuh lang, schwarz, mit einigen Todtenköpfen bemalt. Wie man nun die Fahnenstangen in ungebührliche Länge gestreckt, so wurde die Tumba in eine ungebührliche Kürze zusammengeschoben.

Es war schon sehr finster, als der besagte Kobel in seine Heimat im Hafen seiner Ruhe zu Sonthofen einlief. Hier zerstäubte sich die Reisegesellschaft nach allen Richtungen.

Am kommenden Morgen war der Himmel dicht umzogen und die Ouverture zu einem Landregen begann. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man nach einer längeren Reise in Gesellschaft sich wieder plötzlich allein fühlt — es geht Einem die Mittheilung ab, man muß Alles schweigsam in sich hinein verschlingen, was man sieht. Freilich kann man dafür auf die vorüberströmenden Erscheinungen ein schärferes Augenmerk wenden. In einer Kalesche ging es nach Immenstadt zum Bahnhof — an ein paar mächtigen Fabriksgebäuden vorüber, vor denen die blumengeschmückten Gärten der reichen Besitzer, mit den hochaufsteigenden, von den Maschinen unter Einem getriebenen

Springbrunnen prunkvoll dalagen, als sollten sie wie ein silbergestickter, bunter Schleier all das Elend verbergen, welchem das Proletariat der Hunderte von Arbeitern anheimgefallen ist.

In Immenstadt hatte sich der Regen bereits in jene trotzige Position gesetzt, in welcher er verkündigt: für heute werde ich es so fortmachen, da ist schon vom Aufhören keine Rede mehr! So ging es nun fort über Kempten, Kaufbeuren, Buchloe, Schwabenmünchen, Augsburg und eine Masse schwäbischer Zwischenstationen. In Augsburg goß es schon in Strömen. Von da über Ulm bis Abends nach Stuttgart.

Auf diesem Wege erfüllten mich allerhand melancholische Gedanken. Der, mit dem ich vor 23 Jahren als Studiosus, noch im Pferdewagen diese verschiedenen Städte und Nester des Schwabenlandes zum ersten Mal durchfuhr, hat längst die große Reise ins Jenseits angetreten. Bei Ulm dachte ich der wunderschönen Straße, die über Blaubaiern, Urach und Reutlingen nach Tübingen führt; die dort einmal verlebten Tage leuchteten auf in der Erinnerung — auch aus dem Tübingerkreise waren seither schon Einige heimgegangen.

Am folgenden Tage kommt der Zug gegen Mittag nach Straßburg. Von Mittag bis 5 Uhr ging kein

Train weiter. Diesen Straßburger Münster kann man schon wiederholt anschauen — er ist eine ernste Steinpredigt, eine der originellsten und schönsten Bauten der Welt — ein Zeuge des mittelalterlichen Kunstgenius — bei dessen Ausführung der Meister Erwin von Steinbach die Ehre Gottes und nicht seine eigene gesucht hat. — Da hat auch Frauenhand den harten Stein gemeißelt — herrliche Heiligenstatuen stehen an den Portalen, die Sabina von Steinbach, des Meisters würdige Töchter, gefertigt.

Unter anderen Celebritäten hat auch Voltaire im Thurm seinen Namen verewigt. Es ist kaum anzunehmen, daß Voltaire einen Sinn für die Kunst und Herrlichkeit dieses Baues besessen — ein Mensch, der von Shakespeare mit Verachtung sprach und ihn einen Wilden nannte, war doch im Grunde zu klein, um eine wahre Größe zu vertragen, geschweige sie zu würdigen.

Die Thomaskirche, gegenwärtig den Protestanten Straßburgs eigen, gehört auch zu den großartigsten Kirchenbauten des Mittelalters (begonnen 1031). Jetzt ist sie mit Kalk durchwegs verarbeitet — die Gegenstände des katholischen Cultus sind entfernt; die Wände sind todt und kahl — ein Palast voll der reichsten Architektur mit den Möbeln und Einrich-

tungsstücken einer armen Familie, ein bedauernswerther Anblick, welcher ein Mißbehagen hervorruft, das über derlei dem protestantischen Cultus anheimgefallene Kirchen unbefangene Protestanten selber schon häufig ausgesprochen haben. Wo einst der Hochaltar stand, sieht man jetzt das Monument des Marschalls von Sachsen, welches ihm Ludwig XV. von Pigalle machen ließ. Ein schwarzer Sarg, mit einer Apotheose aus weißen Marmorstatuen, ganz im Geschmacke von 1777. Es wird vom Herumführer über den grünen Klee gerühmt, ist auch in den Gestalten korrekt und glatt durchgeführt — aber dennoch unendlich fad! Statt eines Hochaltares für den ewigen und wahren Gott, jetzt eine heidnische Lüge aus der gliederverrenkenden Zopfzeit.

Sonst werden in dieser Kirche als eine absonderliche Merkwürdigkeit zwei Särge mit Glasdeckeln gezeigt, in dem einen liegt ein Graf von Nassau, in dem andern seine Tochter aus dem 16. Jahrhundert. Die Gesichter und Hände sind vertrocknet, wie man diese Vertrocknung an vielen Leichen gewahrt, die an trockenen Orten oder in einem kalkhältigen Erdreich beigesetzt wurden. Nun aber will Straßburg auch balsamirte Mumien haben, und wehe dem, der die Meinung ausspricht, daß dieser Herr Graf und seine

Tochter ganz gewöhnliche vertrocknete Leichen seien. In diesem protestantischen Bethaus hat sich eine eigenthümliche Sitte erhalten, wenn einer der Gemeindevorstände — die eigene Sitze im Chor haben — mit Tod abgeht, so wird sein Stuhl durch einige Sonntage hindurch mit einem schwarzen Tuch ausgeschlagen. Somit haben diese Herren doch auch eine Art Memento mori — ein äußeres sichtbares Zeichen des Todes, eine kleine Erinnerung an die menschliche Sterblichkeit als Mittel zu einem sehr heilsamen Schrecken für die Ueberlebenden noch in Anwendung.

Nancy gehört zu den größten Städten Frankreichs, war es ja früher die Haupt- und Residenzstadt der Herzoge von Lothringen. Noch ist das alte herzogliche Schloß verödet zu sehen, noch bewachen es alte und schöne Ritterstatuen ober dem geschlossenen Thoreingange und nebenbei steht die Begräbnißkirche des herzoglichen Hauses. In der Kirche selbst gibt es viele Sarkophage, auf denen in Marmor Herren und Damen ruhen. Einige sind wahrhaft prächtige Arbeit — besonders die Gesichter älterer Frauen. Daß die Gewänder aus schwarzen, die Hände und das Gesicht aus weißen Marmorstücken gemacht sind, verleiht diesen daliegenden Gestalten eine wahre Magie des Todes. Man empfindet in annexirten Residenzen eine eigenthümliche

tungsstücken einer armen Familie, ein bedauernswerther Anblick, welcher ein Mißbehagen hervorruft, das über derlei dem protestantischen Cultus anheimgefallene Kirchen unbefangene Protestanten selber schon häufig ausgesprochen haben. Wo einst der Hochaltar stand, sieht man jetzt das Monument des Marschalls von Sachsen, welches ihm Ludwig XV. von Pigalle machen ließ. Ein schwarzer Sarg, mit einer Apotheose aus weißen Marmorstatuen, ganz im Geschmacke von 1777. Es wird vom Herumführer über den grünen Klee gerühmt, ist auch in den Gestalten korrekt und glatt durchgeführt — aber dennoch unendlich fad! Statt eines Hochaltares für den ewigen und wahren Gott, jetzt eine heidnische Lüge aus der gliederverrenkenden Zopfzeit.

Sonst werden in dieser Kirche als eine absonderliche Merkwürdigkeit zwei Särge mit Glasdeckeln gezeigt, in dem einen liegt ein Graf von Nassau, in dem andern seine Tochter aus dem 16. Jahrhundert. Die Gesichter und Hände sind vertrocknet, wie man diese Vertrocknung an vielen Leichen gewahrt, die an trockenen Orten oder in einem kalkhältigen Erdreich beigesetzt wurden. Nun aber will Straßburg auch balsamirte Mumien haben, und wehe dem, der die Meinung ausspricht, daß dieser Herr Graf und seine

Tochter ganz gewöhnliche vertrocknete Leichen seien. In diesem protestantischen Bethaus hat sich eine eigenthümliche Sitte erhalten, wenn einer der Gemeindevorstände — die eigene Sitze im Chor haben — mit Tod abgeht, so wird sein Stuhl durch einige Sonntage hindurch mit einem schwarzen Tuch ausgeschlagen. Somit haben diese Herren doch auch eine Art Memento mori — ein äußeres sichtbares Zeichen des Todes, eine kleine Erinnerung an die menschliche Sterblichkeit als Mittel zu einem sehr heilsamen Schrecken für die Ueberlebenden noch in Anwendung.

Nancy gehört zu den größten Städten Frankreichs, war es ja früher die Haupt- und Residenzstadt der Herzoge von Lothringen. Noch ist das alte herzogliche Schloß verödet zu sehen, noch bewachen es alte und schöne Ritterstatuen ober dem geschlossenen Thoreingange und nebenbei steht die Begräbnißkirche des herzoglichen Hauses. In der Kirche selbst gibt es viele Sarkophage, auf denen in Marmor Herren und Damen ruhen. Einige sind wahrhaft prächtige Arbeit — besonders die Gesichter älterer Frauen. Daß die Gewänder aus schwarzen, die Hände und das Gesicht aus weißen Marmorstücken gemacht sind, verleiht diesen daliegenden Gestalten eine wahre Magie des Todes. Man empfindet in annexirten Residenzen eine eigenthümliche

Wehmut; sie haben eben nur mehr eine Erinnerung an ihre einstige Größe — und jetzt keine Bedeutung mehr, sie sind aus Einheiten Nullen geworden, die einer andern Capitale beigefügt wurden.

Von Straßburg braucht man mittelst Bahn an zehn Stunden nach Paris. Der Weg ist langweilig. Fruchtbare Ebenen. Selten ein Hügelland. Einmal sieht man Bar-le-Duc auf einem Berge liegen, dann fängt die Gegend an, wo der Champagner wächst, der in den Städten Chalon sur Marne und Epernay, die zugleich Bahnstationen sind, fabriksmäßig bearbeitet wird. Endlich geht es nach Meaux, wo der große Boßuet Bischof war — eine sehr unbedeutende Stadt in einer langweiligen Lage.

Durch das Eisenbahnwesen stellt sich die Einfahrt in Großstädte nicht zum Vortheilhaftesten dar. Staub, Magazine, Kohlen, Rauch, Lastwägen, Waarenkisten, Lokomotive, dazwischen die geschwärzten, ausgemergelten, trübseligen Gestalten der Arbeiter, das sind lauter Bilder, die das Herz nicht zur Freude bewegen. Es ist ein großer Unterschied im Gefühl, wenn man in Rom einfährt und wenn man in Paris einfährt. In Rom kommt man in die ewige Stadt — hier in eine zeitliche. Paris ist das wandelbare Prinzip der Mode. Hier sind auch Regierungen und Herr-

scher Modesachen geworden — hier tragen sich Kronen ab wie alte Hüte, nur mit dem Unterschiede, daß die alten Kronen aus dem Trödel der Geschichte bisweilen wieder hervorgesucht werden.

Die Allgemeine Zeitung berichtete vor ein paar Jahren in einer Correspondenz aus Rom, daß der Sohn eines reichen deutschen Bankiers, welcher längere Zeit in Paris verweilte und dann nach Rom kam, nach den ersten Tagen seines Aufenthaltes daselbst die charakteristische Aeußerung gethan: „Gott, wie ist langweilig das Rom, wenn man ist gerad gekommen von Paris." Nach seiner Weltanschauung war dieser Jüngling im Rechte. Wer nichts kennen gelernt hat als Goldstaub einathmen und ausathmen, Metall anziehen und theilweise loslassen, Geld erarbeiten und verarbeiten, dessen Lebenspole die Börse und die Springkäfer des Ballets sind, der inmitten zwischen Schwindel und Gesindel steht und doch beiden mit Herz und Seele angehört, dem muß das heidnische und schon gar das christliche Rom, das Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft — ein widerliches und zudem mit sieben Siegeln verschlossenes Buch sein.

Die obige Aeußerung war mir eingefallen, als der Fiaker mit mir durch das Boulevard de Sebasto-

pol dahinfuhr, und vor, hinter und neben mir der lebhafte Strom, den der Straßburger Bahnhof eben losließ, sich in Hunderten von Wagen aller Art lärmend und tosend fortwälzte.

Bilder aus Paris.

I.

Das Palais royal. — Mühsame Wasservergnügen. — Kleine Seefahrer. — Turnübungen. — Ein orthodoxer Perrückenmacher. — Goldschmiede. — Ordensfabriken. — Der Orden vom heiligen Geist.

Das Palais royal ist ein oblonges Viereck mit Arkaden, in denen sich Café's, Restaurants und Kaufläden aller Gattungen befinden. Durchschnitten wird es von der Galerie d'Orleans, einem mit einem Glasdach bedeckten Gang, der auch wieder mit Kaufläden und Café's zu beiden Seiten angefüllt ist. Der Länge nach messen die Arkaden 570 Schritte, der Breite nach 170, also für den Fall eines Regenwetters ein anständiger, trockener, ja ein ermüdender Spaziergang, wenn man einige Male herumgeht. Wenn Paris überhaupt wegen der Pracht seiner Kaufläden in guten Geruch gekommen, so ist gerade hier die vollste Blüthenpracht des Boutikenwesens entfaltet. Unter den Kaffeehäusern ist eines der nobelsten das Café de la Rotonde, das in einem

Halbbogen in den großen Gartenhof sich hinausdehnt. Dieser Hof ist mit Alleen und Blummenbeeten bepflanzt, auch befindet sich darin ein Springbrunnen mit großem Bassin, der aber nur einige Stunden Nachmittags sein Geräusch macht, wie dieß auch die vielen und mitunter sehr schönen Springbrunnen von Paris (neun große monumentale und zehn kleinere) im Brauch haben. Dieselben erhalten nämlich ihr Wasser durch kolossale Pumpenwerke zugeführt, ein Umstand, der Einem immer ein etwas peinliches Gefühl macht. Es ist ein unheimlicher Zwang in der ganzen Geschichte; Feuer und Wasser müssen den Dampf erzeugen, große Pumpen müssen in Bewegung gesetzt werden, um diese Wasservergnügen auf einige Stunden lustig und lebendig zu machen. Da fühlt man sich in Rom bei der Fontana Trevi und Aqua Paola, wie bei den anderen Fontänen daselbst schon besser gestimmt; man hat dort nicht das Mitleid mit einer Arbeit, mit Menschensorge und das Denken an Maschinengepumpe und Steinkohlengeruch. Die großen Wasserleitungen Roms führen Tag und Nacht das vollste Bedürfniß daher; es geht alleweil fort und bedarf nicht des mühsamen Gezappels einiger Stunden — um dann wieder verödet zu schweigen. Diese ausgetrockneten Brunnengötter haben alle

was Todtes und Trostloses in sich. Ein Springbrunnen, der nicht seine Wasserkunst betreibt, ist etwas Bankrottes. Sind die Steingefüge und Statuen auch alle neu oder doch gut erhalten, so durchzieht Einem doch das Ruinengefühl im Anblick derselben. Das Wasser ist das Lebensblut des Springbrunnens, und wo das bewegte Wasser fehlt, fehlt auch das Leben.

Hier, wie auch in den Bassins der Tuillerien-gärten, haben die Pariser Jungen eine eigenthümliche Unterhaltung. Sie kommen mit kleinen, einen bis zwei Fuß langen Segelschiffen daher, setzen diese auf den Wasserspiegel und lassen sie bei bewegter Luft auf demselben herumschwimmen. Die armen Teufel machen sich diese Schiffe selbst aus Holz und nähen sich Leinwandlappen zu Segeln zusammen. Die Kinder der besitzenden Klasse bringen diese Schiffe aus Blech, mit zierlichen Segeln und Wimpeln geschmückt; so hat jeder schon das Symbol seines Lebensschiffleins bei sich — die muthmaßliche soziale Stellung dieser Buben, ihre Lebenszukunft signalisirt sich schon in den Fahrzeugen.

Freilich geht mancher zierliche unter, und mancher der armen Teufel segelt in der Folge mit bunten Flaggen, ein Umstand, welchen Erziehungsbeflissene den Kindern reicher Eltern immer unter die Nase

halten sollen, um die Rangen nicht zu ihrem Unglück übermüthig und toll werden zu lassen. Die Mädchen treiben währenddem durch mit beiden Händen gehaltene und über den Kopf geworfene Schnüre, die sie mit rapider Schnelligkeit mit beiden Füßen zugleich überspringen, eine allbeliebte Turnübung, so daß es den Anschein hat, als ob es eine Ehrensache dieser kindlichen Gestalten wäre, sich zu gründlichen Ballet- und Groteskfänzerinnen heranzubilden. Gegen Abend zu kommen mehr und mehr die Kinder der Proletarier — diese geben Zeugniß von der angeborenen Kampfeslust des französischen Volkes; die Turnübungen dieser Menschenklasse bestehen im Prügeln und Geprügeltwerden, was diesen jungen Herren, nach dem wohlgefälligen Lärm, den sie dabei machen, eine absonderliche Lust zu gewähren scheint.

Was Einem hier für verwunderliche Gegenstände der Industrie vorkommen!

Ein Perrückenmacher im Palais royal sucht sich dem Clerus besonders gefällig zu erzeigen, und schon durch seinen glänzenden Auslagekasten weiß er seine Aufmerksamkeit für diesen Stand ins gehörige Licht zu setzen. Er führt auf einem Schilde den Namen Michalon Rossel. Dieser Herr versuchte es nach seiner Perrückenweltanschauung auch seinen Kunsterzeugnissen eine

Art von Orthodoxie aufzudrücken. In dem besagten Auslagekasten sind unter andern Touren auch einige Perrücken mit meisterlich gearbeiteten Tonsuren auf dem Scheitel — zur Schau gestellt, und daß es ja an der Erklärung nicht mangle, finden sich unter einer dieser Kopfbedeckungen die Worte geschrieben: Perruque pour Ecclesiastique.

Erheiternd war es bei den Kramläden der Ordensdekorationen, ein paar Herren zu sehen, die dadurch, daß sie eine große Virtuosität besitzen, über alle Länder und Völker der ganzen Welt heillos zu schimpfen, den Beweis liefern wollen, daß sie dem gelobten Land und dem auserwählten Volk angehören. Uebrigens hätten sie dieses Beweises nicht bedurft. Sie sprachen deutsch, und wähnten sich unbeachtet im Austausch ihrer Gelüste. Mochte sein, daß diese Herren in Aubetracht von bestellten Korrespondenz-Arbeiten — auch auf Kreuz und Band Hoffnung trugen, denn öfter schon ist von Ministern Tintengeschmier, auf Bestellung angefertigt, auch mit Bändern belohnt worden. Einer der beiden sprach sich aus: daß er, eben um zu zeigen, wie er auf andere Religionen nichts halte, gerade ein Kreuz der Ehrenlegion und einen Halbmondorden des türkischen Großherrn im Knopfloch haben möchte.

Die Gedanken über diesen komischen Politiker fügten sich in folgenden zwei Vierzeilen zusammen:

Kreuz und Halbmond.

Ob auch der Halbmond sammt dem Ehrenkreuzlein
Erglänzt am Knopfloch deiner Herzensbude,
So bist du weder Christ noch Türk du Käuzlein,
Im Herzen drinnen sitzt der ganze Jude!

Der Halbmond macht dich nicht zum Muselmanne,
Das Kreuz zum Christen nicht trotz gold'nem Scheine,
Das Ehrenkreuz noch nicht zum Ehrenmanne —
Denn, der es austheilt, hat ja selber keine!

Die größte Pracht entwickeln die Läden der Goldschmiede, deren sich hier eine Unzahl vorfindet. Die Augen schmucksüchtiger Seelen verweilen mit einer liebenden Sehnsucht auf den tausend blitzenden Diamanten der Armringe, Fingerringe, Brustnadeln und anderweitiger Geschmeide. Diese kostbaren Boutiken sind eben so viele Fallen, für die Prunk- und Putzsucht aufgerichtet — und dieser allerdings überaus glänzende und anlockende Speck ist — wenigstens das sittliche Verderben von tausend und tausend — armer Mäuse — die hiermit gefangen werden. Aber auch die staunenswertheste Niederlage von Orden aller Potentaten der Welt findet sich gerade hier im Palais royal aufgestapelt. Das verdient als ein unicum mundi von

jedem Fremden angesehen zu werden, und es hat dieser Umstand um so mehr Interesse, als sich gerade das großartigste Ordenslager zu Paris befindet, in einer Stadt, die wiederholt von den Fieberschauern der Republik, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist heimgesucht worden. Da findet man einmal Nr. 143 einen Monſ. Halley. Am Himmel seines Auslagekastens prangen mindestens 200 Sterne und Großkreuze, der Comthur- und Ritterkreuze gar nicht zu gedenken. Mit diesem wetteifert an Menge und im Sternenglanz Monſ. Fayolle Nr. 180 und Monſ. Allais Nr. 145. Alle drei aber werden von Kretly Nr. 46 übertroffen. Bei diesem sieht man zu Füßen des Auslagekastens die Ordens-Bänder aller Farben stückweise in Tausenden und Tausenden von Ellen liegen. Der ruhige Beobachter hat eine enorme Freude im Hinblick auf alle jene großen und ausgezeichneten Handlungen, die in nächster Zukunft verübt werden müssen, um den Konsumo dieser großartigen Niederlagen zu ermöglichen, und es dürfte in der Welt kaum Jemand mehr aufrichtige Freude an Heldenthaten im Kriege und an Menschenbeglückungen und hochherzigen Thaten im Frieden haben, als die Herren Halley, Fayolle, Allais und Kretly im Palais royal zu Paris.

Jedenfalls hatten die Orden in früherer Zeit eine größere Bedeutung und auch eine künstlerische, zaube-rische Pracht. Im Louvre sieht man in einem eigenen Saal die Kapelle des einstigen heiligen Geistordens mit dem Altare, dem Kelch, dem schön gearbeiteten Rauchfaß sammt Schifflein, den Leuchtern und Reliquiarien, dem Thronhimmel und Thronsessel. Der heilige Geistorden wurde gestiftet von Heinrich III., 1578 (l'Ordre du Saint Esprit). Alle diese Gegenstände (aus Gold und Seide, je nachdem) rühren aus der Stiftungszeit her, und sind überaus kunstreich und geschmackvoll gearbeitet. Ungefähr zwölf Mäntel von den Rittern des heiligen Geistordens werden ebenfalls in diesem Saale in Glaskästen aufbewahrt. Das ist die höchste Poesie von Gewandung, die man sich denken kann. Auf schwarzem schwerem Sammt sind aus Gold rothe und gelbe Flammen gestickt. Wenn man sich so auf eine der im Saale befindlichen Sammtbänke niederläßt und behäbig diese Pracht der alten Zeiten, die längst ausgeschimmert hat und deren Träger vor Jahrhunderten ihre Augen geschlossen haben, betrachtet, fließen die Gedanken von selbst in Versformen zusammen:

Derweil die Ritter alle schon längst in Fäulniß modern,
Siehst Du die gold'nen Flammen noch auf den Mänteln lodern.

Gleich dürrem Laub geworden ist Thron und Baldachin,
Der vor dreihundert Jahren geschimmert in Gold und Grün.
Die Ritter des heiligen Geistes, sie gingen zu Grabe zumal,
Die Feste sind verklungen sammt Trompeten- und Paukenschall,
Und Keiner wird mehr geschlagen zum Ritter vom heiligen Geist, —
Die Mäntel, Schwerter und Sporen, sie hängen hier verwaist.
Jetzt gibt es Ehrenritter, eine ganze Legion;
Wo ist in dreihundert Jahren der Bienenumschwärmte Thron?
Dann ist schon längst versunken das Korsikanerhaus,
Die Bienen sind aus dem Louvre gezogen in Schwärmen aus;
Und von dem Ehrenorden der letzte Grand cordon
Ist längst vermorscht im Sarge des letzten Napoleon.
Dann hat die Weltgeschichte gehalten ihr Ehrengericht!
Vor ihren Schranken bestehen Verrath und Lüge nicht;
Und wer zum Komödienmantel gemacht das Kaisergewand,
Für den hat keine Ehren der Zukunft kalte Hand!

Wie gut, daß der an mir vorübergehende Aufseher nicht deutsch konnte; diese paar unschuldigen Reime hätten dem unglücklichen Verfasser am Ende zu einem taxenfreien Reisepaß nach Cayenne verholfen. Mit dem Worte Cayenne hört alle Poesie auf. Mich erinnert das an eine fröhliche Gesellschaft in München. Der witzige Dr. W. wurde aufgefordert, Münchner Vierzeilige, wie sie im Hochlande üblich sind, loszulassen. Er bekam bald von diesem bald von jenem der Anwesenden ein Thema — und mit Blitzeseile waren die Vierzeiligen auch immer fertig. Ein Anwesender rief nun geflissentlich im baierischen Dialekt: „Heuschneck" (Heuschrecke). Dr. W. hierauf:

„Der Heuschneck, der singt gar so schön, —
Auf einmal ist er stad,
Da hat der grobe Bauernkerl
Ihm mit der Sensen den Kopf wegagmaht!"

Es ist jedensfalls eine eigenthümliche Gattung Witz — in vier Zeilen einer volksthümlichen nationalen Reimform im Gewande des Humors tragische Wahrheiten plastisch hinzustellen.

Will man sich von der zermalmenden Großartigkeit der Museen des Louvre einen Begriff machen, so darf man die Kunst — nur nach Schritten messen. Ein einziger großer Saal mit Gemälden hat 570 gute Schritte in seiner Länge. Säle in der Flucht von 200—300 Schritten gibt es mehrere. Die Ausstattung der Wände und Plafonds mit Säulen, Gold, Ornamentik und Fresken blendet das Auge, und man wird von Pracht und Glanz völlig in Staunen versetzt, wenn man auch die Gallerien von Florenz und Rom, von Neapel, Venedig, Genua und Mailand im Gedächtniß hat.

II.

Reliquien Ludwig XVI., Karl X. und den König von Rom betreffend. — Gewandreliquien Napoleon's. — Der Herzog von Reichstadt. — Prachtliebe in Speisehäusern, kommunistische Blüthen. — Stimmung der Proletarier.

In einem Saale des Louvre stehen dicht nebeneinander: Ein Pult Ludwig XVI. „offert par les

Etats de Bourgogne“ — daneben ein Mosaiktisch Karl X., geschenkt vom Großherzog von Florenz, wieder darneben im fadesten Geschmack der Kaiserzeit, wenn auch reich mit plumpen Goldbroncen besäet, ein Schreibpult Louis Philipps. In einem Saale nebenan Napoleon's Feldbett, viele seiner Gewandstücke, Jagdgilets, zwei so absolut schäbige Hüte (Militär und Civil, die Napoleon in Helena getragen), daß, wenn sie auf der Straße liegen würden, selbst bei jedem vorbeigehenden Bettler das Bedenken: sie aufzuheben oder sie liegen zu lassen — gar keine Möglichkeit mehr wäre — ein Thronsessel Napoleon's und seine Reise-Utensilien bis auf die Nägelzange und den Pfropfenzieher.

Es ist erstaunlich, was die fromme Reliquienverehrung des Napoleonismus hier Alles zusammengeschleppt hat.

Die Kinderklapper mit dem Wolfszahn für den König von Rom; er sollte damit beim Zahnen sich behelfen und mit den scharfen Zähnlein an dieser Klapper das Zahnfleisch durchbeißen. Das kleine Stück Hausrath (Hochet) ist aus Gold und Korallen. Ach, der arme Kleine, er hat sich an der Krone von Rom keinen Zahn ausgebissen. Dieses römische Königthum war das Reich einer überschwänglichen väterlichen Phan-

tasie — unsere Zeit ist nicht dazu angethan, um Kronen auf zwanzig Jahre hinaus zu verschenken; ein Umstand, den man auch jetzt wieder in den Tuilerien vergessen hat.

In Fontainebleau zeigt man die Apartements des gegenwärtigen „Kindes von Frankreich." Der Kleine wird an kaiserliche Pracht gewöhnt — ob das nicht von Seite der unbarmherzigen Zukunft als eine üble Gewohnheit angesehen wird, welche dem Kind abzugewöhnen dieselbe Zukunft sich bemüssigt sehen dürfte?

In Gewandreliquien, welche zur Verehrung in Glaskästen ausgestellt werden, sind die Franzosen und Engländer wohl am stärksten. Die Säle, welche dieser Gattung Napoleonischen Kultus im Louvre gewidmet sind, können geradewegs eine melancholische Garderobe mit welthistorischem Anflug genannt werden. Der runde Civilhut, welchen Napoleon in St. Helena nicht nur getragen, sondern total abgetragen hat, gibt Zeugniß, wie er daselbst, vielleicht schon seinen liebenswürdigen Hausherren, den Engländern, zu lieb — für Toilette und äußere Erscheinung nicht viel verwendet haben mochte. Selbst das Schnupftuch, welches er auf seinem Todtenbette liegen hatte, wird andächtig bewahrt. Wenn der letzte Tropfen des Todesschweißes und die letzten in Todesnoth aus seinen Augen quel-

jedem Fremden angesehen zu werden, und es hat dieser Umstand um so mehr Interesse, als sich gerade das großartigste Ordenslager zu Paris befindet, in einer Stadt, die wiederholt von den Fieberschauern der Republik, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist heimgesucht worden. Da findet man einmal Nr. 143 einen Monf. Halley. Am Himmel seines Auslagekastens prangen mindestens 200 Sterne und Großkreuze, der Comthur- und Ritterkreuze gar nicht zu gedenken. Mit diesem wetteifert an Menge und im Sternenglanz Monf. Fayolle Nr. 180 und Monf. Allais Nr. 145. Alle drei aber werden von Kretly Nr. 46 übertroffen. Bei diesem sieht man zu Füßen des Auslagekastens die Ordens-Bänder aller Farben stückweise in Tausenden und Tausenden von Ellen liegen. Der ruhige Beobachter hat eine enorme Freude im Hinblick auf alle jene großen und ausgezeichneten Handlungen, die in nächster Zukunft verübt werden müssen, um den Konsumo dieser großartigen Niederlagen zu ermöglichen, und es dürfte in der Welt kaum Jemand mehr aufrichtige Freude an Heldenthaten im Kriege und an Menschenbeglückungen und hochherzigen Thaten im Frieden haben, als die Herren Halley, Fayolle, Allais und Kretly im Palais royal zu Paris.

Jedenfalls hatten die Orden in früherer Zeit eine größere Bedeutung und auch eine künstlerische, zauberische Pracht. Im Louvre sieht man in einem eigenen Saal die Kapelle des einstigen heiligen Geistordens mit dem Altare, dem Kelch, dem schön gearbeiteten Rauchfaß sammt Schifflein, den Leuchtern und Reliquiarien, dem Thronhimmel und Thronsessel. Der heilige Geistorden wurde gestiftet von Heinrich III., 1578 (l'Ordre du Saint Esprit). Alle diese Gegenstände (aus Gold und Seide, je nachdem) rühren aus der Stiftungszeit her, und sind überaus kunstreich und geschmackvoll gearbeitet. Ungefähr zwölf Mäntel von den Rittern des heiligen Geistordens werden ebenfalls in diesem Saale in Glaskästen aufbewahrt. Das ist die höchste Poesie von Gewandung, die man sich denken kann. Auf schwarzem schwerem Sammt sind aus Gold rothe und gelbe Flammen gestickt. Wenn man sich so auf eine der im Saale befindlichen Sammtbänke niederläßt und behäbig diese Pracht der alten Zeiten, die längst ausgeschimmert hat und deren Träger vor Jahrhunderten ihre Augen geschlossen haben, betrachtet, fließen die Gedanken von selbst in Versformen zusammen:

Derweil die Ritter alle schon längst in Fäulniß modern,
Siehst Du die gold'nen Flammen noch auf den Mänteln lodern.

Gleich dürrem Laub geworden ist Thron und Baldachin,
Der vor dreihundert Jahren geschimmert in Gold und Grün.
Die Ritter des heiligen Geistes, sie gingen zu Grabe zumal,
Die Feste sind verklungen sammt Trompeten- und Paukenschall,
Und Keiner wird mehr geschlagen zum Ritter vom heiligen Geist, —
Die Mäntel, Schwerter und Sporen, sie hängen hier verwaist.
Jetzt gibt es Ehrenritter, eine ganze Legion;
Wo ist in dreihundert Jahren der Bienenumschwärmte Thron?
Dann ist schon längst versunken das Korsikanerhaus,
Die Bienen sind aus dem Louvre gezogen in Schwärmen aus;
Und von dem Ehrenorden der letzte **Grand cordon**
Ist längst vermorscht im Sarge des letzten Napoleon.
Dann hat die Weltgeschichte gehalten ihr Ehrengericht!
Vor ihren Schranken bestehen Verrath und Lüge nicht;
Und wer zum Komödienmantel gemacht das Kaisergewand,
Für den hat keine Ehren der Zukunft kalte Hand!

Wie gut, daß der an mir vorübergehende Aufseher nicht deutsch konnte; diese paar unschuldigen Reime hätten dem unglücklichen Verfasser am Ende zu einem taxenfreien Reisepaß nach Cayenne verholfen. Mit dem Worte Cayenne hört alle Poesie auf. Mich erinnert das an eine fröhliche Gesellschaft in München. Der witzige Dr. W. wurde aufgefordert, Münchner Vierzeilige, wie sie im Hochlande üblich sind, loszulassen. Er bekam bald von diesem bald von jenem der Anwesenden ein Thema — und mit Blitzeseile waren die Vierzeiligen auch immer fertig. Ein Anwesender rief nun geflissentlich im baierischen Dialekt: „Heuschneck" (Heuschrecke). Dr. W. hierauf:

„Der Heuschneck, der singt gar so schön, —
Auf einmal ist er stad,
Da hat der grobe Bauernkerl
Ihm mit der Sensen den Kopf wegagmaht!"

Es ist jedensfalls eine eigenthümliche Gattung Witz — in vier Zeilen einer volksthümlichen nationalen Reimform im Gewande des Humors tragische Wahrheiten plastisch hinzustellen.

Will man sich von der zermalmenden Großartigkeit der Museen des Louvre einen Begriff machen, so darf man die Kunst — nur nach Schritten messen. Ein einziger großer Saal mit Gemälden hat 570 gute Schritte in seiner Länge. Säle in der Flucht von 200—300 Schritten gibt es mehrere. Die Ausstattung der Wände und Plafonds mit Säulen, Gold, Ornamentik und Fresken blendet das Auge, und man wird von Pracht und Glanz völlig in Staunen versetzt, wenn man auch die Gallerien von Florenz und Rom, von Neapel, Venedig, Genua und Mailand im Gedächtniß hat.

II.

Reliquien Ludwig XVI., Karl X. und den König von Rom betreffend. — Gewandreliquien Napoleon's. — Der Herzog von Reichstadt. — Prachtliebe in Speisehäusern, kommunistische Blüthen. — Stimmung der Proletarier.

In einem Saale des Louvre stehen dicht nebeneinander: Ein Pult Ludwig XVI. „offert par les

Etats de Bourgogne" — daneben ein Mosaiktisch Karl X., geschenkt vom Großherzog von Florenz, wieder darneben im fadesten Geschmack der Kaiserzeit, wenn auch reich mit plumpen Goldbroncen besäet, ein Schreibpult Louis Philipps. In einem Saale nebenan Napoleon's Feldbett, viele seiner Gewandstücke, Jagdgilets, zwei so absolut schäbige Hüte (Militär und Civil, die Napoleon in Helena getragen), daß, wenn sie auf der Straße liegen würden, selbst bei jedem vorbeigehenden Bettler das Bedenken: sie aufzuheben oder sie liegen zu lassen — gar keine Möglichkeit mehr wäre — ein Thronsessel Napoleon's und seine Reise-Utensilien bis auf die Nägelzange und den Pfropfenzieher.

Es ist erstaunlich, was die fromme Reliquienverehrung des Napoleonismus hier Alles zusammengeschleppt hat.

Die Kinderklapper mit dem Wolfszahn für den König von Rom; er sollte damit beim Zahnen sich behelfen und mit den scharfen Zähnlein an dieser Klapper das Zahnfleisch durchbeißen. Das kleine Stück Hausrath (Hochet) ist aus Gold und Korallen. Ach, der arme Kleine, er hat sich an der Krone von Rom keinen Zahn ausgebissen. Dieses römische Königthum war das Reich einer überschwänglichen väterlichen Phan-

tasie — unsere Zeit ist nicht dazu angethan, um Kronen auf zwanzig Jahre hinaus zu verschenken; ein Umstand, den man auch jetzt wieder in den Tuilerien vergessen hat.

In Fontainebleau zeigt man die Apartements des gegenwärtigen „Kindes von Frankreich." Der Kleine wird an kaiserliche Pracht gewöhnt — ob das nicht von Seite der unbarmherzigen Zukunft als eine üble Gewohnheit angesehen wird, welche dem Kind abzugewöhnen dieselbe Zukunft sich bemüssigt sehen dürfte?

In Gewandreliquien, welche zur Verehrung in Glaskästen ausgestellt werden, sind die Franzosen und Engländer wohl am stärksten. Die Säle, welche dieser Gattung Napoleonischen Kultus im Louvre gewidmet sind, können geradewegs eine melancholische Garderobe mit welthistorischem Anflug genannt werden. Der runde Civilhut, welchen Napoleon in St. Helena nicht nur getragen, sondern total abgetragen hat, gibt Zeugniß, wie er daselbst, vielleicht schon seinen liebenswürdigen Hausherren, den Engländern, zu lieb — für Toilette und äußere Erscheinung nicht viel verwendet haben mochte. Selbst das Schnupftuch, welches er auf seinem Todtenbette liegen hatte, wird andächtig bewahrt. Wenn der letzte Tropfen des Todesschweißes und die letzten in Todesnoth aus seinen Augen quel-

lenden Thränen — wie in einem Brennspiegel des Schmerzes — die Bitterkeit jener Millionen und Millionen Thränen, die seines Ehrgeiges wegen vergossen wurden, in sich gefaßt hätten, so müßte das einer der grausamsten Schmerzen gewesen sein, die je ein Mensch getragen.

Die mit Ordenssternen bestickte weißseidene Miniaturjacke des kleinen zweijährigen Königs von Rom war ein kecker Eingriff in die Zukunft, welche Gottes ist — die Zukunft hat den Träger der Jacke in seiner Jugendblüthe zusammengeknickt und das vergilbte Gewandstück weggeworfen.

Noch schwebt dem Schreiber dieses die hagere Gestalt des ehemaligen Königs von Rom, mit dem langen bleichen Antlitz, vor Augen, wie er diesen ehemaligen König als Herzog von Reichstadt im Jahre 1831 (ein Jahr vor seinem Tode) öfter um die Stadtmauern Wiens auf dem Glacis mit einem Begleiter spazieren gehen sah. Als im Jahre 1832 der Herzog von Reichstadt, im Arme seiner Mutter, in einem Gemache des Schlosses Schönbrunn verschied, und die Nachricht von diesem Tode dem damaligen Prinzen Louis gebracht wurde, da mag es ihm wohl vorgekommen sein, als ob eine Wand, die seine Aussicht gehemmt — ihm plötzlich das Vergnügen erwiesen

hätte, von selber umzufallen. Hier in dem Schlosse Schönbrunn, wo zwanzig Jahre früher der alte Napoleon im Zenith seiner Macht und seines Stolzes mit verschränkten Armen auf dem großen Hofbalkon stand und verachtend auf das vernichtete Oesterreich und das Wiener Volk niedersah — hier mußte auch der Einzige seines Stammes, zehn Jahre nach des Vaters Tod auf St. Helena, in die Gruft steigen. „Der im Himmel wohnet, lacht ihrer und der Herr spottet ihrer," heißt es im 2. Psalme.

Zu den Eigenschaften des Franzosen, zunächst des Parisers, gehört Prachtliebe; darum will der Franzose nicht nur fein essen, er will auch hiebei nach Maßgabe seiner Geldkräfte mit mehr oder weniger fürstlichem Glanz umgeben sein. Plafondgetäfel mit Oelgemälden und reichem Goldschmuck, Spiegelwände, Sammtsessel, Silberservice, ein prächtig in Gold gebundener Quartband als Speisentarif, schwarz gekleidete Garçons mit weißen bis an die Fußknöchel reichenden Vortüchern; in einem förmlichen Auslagekasten, hinter hohen Spiegelfenstern des Parterres, die schönsten Früchte, die seltensten Gemüse, und alle diese Speiseherrlichkeiten sehr geschmackvoll und einladend aufgestapelt, das sind die nöthigen Bestandtheile eines eleganten Speisehauses in Paris. Hier kann man

Diners zu 40 Francs für die Person bestellen, und diese Art Luxus gehört keineswegs zu den Seltenheiten. Da sitzt es, dieses Geschlecht der Feinfresser, die nobel gekleideten Herren und Damen — da sitzt es, unbekümmert um den Proletarier, der bei den offenen Spalten der Vorhänge die Ehre hat, in das Licht- und Speisenmeer, das wie brandende Wogen an den Tisch heranschlägt — hineinzusehen. Einmal sah ich des Abends zwei Blousenmänner bei den Fenstern des unteren Saales von Vefour im Palais royal schweigend hineinschauen. In ihren Gesichtern lag ein verbissener Humor. Sie gingen gegen die Gallerie d'Orleans zu — im Gehen hörte ich folgendes Gespräch: „Ces drôles là nous appellent canaille. Oui nous sommes en effet des canailles, puisque nous les regardons faire tranquillement.“ (Und dieses Volk nennt uns Kanaille! Wir sind aber auch dumme Kanaillen, weil wir ihnen geduldig zuschauen.) Darauf der Andere: „Oui, oui, en 1848 ces gourmets-là n'osoient pas ainsi se donner en spectacle, ils se cachoient dans les étages supérieurs. Saint-Simon a bien raison; et celui qui ne veut pas le croire, n'a qu'à regarder avec un ventre affamé par une de ces fenêtres-là dans le salon.“ (Ja, ja, im Jahre 1848 haben sich diese Feinfresser nicht so zur Schau hin-

gesetzt — da versteckten sie sich in den oberen Zimmern. St. Simon hat schon Recht; wer's nicht glaubt, soll nur mit hungrigem Magen bei einem solchen Fenster hineinschauen.)

Die armen Teufel hatten von ihrem Standpunkt aus vollkommen Recht. Die unverschämte Genußsucht, d. h. diejenige, die sich in ihrem Luxus vor den armen Mitbrüdern keinen Zwang mehr anthun zu sollen meint, ist in ihrem Wesen schon heidnisch. Dazu die Proletarier, denen man den Glauben an das Gericht Gottes und die einstige Ausgleichung hinausgedroschen hat nach Möglichkeit; und der Kommunismus ist vorläufig im heißen Verlangen darnach bei allen Jenen eine fertige Thatsache, die dabei nichts zu verlieren haben, und die — wär's auch nur auf einige Wochen — dabei etwas gewinnen können.

Wenn man den gottlos gemachten Proletariern dann vordeklamirt und vorbeweist: daß der Kommunismus ein total unpraktischer und unhaltbarer Zustand sei, so wird man mit diesen Deklamationen auch für den Fall nichts ausrichten, daß diese Proletarier selbst die Unhaltbarkeit desselben einsehen. Es handelt sich ja, wie die Würfel jetzt liegen — mehr um Befriedigung einer Rache — und wär's auch nur

auf Einen Monat lang, oder um den Genießenden eine derbe Lektion zu geben, als um einen dauernden Zustand. Die Reichen haben den Armen das Christenthum theoretisch wegdisputirt — die Armen werden den Reichen die Nothwendigkeit desselben praktisch lehren. Darin liegt die Möglichkeit und das zeitweilige Auftauchen kommunistischer Versuche. Wer es geschehen läßt oder mithilft, daß den Massen der Unglaube an's Jenseits und somit die Verzweiflung beigebracht wird, der hat kein Recht sich über den Kommunismus zu wundern, oder über denselben sich aufzuhalten.

III.

Hotel Cluny. — Merkwürdige Alterthümer. — Moliere's Kinnlade. — Im Louvre. — Verschiedene Bilder. — St. Denis.

An der Stelle eines alten Römerbades bauten die Benediktiner von Cluny hier ein Haus; — es ist gegenwärtig der einzige und prächtigste Rest gothischer Civil-Baukunst aus dem Mittelalter, und wird als Antikensammlung benützt. In den vielen Sälen zu ebener Erde und im ersten Stock ein wahrer Reichthum von Kunstwerken in Holz, Elfenbein, Gold und Erz.

Hierunter der goldene Altaraufsatz von Heinrich II., dem Heiligen, nach Basel geschenkt (aus dem eilften

Jahrhundert), ungefähr fünf Schuh lang, vier Schuh hoch, ein Meisterstück von Erzgießerei und Ciselirkunst jener Zeit. Eine Menge von Kirchengefäßen, prachtvolle Reliquienschreine, Bischofstäbe u. dgl.

Sehr merkwürdig ist ein Fund von 1859 bei Toledo in Spanien. Es sind dies acht schwere Kronen aus Gold und Edelsteinen, vom siebenten Jahrhundert herrührend; die schönste darunter, sicher an zwölf Pfund schwer, jene des Königs Gottfried Receßvin, wie aus den der Reihe nach an goldenen Kettlein rings um den Kronenreifen herabhängenden goldenen gothischen Buchstaben deutlich zu lesen: RECE†SVIN. Was in Frankreich an Merkwürdigkeiten dieser Art aufgefunden wird, kommt selbstverständlich in dieses Museum.

So z. B. liegt in einem Glaskasten ein vollkommenes Bischofsgewand sammt Stab aus dem 12. Jahrhundert — wie solches 1853 in einem Grabe bei Bayonne gefunden wurde. Weder der Name des Bischofs noch der des Bisthums, dem er vorstand, war zu eruiren.

Eine Art Cimade, dunkelviolet, mit Goldfäden durchzogen, die Seide des Zeuges morsch und abgefärbt — natürlich auch, das Gewand lag über sieben Jahrhunderte an der Leiche. Der Stab aus Silber,

emaillirt, eine Schlange darstellend, die sich wie ein runder Rahmen um die silberne Statuette eines Heiligen — wahrscheinlich des Bisthumspatrons — windet. So viel nur als Beispiel aus den Hunderten der interessanten Gegenstände dieses altehrwürdigen Hauses. Wie zauberisch schön ist die alte noch ganz gut erhaltene Kapelle, der Altar mit Glasmalereien im Hintergrunde; ein herrliches Gewölbe mit zierlich gewebten Bogenrippen, auf einem Mittelpfeiler ruhend, u. s. w.

Auch Gegenstände aus der Renaissancezeit in Fülle. Auf einem Tisch ruht die morsche, halb von Moder verzehrte halbe Kinnlade des Komöden Molière († 1673 im 51. Jahre).

Armer Molière! Aus diesem vermoderten Beinstück quollen einst Witze und Sarkasmen, die Tausende zum Lachen gebracht! Kann man einen herberen Gegensatz finden! Dies morsche Unterkiefer eines berühmten Mannes, der Komödien schrieb und spielte — ein tragischer Gegenstand, würdig, daß Shakespeare's Hamlet darüber Reflexionen anstellen könnte!

Wem fällt hier nicht die Szene auf dem Friedhof ein, wo der Todtengräber zu Hamlet sagt: „Dieser selbe Schädel ist von Jorik, des Königs Hofnarren!" Hamlet nimmt den Schädel in die Hand und fragt: „Dieser?" Der Todtengräber: „Ja, derselbe!" Hamlet

darauf: „Ach, armer Jorik, ich habe ihn noch gekannt, ein Bursche von unerschöpflichem Witz (a fellow of infinite jest), von mächtiger Phantasie — — hier hingen seine Lippen — die ich geküßt, ich weiß nicht wie oft! Wo sind Deine satyrischen Einfälle, die Luftsprünge, die Lieder? Deine lustigen Witze, über welche die ganze Tafel in ein helles Gelächter ausbrach?! Fällt Dir denn gar nichts mehr ein, um über Dein eigenes Grinsen zu spotten?"

In den seltsamsten und ungewöhnlichsten Situationen finden wir einen kräftigen Ausdruck für unser Denken und Fühlen in Shakespeare, das ist eben die Größe dieses universellen Genius! Sollte obige Stelle nicht in einem goldenen Rahmen ober der halben Kinnlade Molière's hängen?

In den Sammlungen des Louvre könnte man ein eigenes Kapitel über werthvolle Geschenke anfertigen, die von hohen Personen gegeben und von hohen Personen empfangen worden sind, eine überaus glänzende Bestätigung des Wortes der heiligen Schrift: „Qui enim habet, dabitur illi, — dem, der hat, dem wird gegeben werden." — Gerade wer es nicht braucht, dem wird am meisten geschenkt, und der genug zu essen hat, wird am öftesten eingeladen. Eines der allerkostbarsten — aber auch in der kunstvollen Arbeit mei-

sterhaftesten Geschenke, die im Louvre aufbewahrt werden, ist ein Coffret aus Gold, ungefähr 18 Zoll breit und 9 Zoll hoch, eines der schönsten Stücke, welches die Ciselirkunst je zu Tage gefördert. Das schenkte einmal Richelieu der Königin Anna von Oesterreich. Wie doch dieses todte Metall einen Triumph feiert über den gebrechlichen, so bald in Staub zerfallenden Menschenleib! Es wird doch nur Alles verliehen auf kurze Zeit im großen Leihhaus — dem Einen mehr, dem Andern weniger; wer weniger zurückzugeben hat, wenn Meister Hämmerlein kommt, der geht jedenfalls getroster von hinnen.

Ueber einige Bilder des Louvre. Die im großen Saal hängenden heidnischen Rubens-Bilder dürften das Werk seiner Schüler sein, von ihm nur mitunter retouchirt. Es scheinen jene Gemälde zu sein, die er für Maria von Medicis anfertigen mußte. Wie anders sind diese kolossalen Fleischmassen gegen die großartigen christlichen Bilder von des Meisters eigener Hand in Antwerpen und Wien gehalten! In der That, diese Unzahl wohlgenährter Riesen erinnert an die Gladiatoren-Kaserne in Pompeji, wo die Fechter, die Athletengestalten damaliger Zeit, förmlich gemästet wurden, um dem schaulustigen Publikum bei den Spielen ein Knochengerüste mit einer gepolsterten Muskulatur zu zeigen. Es

ist allerdings auch Kunst in dieser Derbheit, aber auch Derbheit in dieser Kunst. Wenn die Kunst auf der Zentnerwage gewogen wird, kommt Fiesole mit seinen schlanken Gestalten übel davon, während die spezifischen Fleischmaler gute Geschäfte machen. Diesen hiesigen Bildern des Rubens sieht man die Studien in Mantua an — sie können ihre Abkunft aus der Schule Giulio Romano's nicht verleugnen.

Wer sollte über die Murillo, über Raphael, über Guido Reni noch in geschriebene Extase kommen?! — das ist so abgenützt, daß kein Leser sich mehr zur Durcharbeitung von derlei Phrasen gebrauchen läßt. Ein wenig gekannter Spanier ist im Louvre vertreten, sein Name Zubaran. Was er vor den anderen Spaniern voraus hat, ist die Klarheit und Schärfe seiner Figuren und ihrer Züge. Ein Bild von ihm gehört zu jener Gattung, die sich mit allen Haken in's Gedächtniß einhängt. Ein gestorbener Kardinal liegt auf der ziemlich einfachen und prunklosen Bahre, Kardinäle und ein Papst stehen ringsum. Der Todte selbst — wie die mannigfaltigsten Todesbetrachtungen in den Gesichtern aller dieser die Bahre umstehenden Personen, bezeugt einen hohen Grad vom Genie des Meisters. Man liest auf diesen Zügen der verschiedensten Charakeristik ordentlich die Gedanken, welche sie be-

wegen, während das Gemeinsame des unerbittlichen Todes, der aus der da liegenden Leiche predigt, das Siegel eines bitteren Ernstes auf jedes Antlitz prägt. Das ganze Bild ist, wie es offenbar in der Idee des Meisters gelegen, eine schneidige Predigt über irdische Vergänglichkeit, die von jedem der die Bahre Umstehenden verstanden und mehr oder weniger gewürdigt wird. Die Handlung des Bildes ist die freilich nutzlose Reaktion gegen den Tod — das natürliche Ergriffensein im Anblick der Leiche, welche für diese Welt und ihre Herrlichkeit zum entscheidenden Abschluß gekommen! Jedenfalls macht dieses Bild schon um des Gegenstandes willen einen tieferen Eindruck, als die hochgerühmten Bettlerknaben Murillo's, welche in der Nähe hängen.

Das Innere der Peterskirche zu Rom findet man fast in jeder bedeutenden Galerie. Eines der besten Architekturbilder ist das von Panini im Louvre — eines in der königlichen Galerie zu Brüssel steht ihm würdig zur Seite. Man steht da auf einmal mitten in dem großartigen Tempel drinnen, und möchte wandeln auf dieser ruhigen, spiegelglatten See von Marmor.

Cima da Conegliano ist keine der bekanntesten Größen — aber eine Größe jedenfalls! Was für prächtige, duftige Landschaften zieren den Hintergrund seiner

Bilder! Wer das Städtlein Conegliano kennt, findet in Cima's Bildern, wie dieser Meister die Eindrücke seiner schönen Heimat immer in der Seele trug, und wie er die Bergketten, an denen das Auge in seiner Jugend geschwelgt, auch in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit des hellen Grün bis zum verschleierten Blau, so bald sich Gelegenheit bot — auf die Leinwand zauberte.

Wie zu gleicher Zeit Pietro Perugino die blauen Berge Umbriens mit durchsichtigen Luftschleiern in den Hintergrund seiner Bilder malt — die durch dünne Bäume im Vordergrund gehoben werden, so auch Cima; beide in einer so eigenthümlichen, unnachahmlichen Art, die mit ihnen und ihren Schulen wie verloren gegangen zu sein scheint!

St. Denis. In diesem Städtchen ist die berühmte gothische Kirche, welche Jahrhunderte lang als Grab der Könige Frankreich's gedient. St. Denis liegt kaum eine Stunde von Paris. In der Revolution 1793 kam der Pariser Pöbel hierher und zerstreute die Gebeine der Könige Frankreichs in alle Winde. Unter Napoleon I. diente die Kirche als Magazin, unter Louis Philipp wurde sie schlecht restaurirt, jetzt wird sie aber wieder einer neuen stylgemäßen Restauration unterzogen und in der unterirdischen Gruft klingt der

Meißel, und der Staub des weißen Sandsteines bedeckt die mit einer Wand in der Mitte abgeschlossene Kirche. Dagobert kniet noch betend auf seinem Monument, und Franz I. liegt in Marmor auf seiner Tumba, die im Style jener des großen Visconti in der Certosa bei Pavia gebaut ist. In einer Schatzkammer an der Kirche werden die goldenen Kronen der letzten Könige Frankreichs aufbewahrt, darunter die von Ludwig XV., Ludwig XVI. und von Marie Antoinette. In diesem Gemache schlafen ein paar Kirchendiener als Wächter, die neben ihren Betten geladene alte Reiterpistolen liegen haben, — da ist, was menschliche Vorsicht anbelangt, die Kaiserkrone Frankreichs vor der Hand schon besser gehütet mit Tausenden und Tausenden von großen und kleinen Feuerschlünden. In der Seitenkapelle rechts sind die grünen Betpulte der Kanoniker von St. Denis, des sogenannten kaiserlichen Kapitels, welches aus Bischöfen, die sich von ihren Diözesen zurückzogen, und Bischöfen in partibus besteht. Ganz vereinsamt singen hier diese Herren ihre kanonischen Stunden in dieser prachtvollen Kapelle, nicht Ein Bewohner von St. Denis läßt sich dabei sehen, nur Fremde, welche die Kirche anschauen, machen bisweilen einen Blick hinein, um die Architektur und die Glasmalereien anzuschauen.

Die **knieende** Darstellung der Begrabenen auf ihren Grabmälern gehört der **gothischen** Kunst insofern an, als sich da die Kleidung und die Darstellung im Stein gut präsentirt. Es sind mir hier im Anblick der schönen knieenden Marmorgestalt Dagobert's Reminiszenzen aus Salzburg durch den Kopf gefahren. Die unglücklichsten Beter (was künstlerische Darstellung und den überaus peinlichen Eindruck des Besichtigers angeht) sind die im Transept der Domkirche zu Salzburg ober ihren Gräbern **gemalten** Erzbischöfe.

Von Malern aus der Zopfzeit, im ganzen unseligen Geiste dieser Zeit ausgeführt, sieht man diese Gestalten in prachtvollen, mit Brüsseler Spitzen reichgezierten Chorhemden auf rothen, sammtenen Pfühlen knieen, die Ellenbogen auf die Sammtpfühle des Betschämels gestützt, in weißen Allongeperrücken, welche die vollen, runden und gefärbten Gesichter beschatten, mit gefalteten Händen beten — Alle nach einem Typus gemalt, Jeder mehr mit dem Ausdruck der Landesfürstlichkeit, als mit dem Gepräge des Kirchenhirten. Es hat den Anschein, als wollte sich der Maler alle erdenkliche Mühe geben — ein offizielles Gebet darzustellen; und man weiß in Anbetracht dieser Bilder, die auch zugleich wahre Zeitbilder sind, nicht,

soll man annehmen, daß jene Zeit mehr dem Gebete oder mehr der Kunst, oder beiden zugleich entfremdet war.

Versailles.

Wenn man, nur mit einiger Kenntniß der Geschichte und mit einiger Beobachtungsgabe versehen, in diesen alten Lustschlössern und Gärten herumsteigt, kann man so recht die traurige und tragische Seite des Königthums durchfühlen. Dieses Versailles entwickelt in seinem Innern eine Pracht, die Einen ermüdet und völlig ruinirt. Wandelt man einige Stunden darin von Saal zu Saal, von Korridor zu Korridor, von Bild zu Bild, von Statue zu Statue, von Gruppe zu Gruppe, so mag es Einem geschehen, daß man — selbst mit einigem Sinn und einiger Empfänglichkeit für Kunst — am Ende vor Schauen und Ermüdung zum stillen Wunsch kommt: „Ach, wenn es nur bald aus wäre!“ Ludwig XIV. hat hier eine förmliche und feste Burg für den Kunstgeschmack seiner Zeit gebaut und die Festung ist ihm so gut gelungen, daß sie schon eine Belagerung aushalten kann. Man mag hier allerhand finden, was Einem minder oder gar nicht anspricht, man mag

über Dies oder Jenes mit mehr oder weniger Recht kritisiren, aber Ein Zeugniß wird Einem doch nothwendig auch abgerungen: das Zeugniß von der Großartigkeit und von einer die Kritik zermalmenden Pracht, die ihresgleichen in der Welt nicht mehr findet!

Die bronzene Reiterstatue Ludwig XIV. bildet das Centrum des Riesenhofes. Zur Rechten und Linken stehen sechszehn Kolossalstatuen von Trägern französischen Ruhmes, gleichsam auf der Wache vor dem Manne, dem es eine besondere Freude machte, sich in die Welthändel hineinzudrängen, um in der Langweile eines genußsüchtigen Daseins auch Kriegslorbern sich auf den glatten Marmor-Estrich seines Wandels in den Lustschlössern streuen zu lassen.

Die Schloß-Kapelle von Versailles ist durchaus aus einem weißen Baustein (liais), der in der Nähe von Paris gebrochen wird und sich glänzender als Alabaster poliren läßt. Die korinthischen Halbsäulen haben eine goldene Kanellirung, wie die Gold-Ornamentik überhaupt sich hier in wahrer Verschwendung zeigt. Gold und weiß, die einzigen Farben, prachtvoll, aber durchaus nicht zur Andacht stimmend. An der Kapelle wurde gebaut zwischen 1669—1710. Der Hochaltar aus weißem Marmor und mit vergoldeten Bronzen überschwemmt.

Das Theater war, wie es auch im Geiste der damaligen Zeit lag, schon besser gelungen. Logen und Brüstungen kirschroth und Gold, korinthische Säulen, schon bei Tage prächtig, es muß bei Beleuchtung feenhaft sein.

Der Katalog der Bilder, Statuen und Gruppen (darunter zumeist kolossale Bilder, welche ganze Saalwände einnehmen) weist über 2500 Nummern, in einhundert und fünfzig Sälen und Vestibulen, nach. Die weitläufigen Säle sind wie die Seiten eines großen Bilderbuches, welches die ruhmwürdige Geschichte Frankreich's verherrlicht. Wie hiebei das arme Oesterreich nicht am Besten wegkommt, läßt sich denken. Auch der gegenwärtige Napoleon hat sich in einem ungeheuerlichen Bilde als Feldherr auf einem Hügel von Villafranca glorifiziren lassen. Wer es weiß, wie dieser Sieg durch ganz andere Momente als durch das Feldherrntalent dieses Napoleoniden errungen worden ist, dem wird die Bescheidenheit dieses Mannes, trotz der durch die Plafondfenster reichlich hereinströmenden Tageshelle, ebenso wenig einleuchten wollen, als seine feldherrlichen Begabungen.

Wie in den großen Kunstsammlungen Italiens, so ergeht es Einem in einem Punkt in allen, so auch hier: Dem sterbenden Fechter in Marmor oder

Gyps kann man nicht entgehen, er ist der Unentbehrliche. Es dient aber sicher immer auch zu einiger Befriedigung, wieder einmal einen sterbenden Fechter zu sehen, nachdem man von lebendigen so unablässig verfolgt wird!

Ist man von der Besichtigung des Schlosses Versailles gehörig ermüdet, so muß man neue Spannkraft gewinnen, um den großen Park und die beiden Schlösser (das große und kleine) Trianon anzuschauen. Auch hier wieder eine große Reihe von Sälen und eine wahre Verschwendung königlicher Pracht. In Petit-Trianon starb Ludwig XV. und wohnten zwei Frauen aus dem Hause Oesterreich; die unglückliche Marie Antoinette und Marie Louise, die Gemalin Napoleon's. Hier in diesen Gemächern empfing sie, wohl in einer sonderbaren Stimmung, ihren Vater, den Kaiser Franz I.

In den beiden Trianon die Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer Ludwig XVI., Napoleon's und Ludwig Philipps; mit — allen Möbeln, wie sie von diesen Potentaten benützt wurden, lauter königliche und kaiserliche Pracht um und um — und alle diese Herren sind nicht durch den Tod von diesen Wohnungen getrennt worden, sondern noch im Leben hat das Geschick Frankreichs sie davon weggerissen.

Ludwig XVI. und die schöne Antoinette, die aus ihren Porträts, deren in den Sälen zu Versailles mehrere sich finden — wie durch Thränen lächelt — enden entsetzlich auf dem Greveplatz. Napoleon I. muß sein Verhängniß in langsamen Zügen sechs Jahre lang schlürfen, sein Schaffot sind die Felsblöcke von St. Helena. Der König von Rom läßt verwaist seine Wiege zu Paris und der Tod nimmt ihn in der Jugendblüthe im Schlosse zu Schönbrunn in seine Arme. Seine Augen haben Rom nie gesehen. Karl X. flüchtet, Louis Philipp flüchtet — beide enden ihr Leben im fremden Land. Der Sohn Louis Philipps, Herzog von Orleans, zerschmettert sich auf der Straße zu Paris — eine Kapelle steht auf dem Unglücksplatz — der Altar an der Stelle, wo sein Todtenlager war und die Betstühle mit von der Familie Orleans gestickten Polstern, stehen einsam und werden nur von Fremden im Vorbeigehen angeschaut.

Und alle diese Bilder hat der gegenwärtige Herrscher in Frankreich vor seinen Augen! Er möchte bleiben — das ist sein eiserner Wille — aber diese Eisenkonstruktion fußt nicht auf dem Grundstein christlicher Gerechtigkeit — und darum wird dieser Bau in Trümmer zerfallen. Der Glorienschein des Heldenthumes, mit dem sich der Mann in den Sälen

zu Versailles in jüngster Zeit selber umwoben hat, indem er sich als Sieger auf den Höhen von Solferino im Gefühl seiner Macht darstellen ließ — dieser Glorienschein kann noch so gut erblassen — als der seiner jüngsten Vorfahren auf dem Herrschersitze zu Paris!

Die Zukunft hält ihre kalte Hand noch fest geschlossen, und wer kennt den Wurf, den ihre über Europa hinrollenden Würfel bringen werden?!

Den Schluß aller Herrlichkeiten macht die Krönungs-Remise, ein Wagenschoppen, in welchem die seit einem Jahrhundert gebrauchten Krönungswagen aufbewahrt werden; glänzende Blasen, aufgetaucht aus einer rastlosen Revolution, eine Musterkarte verschiedener Regierungen; Roth und Gold an all diesen mächtigen Kobeln die vorherrschenden Farben, goldene Wiegen für die Kindertage eines neuen Kaiser- oder Königthums; immer steigt die Furcht und die Sorge in das schwankende Kämmerlein mit den Krystallfenstern mit hinein; denn Keiner, der diese erste Fahrt seiner Regierung beginnt, weiß, wohin er geführt wird und was die ganze Geschichte für ein Ende nimmt. Lebt wohl, vergoldete Bonbonschachteln eines glänzenden Geschickes mit doppeltem Boden: oben wohlriechendes Zuckerwerk und als Bodensatz zumeist — Assa foetida.

Fontainebleau.

Vorbei ging's am Bastillen-Platz, an der Julisäule, die gegenwärtig geduldet wird — ein Erdbeben, das sie zusammenrüttelt, dürfte mancher Orten nicht unwillkommen sein. Bisweilen thun sinnreiche Pariser dem Lampröhr in der Nacht den Schabernak an, Freiheitskränze auf den Sockel zu legen, eine Ovation, welche das gegenwärtige Regiment nicht absonderlich befriedigt. Man braucht auf der Bahn gute zwei Stunden nach Fontainebleau. Vorüber geht es an geschmackvollen und faden Landsitzen, an Charenton, Maisons-Alfort, Brunoy, Melun, und an anderen unbedeutenden Ortschaften. Vom Bahnhof hat man noch eine Viertelstunde in die Stadt und zum Schloß zu fahren. Wie öde und abgeschmackt ist diese Stadt Fontainebleau. Ein Springbrunnen, der nicht springt, ziert ihren Platz. Das Schloß ist von außen nicht imposant, obwohl ungeheuer groß. Aber von Innen! An hundert Gemächer — manche so groß wie Kirchen — die meisten von einer Pracht der Ornamentik aus ältester und neuerer Zeit, daß man, abgesehen von den

historischen Erinnerungen, in ein völliges Erstaunen versetzt wird. Der Rathsaal Ludwig XV. — ach der arme König, trotz Gold, Spiegeln, Krystall-Lustern, Gemälden und Sammtstühlen — wie übel berathen! Der Thronsaal mit reichem Plafond aus Holz und Gold. Das Schlafgemach der unglücklichen Königin Marie Antoinette, mit ihrer Namenschiffre im Getäfel des Fußbodens, und auf Möbeln, und zu Häupten des Bettes. Noch stehen prachtvolle Geschenke herum, die ihr von Potentaten und Fürsten gemacht wurden. Der Rathsaal des heiligen Ludwig, der Konseilsaal Ludwig XIII., die prachtvollste Bibliothek, an Ornamentik und Malerei reich, die Galerie Heinrich II., mit dem Plafond aller Plafonde, ich habe noch keinen schöneren gesehen. Die Gemächer der Maintenon! Das kleine aber höchst luxuriöse Hoftheater, die Kapelle, in der die Scene zwischen Napoleon und dem Papst vorgefallen sein soll (es dürfte aber eher in einem anderen Saale gewesen sein), und vor Allem das kleine Zimmer, mit dem kleinen Mahagony-Tischlein in der Mitte, auf dem in einer Messingplatte eingegraben ist, daß hier Napoleon I. am 5. April 1814 seine Abdikation unterschreiben mußte! Welch' ein Sturm mag in den Adern des stolzen Mannes getobt haben! Hier in diesem kleinen Gemach hat sich sein Geschick er-

füllt!! Hier mag ihm jene Scene mit dem Papst eingefallen sein, die er in seinem Emporkömmlingshochmuth mit dem geheiligten Oberhaupt der Christenheit gespielt! Sein Tag war gekommen!

Der gegenwärtige Beherrscher von Frankreich — kann in Anbetracht der Geschicke seiner Vorfahren hier kaum ruhig schlafen; denn es ist kein Schlaf, wenn man als Kaiser oder König in diesen Prachtbetten unter den schweren Goldbaldachinen daliegt — es ist nur ein unruhiges Träumen über eine ungewisse Zukunft. —

Wenn es sonst in eine unbehagliche Stimmung versetzt, so sich ein Besitzer eines solchen Schlosses denkt: „In diesem Bette sind meine Vorgänger gestorben, da werde auch ich sterben," so mag es wohl einen Fürsten in eine noch unbehaglichere Stimmung versetzen, ja, man kann es fast erschreckend nennen: daß so wenige Besitzer dieser Schlösser in der jüngeren Zeit — in ihren Betten — die meisten hingegen im fremden Land in der Verbannung gestorben sind.

Die Einsamkeit drängt zur Betrachtung. Wenn man so herumwandelt im Park zu Fontainebleau und die Fronte des großartigen Schlosses vor sich sieht — Alles so todtenstille ringsum — bis auf

das leise Plätschern der Fontaine, die inmitten des teichähnlichen Bassins vor dem Schlosse ihren Wasserstrahl im hellen Sonnenlicht zerstäubt, bis er erst durch Vermittlung einer großen schwebenden Marmorschale in Millionen Tropfen ringsum in den Wasserspiegel fällt, da wird man angeregt, den Park und das Schloß mit einer Reihe von Todten zu bevölkern, die nach und nach hier gehaust haben in Freud und Leid. Hier empfing mit schlecht verhüllter Eifersucht Franz I. seinen Nebenbuhler Karl V. auf seiner Reise nach Gent (1539). Hier lebte Christine von Schweden nach ihrer Verbannung, hier wurde ihr Großstallmeister Monaldeschi ermordet (1657).

Hier wohnte Pius VII. im Jahre 1804; hier wurde derselbe Papst mit jener Gleichgiltigkeit, welche die Napoleoniden gegenüber allem Recht zu affektiren gewohnt sind, vom 2. Juni 1812 bis zum 23. Jänner 1814 gefangen gehalten. Der alte Napoleon, welcher diesen reizenden Aufenthalt zum Staatsgefängniß umgeschaffen, ließ auch Karl IV. von Spanien hier über die demselben geraubte Krone nachdenken! Endlich muß sich das Geschick am alten Skorpion selbst erfüllen, er treibt sich bei der Abdikation den Stachel seiner Feder, mit welcher er sie

unterschreibt, in sein vor Gram und Scham eine Zeitlang stillstehendes Herz hinein!

Wenn doch der gegenwärtige Franzosen-Kaiser seine Pläne, mit denen er Europa umgarnt, hier auf dem famosen, welthistorischen, kleinen Tisch, aus dunklem, spiegelglatten Acajouholz, den Ellbogen auf denselben gestemmt und den Kopf in die Hände gelegt, ausbrüten möchte! Vielleicht, daß ihm mitunter doch andere Gedanken einfielen, als jene, zu denen er gegenwärtig von seinem Verhängniß getrieben wird. Was heißt Verhängniß? — Eine verhängte, verschleierte Zukunft, welche der geblendete Mensch nicht sieht und die er sich mit Phantasie-Gestalten von Größe und Macht, Herrlichkeit und Erreichung aller seiner Zwecke, Durchführung aller seiner Pläne vollzaubert, uneingedenk, daß die Zukunft nicht des Menschen, sondern daß sie des Herrn ist.

Hier in Fontainebleau gibt es auch einen Wirthshaus-Adel, das will sagen: im Hotel beim schwarzen Adler (Hôtel de l'aigle noire) wird man auf der Karte aufmerksam gemacht, daß besagtes Wirthshäuslein nicht von heute oder gestern her ist, sondern daß es eine mehr als hundertjährige glänzende Vergangenheit hinter sich hat, denn es geht die Gründung desselben

auf 1720 zurück (fondé en 1720). Ein prächtiges Haus mit drei Flügeln, einem Vorgarten sammt Springbrunnen, Speisesälen parterre, Remisen. Ich war diesmal der einzige Gast, der für heute in die Fänge des seit 1720 auf diesem Horste sitzenden Raubthieres gekommen. Um die Gäste zu noch größerer Ehrfurcht vor dieser altbewährten Lokalität hinaufzuschrauben, wäre es billig, wenn sämmtliche Gastwirthe seit jener Zeit in einer Reihenfolge im Speisesaal goldberahmt dahingen, wie auch, wenn als Trophäen das Numero, oder die beiläufige Anzahl der Gäste als Siegeszeichen aufgemacht wäre, die seit 140 Jahren in den Krallen des schwarzen Adlers geblutet haben. Wer etwas in der Welt herumflanirt, wird sich über Theuerung in Gasthöfen, als über einen konstatirten und abgethanen Gegenstand, nicht aufhalten, und ein Schriftsteller wird nur dann das Recht haben. hierüber etwas zu sprechen, wenn dieser besagte Zustand in's Komische hinüberschlägt. Da ich verlangte, zu bringen, was bald fertig ist, wurde mir auch, zwischen zwei tüchtigen Speckschnitten geröstet, ein außerordentlich kleines Stück Braunkohle aufgesetzt; das Klingen des Messers daran rieth nicht — es zu versuchen. Auf der Rechnung erkannte ich den räthselhaften Gegenstand als ½ Perdrix, zwei Frcs. Auch die anderen

Gerichte präsentirten sich in gleicher Dünne des Stoffes und Dicke des Preises. Als mir die Dame im schwarzen glänzenden Seidenkleide die Karte brachte und sie bezahlt war, fragte sie, in Anbetracht der einen ganz verschonten Schüssel, ob ich kein Freund von Repphühnern sei. Ich erwiederte mit einem Hinblick auf jenen Theil der Adresse, wo das fondé en 1720 glänzt, in Ruhe: „Ja wohl, aber sie dürfen nicht so alt sein, wie der schwarze Adler.“ Stille Kränkung zog sich wie ein Schleier über das Dulderantlitz der noblen Dame, weltgewandt verließ sie bescheiden das Gemach; auch ich ging fort, sah noch einmal den schwarzen großen Adler an, der auf der Spitze des Frontispices im Mitteltrakte des Palais seine Fittige ausspreitet, und es hatte den Anschein, ob dieser alte Kerl mir noch sein Hohngelächter nachsendete.

Die Kirchen in Paris.

In der Anzahl gothischer Kirchen, die noch im Gebrauche sind, wird keine Stadt der Welt mit Paris wetteifern. Der Dom Notre Dame, begonnen 1160, mit seinen mächtigen kurzen Rundsäulen, mit seinen durchbrochenen Galerien, mit seinem herrlichen Kapellenkranz, wird eben restaurirt, und zwar unter der Führung des durch seine Werke über die alte Architektur Frankreich's berühmten Violet le Duc. Staub und Baugeräthe aller Art liegen in den Kapellen des Kranzes um den Hochaltar, in denen auch die Gräber vieler Erzbischöfe sich befinden. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Kirche aller Kostbarkeiten, aller Kunstschätze beraubt, welche seit fünf Jahrhunderten sich hier anhäuften. Selbst die 27 Königsstatuen, die in einer Nischengalerie ober den drei Portalen standen, wurden von der überflüssigen Freiheitsbegeisterung der damaligen Krakehler heruntergeworfen und zertrümmert, man hat wieder neue hinaufgestellt. Es ist ein eigenthümlicher Anblick von Paris, wenn man Abends auf jenen Zinnen wandelt,

aus welchen die zwei Thürme aufsteigen. Das Geländer ist von drei Schuh hohen Adlern geziert, welche in den verschiedensten Situationen, die bei diesen scharfgeschnäbelten Königen der Vögel im Gebrauche sind, mit dem dieser Vogelgattung sonst noch eigenthümlichen Hochmuth seit fünf Jahrhunderten auf das tolle Treiben von Paris hinunterschauen. Wie diesen Adlern von ihrem erhabenen Standpunkte alles kleinlich vorkommen muß, so erscheinen sie — als eine Art Wiedervergeltung der verkleinernden Ferne — auch dem Menschenauge von unten nur als gewöhnliche Raben. Dicht unter der Fronte dieses Domes liegt an der Seine das Hotel Dieu, unsers Herrgottes Haus, mit seinen Kranken und Leidenden mit dem vielfachen herben Weh. Die Thürme von Notre Dame und der zum Himmel aufstrebende Tempel sollen die Kranken auf die Hoffnung hinweisen — die sie über dem Niveau des irdischen Jammerthales haben.

An gothischen Kirchen hat Paris außer Notre Dame: St. Germain l'Auxerois, begonnen 570, mit Fresken in der offenen Vorhalle, gegenüber dem Louvre, restaurirt, mit prächtigen Kapellen und Glasmalereien. St. Severin; das Alter ist unbekannt; die erste Restauration 1210. St. Merry. St. Nikolas de Champs, aus dem dreizehnten Jahrhundert; leider hat der Un-

verstand die Rundsäulen kannelirt. Eine ganz neue große gothische Kirche St. Clotilde. St. Germain des Pres, schon von Gildebert 542 gegründet. Früher bis zur Revolution eine Benediktiner-Abtei. Diese Kirche macht den tiefsten Eindruck des Alterthumes durch die überaus ernste Architektur, die an den Ernst der lombardischen Dome gemahnt. La Sainte-Chapelle im Justizpalast. Eben ist die Restauration der oberen eigentlichen Kapelle fertig. Der Grundton tiefes Blau, das Rippengewebe leuchtendes Gold, links und rechts in den schlanken Fenstern prächtige Glasmalereien. Diese Kapelle ist im Innern, um der überwältigenden Pracht der Gothik willen, ebenso ein Weltunikum, wie die Coleoni-Kapelle zu Bergamo im Bramante-Styl ihrer Fronte einen unvergleichlichen Zauber entfaltet.

Was ist St. Etienne du Mont für ein origineller Bau voll maurischer Einzelnheiten. Gothische Rippengewölbe mit herabgesenkten Rosen ruhen auf Rundsäulen und eine mit großer Pracht gearbeitete Galerie scheidet die drei Schiffe vom Presbyterium ab. Hier ist das Grab der heiligen Genovefa — an Berühmtheiten ruhen da Pascal, Racine, Le Maistre, de Sacy u. a. m.

Den traurigsten Ruf hat diese Kirche in unserer Zeit durch die furchtbare Ermordung des Erzbischofs

Sibour erlangt. Ich ließ mir die Stelle zeigen, an welcher das Opfer fiel. Es ergreift Einem ein wahres Entsetzen, wenn man so am Abend einsam und allein an diesem Orte steht — und die Stille nur unterbrochen wird von einigen Betenden, die beim Schein einiger Kerzen um das Grab der heiligen Genovefa knieen, in einer Kapelle des Schiffes der Epistelseite.

Der Invalidendom cursirt in vielen Bildern. Man wird vom Anblick desselben kalt gelassen, ob man ihn von Außen, ob von Innen anschaut. Die Größe allein imponirt noch nicht. Die Nachahmung der Peterskirche zu Rom hat hier sogar etwas Widerwärtiges an sich. Unter der Kuppel ist ebenso eine runde mit einem Steingeländer umsäumte Vertiefung wie jene der Confessio zu Rom, wo die Ueberreste der heiligen Apostel Petrus und Paulus ruhen. Vor dieser Balustrade steht ein Altar, gerade so wie der päpstliche Altar zu Rom mit denselben gewundenen Säulen. Die Balustrade wird von zwei und zwei zusammengestellten Karyatiden im untern Raum getragen. Inmitten dieses untern Raumes steht der Sargkoloß aus Porphyr (dessen Deckel eben seiner Vollendung nahte) — in den die Ueberreste des alten Napoleon gelegt werden sollten, welche in einer Seitenkapelle des heil. Hieronymus, links, in ihrem Holz-

sarge mit Wachsleinwand bedeckt zu sehen waren. Im April 1861 hat man diesen Sarg in die große Porphyr-Arche hinabgelassen; es riß ein Strick und einige Arbeiter wurden beschädigt. Der zeitweilige Franzosenkaiser Napoleon III. soll darüber als bekannter Fatalist in große Aufregung gerathen sein. Doch leider gibt es zu viele Stricke, die über Gebühr lange halten. Der in dieser Kirche nachgeahmte Heiligenkultus ist unendlich trostlos. Der irdische Ruhm wird hier keck an die Stelle gesetzt, welche den Ueberresten von Menschen gebührt, deren Geister nach menschlicher Voraussetzung die Herrlichkeit Gottes zu schauen und zu genießen auserwählt worden sind. Auf diesen Sarg aber läßt sich doch nicht Sancte Napoleone ora pro nobis — und oben in den unteren Kuppelring läßt sich auch nicht schreiben wie zu Rom: „Tu es Napoleone, et supra hunc Napoleonem aedificabo ecclesiam meam etc.“; denn die Napoleone bewähren sich ja gerade als die „Pforten der Hölle,“ die Alles aufbieten, um den Fels zu zerstören. Die eigentliche Kirche für die Invaliden hinter dem bekuppelten Dom und mit diesem in Verbindung, ist mit einer Masse eroberter Fahnen, die oben ausgesteckt worden — geschmückt — mehr Zeughaus als Kirche, mehr Nationalinstitut als Gotteshaus, mehr Gloire als Gebet,

mehr Prahlerei als Demut, mehr französisch als katholisch. Die Denkmale für Turenne und Vauban lassen ebenfalls eiskalt, wie die sechs Kapellen, welche den unteren Kuppelraum umringen. Alles, was hier Menschenhand erbaut hat — ist einmal zum Beten nicht einladend und zur Erbauung nicht geeignet, so viel bleibt gewiß!

Vom Pantheon — jetzt Genovefenkirche — wo schon öfter der Kultus des Genius mit dem Gottesdienst gewechselt, gilt fast dasselbe — das Innere läßt ebenfalls kalt. Die außen von einem Säulenkranz umgebene Kuppel — eine Nachahmung der Certosa bei Pavia, wie der Kuppel der Paulskirche in London — hat schöne Verhältnisse und befriedigt das Auge. Im großen Fronton stellt ein Basrelief die unentbehrliche Gloire dar, welche ihre Kränze an die ruhmsüchtigen und an das hochmüthig dastehende Weibsbild sich herandrängenden Franzosen austheilt. Nie ohne dieses! Gloire muß sein. Auf dem Fries unter dem Fronton und Basrelief stehen die Worte: „Aux grands hommes la Patrie reconnaissante“; freilich muß man sagen: es hat am Ende Alles zwei Seiten. Hier ist die Apotheose der großen Männer etwas überschwänglich; anderswo thut man — um ja in diesen Fehler nicht zu fallen — gar nichts für dieselben, weder vor noch nach ihrem Tode.

Bei der Kirche la Madeleine lassen sich ähnliche Bemerkungen anstellen. Ein reiner Heidentempel, ein Modell für das Pantheon von Athen. Der jetzige Bau wurde begonnen 1764, die Revolution brachte ihn in's Stocken 1789. Die sinn- und bedürfnißreiche Revolte machte verschiedene Anschläge. Kirche durfte es nicht bleiben, das war gewiß. Man wollte den Bau zuerst zum Versammlungssaale des gesetzgebenden Körpers, dann zu einem Theater, dann zu einer Markthalle, zu einer Bibliothek oder einem Museum machen. 1806 dekretirte Napoleon von Posen aus, es sollte der Bau für seine Herrgöttin bestimmt und Temple de la gloire heißen. In diesem Sinne wurde nun daran gebaut; aber 1814 erlosch la gloire, und aus dem Heidentempel wurde eine Kirche. Das Licht strömt einzig aus vier durchsichtigen Glaskuppeln von oben herein. Uebrigens kann man sich hier denken: Es ist wie zur Zeit der ersten christlichen Jahrhunderte, wo man Heidentempel zu christlichen Kirchen machte; auch hier ist ein Bau, der für den heidnischen Kultus bestimmt war — als ein historisches Wahrzeichen — der wahren Gottesverehrung gegeben worden.

Saint Sulpice, begonnen 1655, vollendet 1733. Der ganz gewöhnliche „Pariser Führer" (Noveau Guide Paris.), dessen Urtheil über Bauwerke

durchaus nicht auf Gründlichkeit Anspruch macht, sagt doch über diese vielbesprochene Kirche in einigen Worten Alles, was sich darüber sagen läßt: „Saint Sulpice ist ein kalter Bau, ohne Größe, ohne Charakter, der nicht einmal das Imposante des Massenhaften für sich hat.“ (Saint Sulpice est une oeuvre froide, sans grandeur, sans charactère, et qui n'a pas même pour elle l'imposant des masses.) Freilich gehörten dafür die Vorsteher von Saint Sulpice gewöhnlich zur Elite des Pariser Klerus. Unter den Denkmälern der Kirche war mir besonders eines in einer Kapelle auf der Epistelseite aufgefallen. Es bezeichnet die Grabesstätte des Pfarrers Lanquet de Gergy, der 1756 im 66. Jahre starb; — die Grabschrift ist — das kann man bald herausfühlen — keine gewöhnliche Lobhudelei mit Goldbuchstaben auf glattem Stein. Das ganze Monument ist groß und prachtvoll, die Figur des Verstorbenen in Lebensgröße aus Marmor. Insofern dies Denkmal würdig wäre, unter den Papst-Denkmälern bei St. Peter in Rom zu stehen, verdient es gewiß Beachtung, um so mehr, da es nur einem Pfarrer gegolten hat.

Bei dieser Gelegenheit fiel mir das Monument jenes Pfarrers von St. Carlo in Mailand ein, dem man in der Kirche (einem Pantheonsbau) — die er

durch sein Bemühen aufführte, keinen Winkel gönnte, und dessen Marmor-Monument in die Sakristei geschoben wurde. In Wien hat es eine Zeit gegeben, in welcher man das Denkmal eines Pfarrers nicht einmal in der Sakristei geduldet, sondern es höchst wahrscheinlich in die Pfarrkanzlei verwiesen hätte.

Saint Eustache, begonnen im 16., vollendet im 17. Jahrhundert. Eine der größten Kirchen von Paris. Seitenwände und Fenster gothisch — der Portikus griechisch — die innere Kuppel mit ihren Galerien Renaissance — die Fenster sämmtlich Glasmalereien; der Gesammteindruck überwältigend, großartig. Saint Eustache ist eine von jenen Kirchen, in die man immer gern hineingeht, so oft Einem der Weg vorüberführt; — hier darf man eben so wenig als kleinlicher Kritikaster über die verschiedenen Baustyle hineinkommen, als in die Certosa bei Pavia oder in den Dom von Mailand; das Auge erfreut sich an dem großartigen Strom von herrlichen Kunstformen, der hier in mächtigem Wogenschlag vorüberrollt. Die Kuppel ist ein wahres Meisterwerk, wie es nur von einem poetischen Genius geschaffen werden kann — der es versteht, den Stein so sinnig und harmonisch zu gestalten.

Unter den in jüngster Zeit gebauten Kirchen verdienen Notre Dame de Lorette, beendet 1836, und

Saint Vincent de Paul, beendet 1842, besonders genannt zu werden. Basiliken, die erste mit Holzplafonds und fünf Schiffen, die zweite mit dem Gebälke, beide überaus reich geschmückt; — wenn den Kunstanforderungen hier auch nicht vollkommen entsprochen wird, so muß man denken, der Bau fiel eben in den Uebergang zu einer besseren Periode. Die zweite Kirche ist groß und großartig, und besitzt eine Menge von Fresken, die aber jenen im restaurirten Speierer Dom weitaus nachstehen. In der Vorhalle von St. Vincent stellen einige Flecke den Sündenfall dar; da die Kirche auf einer Anhöhe steht und einen ausgedehnten Platz vor sich hat, sind die Gemälde weithin zu sehen. Die Eva ist derart gestaltet, daß es nicht genügt, wenn der hinter ihr stehende Engel mit dem flammenden Schwerte sie aus dem Paradiese hinausjagt — sie sollte förmlich mit dem Hammer herabgeschlagen und eine neue hingemalt werden. In der That, in dieser Richtung sind die heidnischen Griechen und Römer in Darstellung der vollendeten Menschengestalt reiner und edler gewesen, als diese modernen französischen Kirchenbeklecksер.

Für den Fremden macht sich die Kirchenkleidung der Ministrantenknaben in Belgien, Lothringen und Frankreich bemerkbar. In Nancy sah ich zum ersten-

mal einen jener kleinen Kardinäle, welche beim Altare stehen, mit rothem Talar, rothen Strümpfen, rothen Schuhen und runder, rother Kappe auf dem Kopf. In Notre Dame de Lorette war dies um so auffallender durch das neue Gewand und das vollkommene Scharlachroth. In St. Gudula zu Brüssel haben diese Ministranten noch eine Art rother Bänder aus Tuch über das weiße Roket auf dem Rücken hängen.

Pere la Chaise.

Wer hat sich noch nicht von der mächtigen Pariser Todtenstadt ein Bild entworfen? Paris hat drei Friedhöfe, welche sonderbarer Weise nach den Himmelsgegenden, gleichwie die Bahnhöfe titulirt werden. Sind es doch auch Bahnhöfe fürs ewige Leben. Der Nordgottesacker heißt Montmartre, der Südgottesacker Montparnasse, der Ostgottesacker Mont Louis oder in der Volkssprache Pere la Chaise. Bekanntlich kommt die letztere Benennung vom Beichtvater Ludwig XIV. Pere François de la Chaise, der auf dem Platz des heutigen Friedhofs ein Haus für religiöse Geistesübungen baute. Zum Gottesacker wurde der Platz erst im Jahre 1804 umgeschaffen.

Man fährt über den Bastillenplatz an der bronzenen Julisäule vorüber, welche 1840 errichtet wurde.

Saint Vincent de Paul, beendet 1842, besonders genannt zu werden. Basiliken, die erste mit Holzplafonds und fünf Schiffen, die zweite mit dem Gebälke, beide überaus reich geschmückt; — wenn den Kunstanforderungen hier auch nicht vollkommen entsprochen wird, so muß man denken, der Bau fiel eben in den Uebergang zu einer besseren Periode. Die zweite Kirche ist groß und großartig, und besitzt eine Menge von Fresken, die aber jenen im restaurirten Speierer Dom weitaus nachstehen. In der Vorhalle von St. Vincent stellen einige Flecke den Sündenfall dar; da die Kirche auf einer Anhöhe steht und einen ausgedehnten Platz vor sich hat, sind die Gemälde weithin zu sehen. Die Eva ist derart gestaltet, daß es nicht genügt, wenn der hinter ihr stehende Engel mit dem flammenden Schwerte sie aus dem Paradiese hinausjagt — sie sollte förmlich mit dem Hammer herabgeschlagen und eine neue hingemalt werden. In der That, in dieser Richtung sind die heidnischen Griechen und Römer in Darstellung der vollendeten Menschengestalt reiner und edler gewesen, als diese modernen französischen Kirchenbeklecksser.

Für den Fremden macht sich die Kirchenkleidung der Ministrantenknaben in Belgien, Lothringen und Frankreich bemerkbar. In Nancy sah ich zum ersten-

mal einen jener kleinen Kardinäle, welche beim Altare stehen, mit rothem Talar, rothen Strümpfen, rothen Schuhen und runder, rother Kappe auf dem Kopf. In Notre Dame de Lorette war dies um so auffallender durch das neue Gewand und das vollkommene Scharlachroth. In St. Gudula zu Brüssel haben diese Ministranten noch eine Art rother Bänder aus Tuch über das weiße Roket auf dem Rücken hängen.

Pere la Chaise.

Wer hat sich noch nicht von der mächtigen Pariser Todtenstadt ein Bild entworfen? Paris hat drei Friedhöfe, welche sonderbarer Weise nach den Himmelsgegenden, gleichwie die Bahnhöfe titulirt werden. Sind es doch auch Bahnhöfe fürs ewige Leben. Der Nordgottesacker heißt Montmartre, der Südgottesacker Montparnasse, der Ostgottesacker Mont Louis oder in der Volkssprache Pere la Chaise. Bekanntlich kommt die letztere Benennung vom Beichtvater Ludwig XIV. Pere François de la Chaise, der auf dem Platz des heutigen Friedhofs ein Haus für religiöse Geistesübungen baute. Zum Gottesacker wurde der Platz erst im Jahre 1804 umgeschaffen.

Man fährt über den Bastillenplatz an der bronzenen Julisäule vorüber, welche 1840 errichtet wurde.

Auf ihrer Höhe schwebt in einer tanzenden Stellung der geflügelte Genius der Freiheit mit einem Stern an der Stirne, in einer Hand gebrochene Fesseln, in der andern ein Flambeau. Unten regiert Louis Bonaparte und oben schwebt auf den Zehenspitzen dieser bedauernswürdige Genius, auf einer Höhe von 205 Stufen, die man im Innern der Säule hinaufklettert. Auf dem Schaft stehen die Namen vom 615 Opfern der drei Julitage von 1830. Kein Mensch nimmt sich die Mühe die Litanei dieser armen Teufel herabzubuchstabieren, ihre hier in Erz geschriebenen Namen sind keine angemessene Belohnung für die Bleibohnen, die ihnen unverschluckt in die Eingeweide kamen — und wenn sie nach diesem Leben auf Niemand andern ihre Hoffnung setzen können, als auf den messingenen Tanzmeister — der seine Flügel über diese seine Jungen ausspreitet — so darf sie Niemand beneiden. Auch die Franzosen können an dieser Säule etwas lernen. Trotz derselben sind sie jetzt mehr geknebelt, als es seit dem seligen Herrn Onkel der Fall war — und in einer so miserabeln Hühnersteige wie gegenwärtig ist der gallische Hahn noch niemals eingesperrt gewesen. Als ich zum ersten Mal mit einem Fiaker auf diesen Platz gekommen, fragte ich denselben, ob denn die Franzosen dem Lamperöhr nicht eine Colonne

de Decembre errichten werden, zum Andenken an den glorreichen Monat, in dem er sie mit dem Kaiserthum überraschte, — da schlug der Mann wüthend in die Pferde und sagte: „Herr, wir wollen keinen Despotismus, wir wollen die Freiheit.“ Ich erwiederte ihm: Vorläufig müßt ihr euch schon mit der Freiheit begnügen, die da droben schwebt.

Nun geht es durch die Rue de la Rochette dem Pere la Chaise zu. Eine Straße, welche eine wahre Einleitung, ein Vorwort zum großen Gottesacker genannt werden kann. Sie ist ziemlich lang und fast in jedem zweiten Haus existirt irgend ein Todtengeschäft. Praktische Bildhauer gibt es hier die Menge. Grabmäler in allen Stylen aus Stein und Eisen sind da zur Auswahl Hundertweise aufgepflanzt. Für Unvergeßlichkeit und unsterbliche Erinnerung werden hier große Geschäfte gemacht und findet ein bedeutender Umsatz statt. Sarghändler — Schneider, welche Todtengewänder fabriciren, Flechter von Immortellen und andern Unsterblichkeitskränzen, Schnappsbuden und Gefängnisse verzieren die Straße, in welcher, aus den übrigens armseligen verlotterten Häusern zu schließen — — keine reichen Leute wohnen. Angenehm für den Mann des Lebensgenusses ist dieser Markt von Todtengeräthschaften allerdings nicht — und die rumpelnde

Musik der Leichenwägen, die ohne Unterlaß, den ganzen Tag durch, über das Pflaster rollen, ist ebenfalls nicht erquicklich.

Endlich gelangt man zur Pforte. Ueberflüssig hohe Mauern wie die einer kleinen Festung umringen den Begräbnißplatz, in dem man fast ein ganzes Land gewahr wird mit Bergen und Thälern. Die Sonne schien so prächtig — und ich begab mich in die Kastanienallee rechts, die Hunderte und Hunderte von Grabmälern unter dem dichten Schatten der Laubgewölbe beherbergt. Die Straße führt unter dem Baumdunkel aufwärts. Hier gelangt man zum berühmtesten, und jedenfalls schönsten aller tausend und tausend der hiesigen Grabmonumente — zu dem von Abelard und Heloisa, zu den Ueberresten der beiden specifischen Repräsentanten unglücklicher Liebe, welche der Romantik aller Jahrhunderte durch ihr tragisches Geschick einen unerschöpflichen Rohstoff zur Bearbeitung in allen möglichen poetischen Formen überliefert haben.

Ein Grabmal, dessen sich kein Königspaar eines großen Reiches zu schämen brauchte — ja ein Grabmal seinem Bau nach schöner als eine Masse von Fürstengräbern — umschließt jetzt die Asche von Abelard und Heloisa. Auf einer mächtigen Tumba ruhen aus

Stein mit gefalteten Händen beide nebeneinander. Ein maurischer Baldachin, der auf 14 Säulen und 4 Pfeilern ruht und in vier mit Fenstern und Thürmchen geschmückte Giebel ausläuft — erhebt sich kapellenartig über der Tumba. Die Gesichter sind nicht — wie das so häufig bei alten Grabmälern vorkommt, verstümmelt, und bewahren noch den edlen Ausdruck, den der Meister in dieselben hineingelegt. Mit frischen Blumen und Immortellenkränzen wird jetzt noch dieses Grab geschmückt. Das Grabmal ist ein Trauergerüst aus Stein — in dem jedenfalls mehr poetischer Geist und poetische Auffassung waltet — als in tausend auf Papier geschmierten Gedichten und Romanzen, zu dem diese beiden hiesigen Todten Veranlassung gaben. Blumen sind ringsum gepflanzt. Uebrigens ist das ganze Monument aus zwei alten Monumenten vom Paraklet und von der Abtei St. Denis durch Alexander Lenoir im Anfang des Jahrhundertes zusammengestellt.

Selten noch ist ein Mensch wegen seines Geistes und Wissens während seiner Lebenszeit auf eine so exorbitante Weise vergöttert worden, als der unglückliche Abelard. Schön, beredt, hochbegabt, in seiner Jugend berühmt an allen Hochschulen Europa's — von Verehrern beständig mit Weihrauch umdampft —

was für ein mächtiger Eindruck auf seine ebenfalls hochbegabte Schülerin, die arme Heloise! Abt Fulco schrieb ihm einst (Abael. op. 218): „Dir schmeichelt der Ruhm dieser Welt von allen Seiten. Die Stadt Rom sandte dir ihre Schüler zu, dir in die Lehre, und Roma, die einst mit der Wissenschaft jeder Kunst die Hörer zu erfüllen pflegte, bewies, daß deine Weisheit größer sei als die ihrige, da sie dir die Schüler übergab. Kein Raum der Erde, keine Höhe der Berge, keine Tiefe der Thäler, kein Weg voll Gefahr und voll Räuber hielt die Menschen ab zu dir zu eilen. Die Schaaren der englischen Jünglinge schreckte weder das dazwischen gelegene Meer, noch der Sturm der Wellen, als sie deinen Namen hörten, trotzten sie jeder Gefahr, um bei dir zusammenzuströmen. Die ferne Bretagne ließ ihre Bewohner durch dich bilden, Anjou diente dir mit seiner ungebändigten Wildheit, Poitau, Vasgovien, Spanien, der deutsche Norden und Schwaben trachteten deinen Geist zu erkennen und ohne Ende zu loben und zu preisen, dazu alle Bewohner von Paris, ja von ganz Frankreich, ferne und nah, die nach deiner Lehre dürsteten, als ob alle Erkenntniß bei dir gefunden würde. Durch die Klarheit deines Geistes, die Anmuth des Wortes, die Leichtigkeit der freien Sprache, wie durch deinen

Scharfsinn in der Wissenschaft angezogen, eilten sie zur klarsten Quelle der Weltweisheit!"

Abelard starb am 21. April 1142. Heloise den 17. Mai 1163. Unter dem Ministerium Lucian Bonaparte kamen die Leichen nach Paris, 1816 wurden sie hier auf Pere la Chaise beigesetzt.

Was Abelard als Denker geleistet — das hat seinen Namen nur in die Geschichte der Philosophie gebracht — seinen Weltruf verdankt er Heloisen — der gelehrtesten Frau seiner Zeit. — Beide starben voll Reue und heiliger Gottergebenheit.

Die langweilige Heroide Pope's, sämmtlichen deutschen Studirenden durch die Bürger'sche Uebersetzung bekannt, worin Heloisen in den Mund gelegt wird: „Hier im Schauer tiefer Todtenstille, wo die Himmelstochter Andacht wohnt, und Melancholie in dunkler Hülle, trauernd mit gesenktem Haupte thront, was will hier entflammter Triebe Hader, in der Gott geweihten Jungfrau Brust" u. s. w. — diese Heroide ist ein reiner Unsinn, ganz gegen die Geschichte und ohne alle Berechtigung. Selbst Carriere stellt diese Heroide trotz ihrer Formglätte und ihres präcisen Klanges in die Kategorie des Leihbibliothekenfutters für den vornehmen Pöbel, Herder hat schon nachgewiesen, wie in der Heloise Pope's gerade das Gegentheil dessen

erscheint, was sie war, „und vielleicht das Widrigste, was ein weibliches Geschöpf sein kann, eine lüsterne, heuchlerische Buhlerin im Nonnenkleide, die Ahnfrau der mondscheinigen Klosterromane."

Die armen, sentimentalen Seelen, die, um ihren wehmüthigen Empfindungen einige Luft zu machen, hier mit thränenfeuchtem Auge Kränze niederlegen, haben gewiß keine Idee von der wirklichen Größe dieses Weibes — die freilich erst dann wahrhaft begonnen, als sie die Klostergelübde ablegte.

Daß Abelard mit Heloisen ehelich verbunden war — und daß beide dieses Band lösten, indem beide in den Ordensstand eintraten, ist eine historische Thatsache, die aber der gewöhnlichen Romanlesewelt wenig bekannt wird.

Durch endlose Reihen von Todtenkapellen, unter welchen Familiengrüfte sich befinden, gelangt man zu einem Rondeau, welches halbmondartig in den Berg hinein ausgehöhlt ist. In der Mitte dieses Platzes erhebt sich ein kolossales, königliches Monument für den Staatsmann Casimir Perier. Dichter und Schriftsteller gibt es hier natürlich die schwere — und die leichte Menge. Die Büste des dicken Balzac fiel mir auf — man kennt ihn an seinem gehäbigen Gesicht aus den Porträts — noch ehe man seinen

Namen auf dem Stein gelesen. Da ruhen die hieher übertragenen Ueberreste von Molière und Lafontaine dem Fabeldichter in Einer Gruft — hier findet man Cuvier den Naturforscher — dessen Leib dieselbe Natur, trotz der vielen Dienste, welche er ihr erwiesen — chemisch zersetzte, da liesest du Talma's Namen, des großen Charakterspielers, des Roscius Frankreichs — hier unten im schmutzigen Kleiderkasten liegt die letzte Garderobe, die der Tod ihm abgenommen, hier hat wieder eine Fürstin Demidoff sich mit einem Grabmal für 300,000 Franken einige Zeit über dem Wirbel der Vergessenheit zu erhalten, und einige Unzen Unsterblichkeit sich zu kaufen gesucht.

Auf der Anhöhe ist erst das Todtenfeld für die Armen; da blüht ein dichter Wald von hölzernen Kreuzen, da geben Tausende und Tausende von wohlfeilen Kränzen Kunde von der Trauer um die theuern Hingegangenen, hier ist die hölzerne Unsterblichkeit — unten im Thale die steinerne; von hier aus sieht man das unermeßliche Paris — zu ausgedehnt, als daß die Augen es in Ein Bild fassen könnten, da rauchen seine Schlotte, da beben herauf die Schallwellen der Stundenschläge und des Glockengeläutes — und da drunten ist der Tod wie ein fleißiger Fabriksinhaber beschäftigt, tagtäglich seine Waare — jedes

Stück säuberlich in acht Bretter verpackt — auf den hiesigen Markt zu liefern, unter dessen weitläufigen Steinbuden du wandelst und auf dem eben deine Füße stehen.

Wenn man hier in den Gräberstraßen wandelt, und Einem bald dort bald da ein künstlerischer oder wissenschaftlicher Name neuerer Zeit — aus den goldenen Buchstabenaugen des Grabsteines anglotzt — da kommt man wohl in Anbetracht der hier hundertfach in den mächtigen Furchen des großen Todtenfeldes ausgesäeten Celebritäten zur Frage: „Was ist Berühmtheit?“ In der That, hier ist die Concurrenz zu groß und scheint völlig das Geschäft zu verderben. Man geht am Ende gleichgiltig von einer Ruhmespyramide zur andern, wenn auch, wie am Steine des Marschall Massena, die fast einschüchtern sollenden Worte zu lesen sind: Sta viator heroem calcas. (Wanderer, steh still, du stehst am Grabe eines Helden!)

La Morgue.

An der Seine am Quai du Marché-Neuf steht ein Gebäude aus Stein — von außen einer großen Marktbude ähnlich. Im Innern wird es in drei Theile geschieden. Der mittlere Theil ist für das Publikum bestimmt. Der andere Theil, die Scene, besteht aus zwölf eigenthümlichen Todtenbahren, sie stehen in zwei Reihen zu sechs hintereinander, und dieser traurige Todtensaal ist durch eine hohe Glaswand vom Publikum getrennt, um dieses nach Möglichkeit von dem penetranten Gestank der Verwesung abzusperren — während demselben doch durch die Glaswand das Betrachten der Leichen ermöglicht ist. Hier werden nur die Leichen jener Verstorbenen ausgestellt, die entweder in der Seine verunglückten oder sonst irgendwo eines plötzlichen oder gewaltsamen Todes starben — und deren Person der Behörde nicht bekannt ist. Der Zweck dieser Ausstellung besteht darin: auszumitteln, was die Verstorbenen gewesen sind, welcher Familie, welchem Stande s[illegible]n. Die Todten liegen völlig nackt da und werden — nur

nothdürftig mit einem eisernen Schilde über den Unterleib bedeckt — und ihre furchtbaren Gesichter, oft mit geöffneten Augen, starren Einen entsetzlich an. Im Hintergrunde hängt an Nägeln das Gewand derselben — welches oft Monate lang hängen bleibt, wenn die dreitägige Ausstellung der Leiche nicht zur Kenntniß der Person geführt hat; — so daß die Möglichkeit — durch das Gewand noch Aufschlüsse zu erlangen — gegeben erscheint. Der dritte Theil des Gebäudes enthält Gemächer für den Leichenwächter und das Bureau. Die meisten Leute, welche den Weg über die belebte Michaelsbrücke (pont Saint-Michel) führt, besuchen das Trauer- und Schauerhaus, und so drängt sich das Volk wie in einem Bienenstock den ganzen Tag über aus und ein. Die Morgue allein ist schon eine Veranlassung für die Pariser Romanschreiber: ihre Machwerke mit den schärfsten Gewürzen zu bepfeffern; denn Nerven, welche sich an derlei Anblicke gewöhnt haben, können schon auch, was Schauerromantik anbelangt, einen tüchtigen Puff ertragen; ja sie verlangen sogar gerade vermöge der Abstumpfung — derlei Püffe; je blutiger und verruchter die Gräuelscenen sind, desto hungriger wird der Roman verspeist. — Die „Milch der frommen Denkungsart," wie es in Schiller's Tell heißt, ist von

dem Speisezettel der Pariser Lectüre verschwunden. In Wien hat man Jahre lang durch Blutromane der gräßlichsten Art das Volk an Schauer und Verbrechen gewöhnt — und die Feuilletons gewisser Volkszeitungen waren die leichenduftige Morgue — es ist darin kein Tag ohne Selbstmörder und Gemordete, kein Tag ohne Leichengeruch abgegangen — in der That das beste Mittel, um für kommende Eventualitäten Hyänen zu fabriciren.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es am Platze sein, einige Betrachtungen über die neuen Leichensäle in München anzustellen. Es ist in der Metropole Baierns Gebrauch, sämmtliche Leichen in zwei eigenen Sälen des Gottesackers aufzubahren. Wie ich mir sagen ließ, darf für keine Leiche von diesem Gebrauch Umgang genommen werden.

In diesen Leichensälen, in denen die Todten in offenen Särgen aneinandergereiht daliegen, ist der Einblick auch nur durch Glaswände gestattet. Daß nun jede Familie ihre Todten dort offen aller Welt zur Schau ausstellen muß — erscheint meiner unmaßgeblichen Anschauung geradewegs als ein Eingriff ins Heiligthum der Familie. Mag Vorsicht gegen Scheintod, oder was immer noch sonst für ein Grund die Ursache der Münchener Verfügung sein — ich meine

kaum, daß dieser Eingriff dadurch gerechtfertigt erscheint. Es ist auch ein höchst unangenehmer Gedanke für den Lebenden, wenn er denkt: er müsse im Tode, wenn sein Leib ohnmächtig daliegt, von aller Welt — die erstorbenen Züge seines Antlitzes angaffen lassen. Zudem hat dieses massenhafte Daliegen in mit Blumen geschmückten Särgen, aus denen oben die gelben Todtengesichter herausschauen — noch etwas Grauenhafteres als die Morgue in Paris — die mit dem Vorzimmer einer anatomischen Schule einige Aehnlichkeit hat. Hier tritt durch den Gegensatz der duftigen Blüthen und Blumen der starre Tod nur um so drastischer hervor.

Bilder aus London.

Von Paris um 7 Uhr Morgens weg, Abends um 10 Uhr in London. Von Paris bis Calais eine langweilige Fahrt auf einer fruchtbaren Ebene. Viele merkwürdige Monumente kann man im Vorbeifahren nur mit der stillen Sehnsucht begrüßen, so die prächtige Kathedrale von Amiens, das Stadthaus von Arras. Dafür wird man durch Hunderte von Windmühlen entschädigt, besonders um Arras sind dieselben überaus dicht angesäet — man kann bisweilen auf Einen Blick 20 bis 30 beobachten. Die Herren Müller mit ihren Zipfelmützen standen bei manchen Mühlen heraußen und erfreuten sich herzinniglich über das schnelle sausende Herumdrehen der Flügel. Der Reisende, der den ohnedieß zumeist unruhigen Kanal passiren muß, wird durch diese Müllerlust minder angesprochen. Die ganze Cajüte wurde von der Seekrankheit sehr in Anspruch genommen. Ein paar kränkliche Damen mußten, weil ohnmächtig, zu Dover aufs Verdeck geschleppt werden, — eine davon erklärte man für todt. Der Anblick von Dover fällt Einem wie eine steinerne, viele Zentner schwere Melancholie auf Herz. Hotels gibt es für den Platz genug, sie

sind sämmtlich am Ufer des Hafens. Hier fängt schon die Theewirthschaft an. Kalter Rinds-, Kalbs- und Schweinebraten steht zur Disposition, und der Theekessel singt sein melancholisches Lied; der obligate Teppich ist über den Salon gebreitet — im Kamin glüht die Steinkohle; Langeweile und Comfort theilen sich hier brüderlich in die Herrschaft. Der Regen schlägt an die Fenster, die Schiffe im Hafen schwanken, und die Masten werden nicht müde, sich gegenseitig durch regelmäßige Verbeugungen zu becomplimentiren.

Um 6 Uhr geht der Train nach London. Auffallend ist die unendliche Ruhe, mit welcher hier die Aussteige- und Einsteigegeschäfte auf den Stationen abgewickelt werden. Vier Stunden dehnen sich zu einer halben Ewigkeit aus. Endlich um 10 Uhr Abends tauchen rechts Tausende von Gassternen auf, es geht vorüber an Bahnbauten und Magazinen, die kein Ende nehmen wollen. Gegen den Bahnhof der Londonbrücke zu laufen 32 Schienen nebeneinander. Hier eine große Menschenmasse, eine Menge von Fiakern unter dem Dach des Bahnhofes — und wieder erstaunliche Ruhe. Ich frage einen Cabman, ob er America Square wisse — er sagt mit Ruhe Nein. — Ich erwiederte es sei in Minories. Er steigt ruhig von seinem Kutschbocke, geht einige Wagen vorwärts — ruft mich,

und bedeutet mir: Der da weiß es, ich solle nur einsteigen. Ich sitze in einem Kästchen, voran eine Doppelthür (aber mit Aussicht), hoch hinter mir der Coatchman und es geht weiter. Regen—in dem Straßenkoth spiegeln sich die Gasflammen — und ebenso aus den eigenthümlich nach innen gehöhlten Fenstertafeln der dunklen Häuser. Nach ungefähr einer Viertelstunde hält der Mann und ich befinde mich im warmen Speisezimmer eines deutschen Hotels. Der deutsche Steward bedient sehr gut. Er räth zum Getränke zuerst ein kleines Fläschchen starkes Ale, dann Portwein, und gibt dabei die beherzigenswerthe Mahnung: daß die hiesigen klimatischen Verhältnisse es anrathen, sich gegen das Wasser in die feindseligste Position zu stellen und im Kampfe gegen dieses verderbliche Element mit Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue auszuharren.

Der Engländer meint nämlich, es sei in diesen elementarischen Kämpfen ohne Beihilfe der verschiedenen Feuergeister vom starken Grog angefangen bis zum pale ale herunter — nichts anzufangen, und diese seine Ansicht findet den klarsten Beweis in den Tausenden von Ginshopes (Schnappsläden), die allabendlich vom Publikum männlichen und weiblichen Geschlechtes derart reichlich besucht sind, daß man, so man

bei der offenen Thür hineinschaut, in manchem Laden Kopf an Kopf gedrängt beobachten kann.

Endlich bin ich in meinem Zimmer; die hier allenthalben über das ganze Gemach gespannten Teppiche sind ebenfalls eine nothwendige Strategie gegen die Kälte und Nässe Londons. Der Sturm rüttelt die Thüren und Fenster, und fährt mitunter sausend durch den Kamin hinauf. Morgens gegen sechs Uhr höre ich wiederholt das Klappern und Sausen verschiedener Trains, und es hat den Anschein, als ob diese ober mir dahinsausten. Alle 15 Minuten wiederholt sich der Spektakel. Ich entsinne mich, daß ich zwei Stock hoch wohne, und bin der Ansicht: es möge dieß Gerassel — das von oben her zu kommen scheint, auf irgend einer akustischen Täuschung beruhen. Ich stehe auf, öffne die Balken, und sehe zuerst gründlich nach unten — und finde, daß ich wirklich im zweiten Stocke wohne; währenddem saust es wieder von der Ferne her, und ich sehe links nach oben und finde, wie richtig einige Ellen neben und einige Klafter ober mir ein Train vorbeifährt. Jetzt fällt es mir ein, wie ich doch schon gehört habe, daß die Stadteisenbahn in London über die Häuser gehe. Es war schon heller Tag und die Gaslaternen auf dem Platz brannten noch sämmtlich. Ich erkundigte mich spä-

ter, warum man mit dem Gas hier so verschwenderisch sei. Ich erhielt zur Antwort: das sei Ersparniß und nicht Verschwendung. Auf die Frage „Wie so," sagte man mir: Jeder Gaslaternanzünder (und Auslöscher) hat einen sehr großen Distrikt zu besorgen. Die Lampen, zu deren Auslöschung er zuletzt kommt, brennen demnach noch in den hellen Tag hinein. Die Leute aber sind hier theuerer als das Gas — und eine große Anzahl von Laternanzündern würde höher zu stehen kommen als der Werth des consumirten Leuchtstoffes. London hat mehr als 600,000 Gasflammen auf den Straßen nnd Plätzen. Hätte nun ein Anzünder 500 Flammen zu besorgen, so müßte er mit dem Anzünden, Auslöschen und Putzen der Laternen, täglich die Leiter 1500mal hinauf, und 1500mal herabsteigen, und es wären dazu für London 1200 Laternanzünder nöthig.

Es hatte zum Regnen aufgehört, auch der Nebel war unbedeutend. Um des Sonntags Willen herrschte die vollkommenste Londoner Sabbathruhe. Um 7 Uhr war im Gasthof noch alles in den Federn bis auf eine Magd, die das ebenerdige Speisezimmer scheuerte. Ich fragte sie deutsch um die nächste katholische Kirche. Sie erwiederte englisch: daß sie eine Engländerin sei, und nicht deutsch verstehe. Auf dieselbe Frage, englisch gestellt, sprudelte sie, um sich nur

recht absonderlich gefällig zu zeigen, die Explication des Weges sehr schnell heraus, und zeigte mit der Hand bald rechts bald links, — so daß ich nur der Hauptpunkte ihres Vortrages mich versichern konnte. Die Magd war Katholikin, die nächste Kirche hieß Moorfield chapel, sie lobte die Geistlichen daselbst als sehr brave Herren; ich dankte und ging fort. In einiger Entfernung von der Hausthüre fuhr aber ein Cabman. Ich sagte ihm Moorfield chapel und stieg ein. In einigen Minuten war ich an Ort und Stelle. Die Magd hatte mir beim Fortgehen nachgesehen, ob ich auch den rechten Weg einschlage. Am andern Morgen sagte sie mir klagend: „Sie habe gesehen, daß ich einen Wagen genommen, das sei höchst überflüssig gewesen“ — der guten Seele war offenbar leid um die überaus schöne, deutliche, ja unfehlbare Erkärung. Während die anglikanischen Kirchen um 7 Uhr noch alle geschlossen sind, war diese katholische schon gefüllt. Auch die Sakristei auf englische Manier eingerichtet. Licht von oben. Gespannter Teppich über den ganzen Fußboden, Kamin. Der Rektor der Kirche artig und zuvorkommend. Man wird hier unwillkürlich von eigenen Gedanken bewegt. In diesem Lande, in dieser Stadt war es bei Todesstrafe verboten, die heilige Messe zu feiern, Sa-

kramente zu spenden — Hunderte katholischer Priester starben dafür den grausamsten Märtyrertod. London hat jetzt 60 katholische Kirchen und Kapellen.

Ein erster Morgen an einem Ort wie London, in dem man seit seiner Jugend Hunderte und Hunderte von Stunden im Geiste zugebracht — von der Lesung Shakespeare's und seiner Zeitgenossen bis herunter auf Walter Scott, Bulwer, Marryat, Boz, — wo man an der Hand der Historiker und Romantiker, der dramatischen und novellistischen Literatur so oft herumgewandelt ist, — ein erster Morgen dieser Art ist ein unerschöpflicher Brunnen von Erwartungen. Man soll nun mit eigenen Augen alle jene denkwürdigen Plätze und Gebäude sehen, die in irgend einer Gestalt sich in unserer Phantasie förmlich eingenistet haben.

St. Pauls mit seinem melancholischen Kirchhof kam mir wie entgegen, ich erwartete mir vom Eindruck dieser Kirche nicht viel, und fand selbst diese Erwartung noch getäuscht. Der Kuppelbau imponirt nur durch die Massenhaftigkeit von Außen und durch den Raum von Innen. Was ist diese Pauls-Kirche gegen St. Peter in Rom, gegen den Dom in Florenz? Die Breite des Schiffraums zwischen Portal und Kuppel beträgt in St. Paul 37 und in St. Peter 80

Schritte. Denke man sich nun nach diesem Maß alle anderen Höhen- und Längenverhältnisse, so wird man begreifen, daß St. Paul um mehr als die Hälfte kleiner ist als St. Peter. Nehme man hiezu die Pracht der Mosaiken, der Goldornamentik der Grabmäler in St. Peter und das kahle abgeschabte leere Wesen der Paulskirche, so kann man sagen, St. Paul ist ein höchst ärmliches Modell der Peterskirche zu Rom. An der ganzen Kirche ist nur die Kuppel von Außen und von der Ferne, z. B. von London Bridge oder von Surrey über der Themse aus gesehen, von großartiger Wirkung und kann als ein Meisterstück kühner imposanter Architektur gelten. — Die Fronte mit den zwei Thürmen an der Seite ist im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen erbärmlich abgeschmackt.

Mit Recht sagt Bard: Une semaine a Londres: „Zwischen diesem kahlen, traurigen, verödeten Tempel (St. Paul) und jenem, wo alle Künste in Harmonie ihre Meisterwerke entfaltet haben und der dazu von der Herrlichkeit des Kultus belebt wird (St. Peter), kann man weder eine Analogie finden, noch einen Vergleich anstellen.“

Wie fade sind diese plumpen Marmorgruppen von Denkmälern aus weißem Marmor — mit dem

weißgetünchten Hintergrund des kahlen Mauerwerkes! Treffend sagt über diese Denkmäler Giacomo Margotti in seinem Buch „Rom und London“: „Der volle Umfang des Schadens, welchen die Bilderstürmer den Kirchen zugefügt haben, wurde von den Engländern eingesehen, sie versuchten ihn einigermaßen gut zu machen, indem sie die Paulskirche mit einem Kranz von politischen Denkmälern schmückten. Auf allen diesen Grabmälern ist das Heidenthum vorherrschend. Jenes von William Posonby (gefallen 10. Juni 1815 bei Waterloo) stellt die Siegesgöttin dar, wie sie den Helden krönt. Zwei Medaillons für James Edward Mosse und Edward Rions, die bei Kopenhagen gefallen, werden von der Siegesgöttin und der Fama gehalten. So finden sich bei le Marchand, bei Nelson, bei Lord Cornwallis, bei Capitain Cook und Duff lauter römische Götzenbilder. Und dann klagen die anglikanischen Bischöfe und Schriftsteller darüber, daß das Volk heidnisch geworden sei. Wie kann dies anders möglich sein, da Londons Kathedrale durch und durch eine Schule des Heidenthums ist?“

An Wochentagen ist der Eintritt gestattet, jedoch muß man für das Anschauen der verschiedenen Theile der Kirche gewisse Taxen entrichten, und ist der Tarif an den Thüren zu lesen. The Whispering Galerie

steht zu sechs Pence verzeichnet. Sie bildet den Kranz der innern Kuppelbasis — wenn man an einer Stelle der Südseite, wo der Kuppelbogen sich zu wölben anfängt, etwas lispelt, so kann man dieß auf einer andern Stelle der Nordseite hören — die leise gesprochenen Worte sollen also über den ganzen Gewölbebogen getragen werden. Ein alter dicker Gentleman ist als Whisperer angestellt. Ich ging über die Gallerie, von der aus man die Kirche unter sich hat — an die bezeichnete Stelle — deutete dem dicken Herrn, er solle wispeln — aber ich hörte das Wispeln nicht einmal, geschweige denn, daß ich ihn verstanden hätte.

Nachdem dieser Architektur- oder erbauliche Spaß in den Hallen der Piazza de Mercanti in Mailand wirklich überraschend ist, weil man dort jedes noch so leise in einem Winkel gesprochene Wort in dem andern Winkel der weiten Diagonale vollkommen hört, trotz nahem Wagengerassel und anderem Lärm — kehrte ich um, mit dem Gedanken, daß hier selbst ein halber Schilling ein unerhörter Preis sei — und wollte durch die Thüre, bei welcher der Wisperer stand, eben hinaus, als drei englische Damen hereintraten, ebenfalls in der Absicht, sich etwas vorwispern zu lassen. In der Meinung, der Gentleman werde

nun, weil so viele da seien, seine Sache etwas besser machen, kehrte ich mit dieser Gesellschaft wieder zur bezeichneten Stelle zurück. Ich sah den Gentleman in der Ferne die beiden Hände vor den Mund halten, in der rechten Wispererstellung, so daß man vermuthen konnte, jetzt werde etwas losgehen. Ich hörte wiederum nichts; auch die Damen sagten lachend, daß man nichts höre.

Diese und ich gingen nun wieder zur Thüre zurück und ich sagte dem dicken Herrn: die ganze Whispering Galerie sei eitel Humbug. Er entschuldigte sich, und spielte hierbei eine köstliche Figur, wie man solche in Boz Dickens oft gezeichnet findet. In der Kirche unten wurde eben restaurirt und an Stühlen gehämmert und genagelt. Das mußte ihm aushelfen. Er zog den weißen Kopf noch mehr in das ohnehin kurze Genick, streckte beide Hände über den Kopf wie ein Frosch, der, um schönes Wetter anzuzeigen, eben im Begriff ist, auf eine höhere Stufe seines Stiegleins zu klettern, und sagte bedauernd: To much work in the church, to much work! (Es ist ein zu großer Lärm in der Kirche.)

Ich sah an verschiedenen Tagen nur immer den Wisperer getreulich oben auf seiner Galerie. Im Post office London directory stehen bei dieser Paulskirche

72 Beamte verzeichnet. Darunter der Bischof von London, ein Dechant, 4 Canons (Domherren), 1 Precentor, 1 Chormeister, 1 Kaplan, 1 Custos (Treasurer), 12 minor Canons, 7 Kapläne des Bischofs von London ꝛc. ꝛc. Sie sind alle nach Abstufung glänzend bepfründet, aber ihre größte Arbeit im Weinberg des Herrn dürfte, wie ein Gentleman bemerkte, darin bestehen: daß sie ihre Quittungen schreiben (writing her quittances).

Der arme Wisperer steht nicht im City Directory, er lebt nur von den eingehenden Sixpences; er, der die höchste Stelle einnimmt, der immer da ist und für alle wispert. Armer Teufel!

Nun stieg ich höher auf die Außengallerie, die über den Colonaden herumläuft — und sah London, das kolossale Kohlenmagazin, ringsum zu Füßen liegen. Ein eben so großartiger als trostloser Anblick, ein wahres Häusermeer, unabsehbar im echten Sinn des Wortes — ringsum schwimmen in der Ferne Häuser und Wolken zusammen!

Jetzt wieder zur Sonntagspartie. — Wenn man so um St. Pauls herumgeht, freut es Einen, viele altbekannte Namen auf den Straßenecken zu finden — bei manchen Gebäuden zu errathen, was sie seien. Ein kohlschwarzer, massiver, äußerst schrecklich aussehender

Bau stellte sich als das mehr bekannte als beliebte Gefängniß Newgate dar. Ein wahres Trauerhaus. Der ganz schwarze Anstrich soll wahrscheinlich die strenge unerbittliche Gerechtigkeit Altenglands symbolisiren; es ist in der nächsten Nähe von St. Pauls Kirchhof. Neben St. Paul Pater noster row, ein aus englischen Büchern wohlbekanntes Gäßlein — hier haben viele Buchhändler ihre Läden. Wer in London an Sonntagen Vormittags ein Frühstück braucht, dem geht es schlecht. Cafferooms and Dinnigrooms, alles fest zugeknöpft. Nur gegenüber dem Post Office befindet sich ein Kaffeeladen, der das Privilegium besitzt — an Sonntagen Vormittags geöffnet sein zu dürfen. Der Londoner Kaffee ist übrigens die furchtbarste Waffe, um einen Fremden, der von der Nationalmode des Theetrinkens abweichen wollte — zu demselbigen Thee gründlich zu bekehren.

Zwischen Pater noster row und Newgate street gingen innerhalb eines langen Gartengitters Hunderte von Scholaren spaziren. Es war das Christ-College, eines der großen Ueberbleibsel aus der alten katholischen Zeit — und von der Hochkirche, wie manches andere Gute, nicht aufgegeben.

Die Knaben und Jünglinge waren alle uniform gekleidet, blaue talarähnliche Röcke, um die Hüften

einen Gürtel aus schwarzem Glanzleder, schwefelgelbe Strümpfe und Schnallenschuhe — jeder unter dem Arm das Comon Prayerbook — also alle auf den Kirchengang bereitet. Die jungen Leute sahen frisch und blühend und wohlgenährt aus. Von wegen ihrer blauen Talare nennt man diese jungen Herren in England gewöhnlich die Blauröcke und ihre Schule die Blaurockschule (Blue coats-School). Es ist Statut — daß diese Schüler (welche die vollste Verpflegung im College genießen) ohne Kopfbedeckung auf der Straße gehen müssen; und wirklich sieht man sie auch barhaupt in Londons Straßen wandeln, zwei und zwei zumeist. So ist es in diesem College der Brauch seit Jahrhunderten und so wird zähe daran festgehalten. In katholischen Ländern hat man ungeschickter und unverständiger Weise diese Colleges (Convikte) ganz gegen den Sinn und Willen der frommen Stifter gesprengt, und gibt den Leuten das entfallende Geld auf die Hand, mit dem Wunsch, sie sollen sich selber erziehen.

In manchen katholischen Ländern ist es mir schon vorgekommen, als ob die liberalisirenden Staatskünstler alles Gute, was protestantische Länder beibehalten haben, ausmerzten, und alles Schlechte, was sie dort finden, einführten.

Die Londoner Straßenprediger, welche ihrem Apostelamt an Sonntagsnachmittagen obliegen, sind jedenfalls eine eigenthümliche Erscheinung. In einer einzigen Straße (Ratcliff Highway hinter den London Dooks) waren an einem Sonntags-Nachmittag nicht weniger als drei verschiedene Sekten thätig. Ein Prediger gehörte der Hochkirche an, er trug den Talar und die Mosestafeln. Seine Zuhörer waren: Ein Arbeiter im ärmlichsten herabgelumpten Gewand, und zwei zerrissene Jungen, welche, die Hände über den Rücken gelegt, eine Miene machten, deren unzweifelhafter Ausdruck war: „Nun, was werden wir denn da wieder Neues hören!" Der Mann sprach mit einem großen Eifer und ich bin überzeugt, daß er es sehr gut meinte. Der glänzende, ofenröhrenartig hohe Cylinder, welchen er während der Verkündigung des Wortes auf dem Kopfe behielt, nahm sich in seinem feinen ungetrübten Seidenglanz neben den fett- und schmutzglänzenden Schirmhauben seines Publikums sehr vortheilhaft und überaus hervorragend aus.

An der Ecke von St. George Street arbeiteten drei Wesleyan'sche Methodisten, indem sie sich im Reden ablösten. Sie waren mit feinen schwarzen Röcken bekleidet — um den Hals weiße Binden und tadellose Vatermörder, auf dem Haupte den unvermeidlichen Cy-

linder. Publikum: Ein alter ärmlich gekleideter Mann, drei Buben zwischen 3 und 5 Jahren, die ruhig an einem Straßengraben sitzen, derartig zerlumpt — und die ärmlichen Gewänder in einer Weise zerrissen, daß es sich nicht beschreiben läßt — ihnen gegenüber drei Mädchen von 13 bis 16 Jahren, die sich vertraulich einander mit dem Kopf auf die Schultern lehnen, und inmitten ein Methodistenprediger — hinter ihm zwei in Reserve, um die gerührten Seelen zum Eintragen in den Katalog der Sekte unter vier Augen zu bearbeiten.

Der Prediger hielt einen Vortrag über Vergänglichkeit des Irdischen. Als Refrain kehrte häufig der Spruch wieder: „Man that is born of a women hath but a short time to live, and is full of misery.“ Nachdem er fertig war, und mich als den einzig gut Gekleideten in seinem Auditorium beobachtet hatte, zog er mich, während sein Genosse einen neuen Vortrag begann, in ein enges Gäßlein, ich ließ mirs gefallen und wartete, was denn da herauskommen werde. Zuerst fragte er mich, wie mir der Sermon gefallen. Ich erwiederte: „Gut, denn was er vorgebracht, halte auch ich alles für wahr. Daß der Mensch nicht seine Hoffnung auf das irdische Leben setzen solle, ist ein Fundament des Predigtamtes.“ Nun ver-

langte aber der Mann, ich solle ein Wesleyanischer Methodist werden, er sei bereit, mich in die Gemeinde aufzunehmen. Ich bemerkte ihm: daß, wenn ich mit ihm über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens gleicher Ansicht sei, und anerkenne, daß er darüber gut gesprochen, so sei ich noch weit entfernt, deshalb ein Methodist werden zu wollen, und schloß ruhig: J am a Catholik and will remain so. Als ich dieß ausgesprochen, ließ er mit einer derartigen Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit weiterer Schritte — so schnell von seinem Bemühen ab, daß ich daraus den Schluß faßte: es müsse der Versuch, Katholiken in die Sekte der Methodisten zu bekommen, — von den Aposteln der letzteren selbst in der Regel von vorneherein als eine verlorene Mühe betrachtet werden.

Das Publikum, welches sich um die Straßenprediger versammelt, ist außerordentlich klein. Im Juli 1861 ist dieses Straßenpredigen einem Master Grey in Lincoln Field zu arg geworden. Er machte dem Polizeiamt von Bond=Street die Zumuthung, es möge dem höchst lästigen Straßenpredigen einmal ein Ende machen, denn dieses bereite den Bewohnern dieses Stadttheiles die größten Qualen. Er gab an, daß an Wochentagen der Platz den ganzen

Abend, an Sonntagen aber vom frühen Morgen bis in die Nacht von jenen Herren förmlich belagert sei, welche winseln, schreien, singen und auch durch Stentorstimmen, die von dem Lärm eines zerlumpten Haufens noch unterstützt werden, so erschüttert sei, daß man gar keine ernstliche Beschäftigung vornehmen könne. Der Police officer Herr Carrie erwiederte: „Leider spreche das Gesetz nur von Bänkelsängern und Orgelspielern, von Predigern sei nichts erwähnt, die Polizei könne dem Pöbel verwehren, die öffentlichen Plätze unpassirbar zu machen, gegen das Predigen selbst könne er nichts thun."

Es hat einmal Jemand den Satz aufgestellt: In England fange die Religion nur bei jenen Leuten an, welche mindestens 200 Pfund Revenuen haben, für die Armen gebe es keine Kirchenstühle. In der That findet man in den Kirchen sowohl als beim Abendgottesdienst nur sehr anständig gekleidetes Publikum, so daß der Anglikanismus oder die sogenannte Hochkirche sich nur mit den Wohlhabenden zu befassen scheint. Nachdem die Bänke und Gänge in der Kirche nur für wohlhabendes, respektables und feingekleidetes Publikum da sind — und die Armen daran keinen Theil haben, ist man auf den anglikanisch christlichen Gedanken gekommen, Kirchen für

die Armen zu bauen, und die Frage über diese Ragged Churches (Bettelkirchen) gibt den Blättern schon ein paar Jahre Stoff zu Artikeln.

Jedenfalls aber existirt unter den Leuten positives Christenthum und religiöser Ernst. Die anglikanischen Kirchen sind sehr voll, das Benehmen der Anwesenden ist so devot, daß man im katholischen Wien sich die strenge Zucht während des Gottesdienstens zum Muster nehmen könnte. Ein Benehmen, wie es sich in Wien während des Hochamtes in verschiedenen Kirchen unchristliche Musikfreunde erlauben, würde hier augenblickliche gewaltsame Hinausgeleitung beim Tempel zur Folge haben. In Westminster wird es nicht einmal geduldet, wenn Jemand auch nur in aller Ruhe sich zu einem Grabmal hinstellen und dasselbe beobachten wollte. Es soll hier eine kleine Betrachtung über die Hochkirche folgen.

Woher der für das materialistische London immer noch auffallend starke Kirchenbesuch, woher das anständige Benehmen in der Kirche, woher das aufmerksame Zuhören bei der Predigt oder der Auslegung der heiligen Schrift, und woher das andächtige Nachbeten der Kirchengebete? Man mag alle protestantischen Städte in ganz Deutschland besuchen — nirgends wird man die angedeutenden Zustände so

entschieden ausgeprägt finden, wie bei den Gliedern der anglikanischen Kirche in London. Selbst bei Abendgottesdiensten sind die Kirchen voll von anständig gekleideten Leuten. Das muß doch eine Ursache haben, die außer dem Wesen des allenthalben auf der Bahn des Unglaubens fortgeschrittenen, dem positiven Christenthum mehr und mehr entfremdeten Protestantismus liegt. Es mögen hierüber einige Bemerkungen am Platze sein.

Es strömt auch durch die Ruinen der Lehre, welche vom Lehrbegriffe der wahren katholischen Kirche sich in der anglikanischen erhalten hat, ein eigenthümlicher belebender Gnadenquell, und dieser Quell strömt fort in den wundervollen, vom echten kirchlichen Geiste getragenen Gebeten des Prayerbook, welche ihrem wesentlichen, ja zumeist ihrem wörtlichen Inhalte nach aus der Liturgie der katholischen Kirche in der Sekte des Anglikanismus sich erhalten haben. Die Meisten wissen ja nicht einmal, daß sie von der katholischen Kirche faktisch getrennt sind, ja sie halten die anglikanische Kirche für die wahre katholische.

In der Westminsterkirche ist jeden Vormittag ein Gottesdienst, welcher als ein Ueberbleibsel der Horen in der katholischen betrachtet werden kann. Die Canonici und Präbendare mit einigen Sängern, die

Dignitäre in Rocheten befinden sich auf den erhöhten Chorstühlen. Unten im Mittelschiffe das Volk. An Wochentagen wird nun dieser Gottesdienst sehr dünn besucht, kaum von 30 Personen.

Es werden Psalmen gebetet; dann der letzte Theil der Allerheiligen-Litanei mit den Responsorien: „Wir bitten dich, erhöre uns, o Herr!" und: „Verschone uns, o Herr!" dann folgen die Gebete für die Königin und die königliche Familie, und zum Schluß betet der Dean (Dechant) das apostolische Glaubensbekenntniß vor und das Volk betet nach.

Es macht auf jeden Katholiken gewiß einen eigenthümlichen erschütternden Eindruck, wenn er hier vorbeten und nachbeten hört: And J believe one Catholick and Apostolick Church" (Und ich glaube an eine katholische und apostolische Kirche.) An gewissen Festtagen wird vom Geistlichen und Volk stehend das Athanasianische Glaubensbekenntniß gebetet, und dieß beginnt: Whosoever will be saved: before all things it is necessary that he hold the Catholick Faith. (Jeder, der selig werden will, muß vor allen Dingen nothwendig den katholischen Glauben halten.) Dieser Akt des Bekenntnisses ist die principielle Lüge der anglikanischen Kirche — das Volk aber betet bona fide nach, und steht wenigstens auf positiv gläubigem

christlichem Boden. Das Gebet der Kirche aber ist die Wurzel, aus der auch auf jene ein Segen übergeht — die unbewußt außer der wahren Kirche stehen. Wenn die vom Sturm geknickte Pinie mit allen Wurzelfasern aus dem Steinboden gerissen ist, und nur noch mit Einer im Erdreiche hängt — so strömen ihr daraus Lebenssäfte zu, daß sie noch Jahrelang in vielen Zweigen grünen mag.

Auch in der thätigen Nächstenliebe und der Armenpflege geschieht in England vieles, was Anerkennung verdient. Es ist staunenswert, in London die Menge von großartigen Spitälern und Instituten zu sehen, deren Inschrift „Voluntary contribution" (durch freiwillige Beiträge), für den regen Sinn: dem armen Mitbruder zu helfen, ein glänzendes Zeugniß gibt.

Der Cultusform nach ist die Hochkirche eigentlich eine Vorleseanstalt; — nach Vorschrift wird bei den Morgen- und Abendgottesdiensten im Verlaufe eines Jahres das alte Testament einmal, und das neue dreimal herabgelesen. Dieses Lesen ist derartig langweilig, daß es schon eine Menge von Leuten aus der Hochkirche herausgetrieben und den Dissentern zugeführt hat. Die Lesung muß vorschriftmäßig. und nach hergebrachter Uebung monoton sein.

Der Geistliche der Hochkirche gehört als solcher schon der Aristokratie an — er muß sich daher eher kalt und abgemessen, mit einem Wort gentlemanlike betragen, und es wäre ein Verstoß gegen die gute Lebensart, wenn er in irgend einen Eifer geriethe. Selbst die Verkündigung des göttlichen Wortes muß jenes Gepräge der vollendeten Langweile besitzen, welche sich die höhere Gesellschaft als ein besonderes Merkmal angeeignet hat. Nicht mit Unrecht sagt Löher: „Arbeit oder Langeweile, das wäre in England auch der seeligen Götter Los." — Gneist schildert den anglikanischen Clerus: „Es ist richtig, daß der staatskirchliche Geistliche im Grafschafts- und Gemeindeleben in der Regel ein Gentleman ist; richtig, daß der englische Bettler Niemand lieber anspricht, als den Herrn mit dem schwarzen Frack und dem weißen Halstuch, richtig, daß die Staatskirche, obwohl die größte Grundbesitzerin im Lande, keine einzige Petition gegen Aufhebung der Kornzölle eingebracht hat — eine Probe, welche die Geistlichkeit des Continents schwerlich bestanden hätte. Wo aber bleibt der geistliche Beruf mit seinem Sinn und Herzen für das tägliche Leben der untern Volksklassen?"

Wie durchgebildet das Staatskirchenthum ist — zeigt sich in der Litanei, die nach Gutdünken mit

verschiedenen zeitgemäßen Versikeln versehen wird, also willkürlichen Abänderungen unterliegt. Für die Könige und Fürsten hat die katholische Kirche eigene Gebete, die Litanei aller Heiligen umfaßt in ihrer Fürbitte alle christlichen Könige und Fürsten und bittet um deren Einigkeit. In der gegenwärtigen Litanei des Anglikanismus mußte außer der Königin Viktoria sogar für ihren Herrn Gemahl, dem Prinzen Albert, und dem Kronprinzen ein anständiger Vers angefertiget werden. Er lautet: That it may please thee to bless and preserve the prince Consort Albert, Prince of Wales, and all the royal Family — Wee beseech the to hear us good Lord! (Es möge dir gefallen zu segnen und zu erhalten den Prinzgemahl Albert, den Prinzen von Wales, und die ganze königliche Familie. Wir bitten dich, erhöre uns, o guter Herr!)

Im Ganzen sind im Prayerbook, welches auch den Ritus enthält, die positiv christlichen Elemente aus der Einen katholischen Kirche mit herübergenommen, stabil geblieben, und diesem Umstande ist zuzuschreiben — daß trotz der rationalistischen Richtung, welche in England, besonders seit dem vorigen Jahrhundert, ziemlich stark vertreten ist, der Verkehr mit dem Logos im Erkennen der positiven Grundwahrheiten des Christenthums in Tausenden und Tausenden sich erhalten hat.

Reverend Dillon Purcell, katholischer Pfarrer der Deutschen in London, erzählte mir Folgendes:

Vor einigen Jahren wies der berühmte Convertit P. Faber, Superior des Oratory zu Bromton (London), auf die Grabstätte Eduard des Bekenners in Westminster hin, und forderte sein Auditorium auf, daselbst am Feste dieses Heiligen zu beten für die Bekehrung Englands. Darauf fanden sich nun viele Katholiken in der Chapell of Eduard the Confessor ein, und viele beteten während der Octave knieend am Grabe des heiligen Königs.

Das gab nun großen Spektakel, die Guides, welche die Fremden in der Kirche herumführen, wollten die Betenden wegjagen von ihrem „Götzendienst" — es fanden sich ihrer aber immer mehr ein.

Der gelehrte Dean (Dechant) von Westminster ließ nun einen Anschlag machen, welchen er mit eigener Fertigung versah — und in diesem Anschlag wurde streng verboten, die besagte Kapelle **während** der **Octave** Eduard des Bekenners für alle künftigen Jahre geschlossen zu halten. In der That eine große Furcht vor dem Gebet am Grabe des heiligen Schutzpatrons von England.

Um die **Millionen** Bewohner Englands, die kaum das Vater unser herzusagen wissen, kümmert

sich der fromme Mann nicht — in der Absperrung der Kapelle Eduard des Bekenners vor den katholischen Betern — sieht er Englands und der anglikanischen Kirche Heil!

Der Themse-Tunnel (Thames-Tunnel)

ist nicht, wie man es auf dem Continent häufig meint, nur eine Art Paradewerk, welches der englische Spleen als eine Absonderlichkeit durchsetzen wollte. London Bridge ist die letzte Brücke in London gegen das Meer zu. Von der Londoner Brücke stromabwärts sind die ungeheuren Magazine und Stapelplätze, die inmitten 1861 ein Raub einer großen Feuersbrunst geworden, da sind die großen Schiffswerften: St. Katharines Docks und London Docks an den Themseufern. Bis zur Londoner Brücke hinauf müssen also die größten Meersegler fahren können — und eine Brücke über die Themse von London Bridge stromabwärts wäre ein Hinderniß im nothwendigen Verkehr, das bei der Handelsstadt nicht geduldet werden kann. Dieser Umstand erweckte nun den Gedanken, für Fußgänger eine Passage unter der Themse zu Stande zu bringen. Das Werk ist bekanntlich kolossal, es gehört zu den ersten Weltwundern der nützlichen Baukunst. Mehr als eine

englische Meile auf der Themse, von London Bridge gegen das Meer zu, ist nun dieser Tunnel durchgegraben. Netto 100 Stufen führen abwärts, und dann sieht man den gasbeleuchteten gewölbten Gang (neben dem durch offene Bogen verbunden ein anderer parallel läuft, der aber gegenwärtig durch Bretterwände in den Verbindungsbogen geschlossen ist, weil Einer für den Verkehr hinreicht). Der Durchgang unter der Themse hat eine Länge von 523 weiten Schritten. Mehr um der Curiosität als des Bedürfnisses wegen sind zwei Restaurationen inmitte des Tunnels errichtet. Daß — wenn man den Gang durchwandelt, der nothwendig sich aufdringende Gedanke: „Wenn's da unten einmal durchbricht und das Wasser herabkommt,“ nicht zu den angenehmen Besorgnissen gehört, versteht sich von selbst. Wenn man anderwärts wieder denkt: „Die größten Dreimaster und Dampfer mit ungeheuren Lasten fahren ober deinem Haupte,“ so bewundert man die Ausdauer und das Genie des Baumeisters Brunnell, der bereits gestorben, und dessen eiserner Kopf, der durch kein Hinderniß sich zurückhalten ließ — selber mit einem unermüdlichen Bohrer verglichen werden kann — der so lange fortarbeitet, bis er auf der Kehrseite des zu durchbohrenden Gegenstandes wieder ans Tageslicht hinauskommt.

Greenwich-Hospital.

Das berühmte Hospital, eigentlich Invalidenhaus für alte dienstunfähige Seeleute, ist an Sonntagen ein sehr besuchter Belustigungsort für das Londoner Volk. Man fährt von der Londonbrücke auf der Themse mittelst Dampfer einige englische Meilen in einer halben Stunde stromabwärts, und gelangt am rechten Ufer zum Hospital, welches noch ganz das Gepräge seiner ehemaligen Bestimmung, eines königlichen Lustschlosses, an sich trägt. Hier sieht man nun diese alten Herren mit wetterbraunen Gesichtern, mit Hüten à la Friedrich der Große, mit dunkelblauen Röcken und Beinkleidern, jeder einen tüchtigen Stock in der Hand, theils noch kräftig schreiten, meist aber mühselig einherhumpeln. London würde gar nicht den Namen einer Handelsstadt verdienen, wenn hier nicht Alles und Alles taxirt wäre. Will man in die Kirche dieser Seemänner — welche nun von den stürmischen Lebensfahrten im sicheren Hafen zu Greenwich ausruhen können — hineingehen, so begehrt ein Seemann die Taxe, will man den Schlachtensaal, um und um mit

berühmten Seegefechten in Oelgemälden, lauter Schlachten und Gefechte, in denen die Engländer selbstverständlich ihre Gegner mit der neptunischen dreigezurkten Gabel der Meeresherrschaft gründlich verarbeitet haben — betrachten — so wird auch hier wieder von einem Seemann die Taxe erfochten. Wer vom Continent herüberkommt, dem wird die eigenthümliche — hier sehr übliche Mode auffallen, nach welcher in Kirchen die Orgelpfeifen aus Zinn — vergoldet werden.

Im Saal der Seeschlachtengemälde sieht man auf verschiedenen Tischen unter Glas die verschiedensten alten Fräcke daliegen, mitunter auch gelbe Westen dabei — Kleidungsstücke, welche verschiedene englische Seehelden bei verschiedenen Schlachten getragen haben.

So hat sich der Reliquienkultus trotz allem Geschimpfe seit dreihundert Jahren — selbst bei den aufgeklärten und höchst praktischen Engländern nicht hinaustreiben lassen. In einem dieser Glasschreine liegt Nelson's blauer Frack und vergilbtes Gilet, welche der Seeheld am Leibe trug, als er bei Trafalgar tödtlich verwundet wurde. Am Gilet sind noch Blutspuren zu sehen. Den Admiralsfrack zieren noch vier auf denselben hinaufgenähte, gestickte Ordenssterne — die entweder noch vom Pulverdampf geschwärzt, oder durch die Zeit um ihren Goldglanz gekommen. Auf

einer kolossalen Leinwandschwarte haben hier die Engländer ihre Seeschlachten sogar mit der heidnischen Unsterblichkeit bestempelt, es ist Nelson's Apotheose mit der Ueberschrift auf dem mächtigen Goldrahmen: „The immortality of Nelson."

Selbst das Heldenthum — wenn es nicht als eine Pflichterfüllung um Gotteswillen betrachtet wird, also von einem Impuls ausgeht, der sich nicht in der Lebenshoffart begründet — ist etwas überaus mühseliges. Was hat der Todte für seine Aufopferung, selbst wenn sein Name nach seinem Tode genannt wird? Soll es vielleicht den verschiedenen Meeressoldaten eine Aufmunterung sein, wenn sie in Anbetracht dieser hiesigen Fräcke sich denken: „Wenn ich auch in einer Seeschlacht falle oder verstümmelt werde, so kann es doch vielleicht möglich sein, daß der Frack des Admirals, welcher uns befehligt — noch nach einem Jahrhundert hier in Greenwich hospital unter einem Glaskasten zur allgemeinen Bewunderung ausgestellt wird." Wohl müßte natürlich der Gedanke nachhumpeln: Freilich mit dem Frack, den ich trage, in dem ich verwundet oder getödtet werde, wird man nicht so viel Aufhebens machen, denn wenn Großbritannien die Fräcke aller im Kriegsdienst gefallenen Helden aufbewahren wollte, so hätten die alten See-

männer in Greenwich keinen Platz mehr — und der Invalidenpalast müßte zu einer riesigen Trödelbude von altem Gewand werden, und es dürften kaum 100 königliche Beamte hinreichen, um durch fleißiges Ausklopfen der Tausende von Fräcken Schaben, Motten und sonstiges Ungeziefer von denselben fern zu halten. Wären eben so viele Fräcke in Glas und Rahmen, so würde auch gewiß kein Besucher von Greenwich hospital sich die Mühe geben, sämmtliche Fräcke einzeln zu betrachten, und um die Biographie und die Heldenthaten jeder ihrer einstigen Besitzer sich zu bekümmern! Fallstaff's Logik, die jedenfalls auch etwas Strenges und Unerbittliches an sich hat, käme also hier zum Schluß: „Ich will lieber lebendig in meinem Frack stecken bleiben, und diesen Frack so lang als möglich selbst bewundern, als mich todtschießen — und dann meinen Frack von Andern bewundern lassen."

Die gute Verpflegung der alten Seeinvaliden verdient allgemeine Beachtung. Eben war in großen Sälen des Erdgeschoßes die Abendmahlzeit bereitet. Ein großes Stück ziemlich weißes Brot, ein sehr bedeutendes Quadrat Butter lag auf jedem Teller — und eine höchst ansehnliche Schaale für den Thee stand in Hunderten von Exemplaren in Bereitschaft. Von weit und breit sah man die blauen Herren

nach Hause steigen. Von der Großartigkeit dieser Verpflegung und Theewirthschaft kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich mehrere Theekesseln, jeder zwei Ellen im Durchmesser und 4 bis 5 Ellen Höhe denkt — in welchen der Thee mit Schaufeln hineingeworfen wird.

Es muß überhaupt die sehr praktische und reale Art, mit welcher die englischen Generale und Admirale ihre Soldaten behandeln, anerkannt werden, die Soldaten bekommen vor Allem gut und genug zu essen und zu trinken. Darum konnte jener englische General auch sehr praktisch vor einer Schlacht mit den Portugiesen — seine Soldaten fragen: „Habt ihr eure Portionen Rostbeef und Porter bekommen?" — „Ja, Herr." — „Nun, da werdet ihr wohl dieses Lumpenvolk, das Pomeranzenschalen frißt und Wasser säuft, zum Teufel jagen!" In der That, die gute Verpflegung macht die Engländer sicher zu bessern Soldaten, als der Anblick der alten, schabenzerfressenen Fracke und safrangelben Westen ihrer Feldherren, und als die Vergötterungsbilder ihrer Seehelden — denn dieß Zeug ist im nüchternen Magen nicht gut anzuschauen. Zuerst Fleisch und Bier genug, sagt der englische Soldat, und dann erst — die Ehre Altenglands und Rule Britania!

Der Greenwich Park macht einen ziemlich öden Eindruck, und mag nur genügsame Londoner befriedigen. Die Gassen um das Hospital herum sind geeignet, durch ihre Inschriften Heldenmuth zu erzielen. Da heißt z. B. die eine Nelson-, die andere Trafalgarstraße, und an der Themse ist sogar eine Weinkneipe, die den stolzen Titel Trafalgar-Tavern führt.

Wenn das Ankündigungswesen schon in Paris eine derartige Höhe erreicht hat, daß ganze große, klafterlange Inschriften an Säulen oder an Rückwänden von Häusern angeklebt werden, so stehen in dieser Kunst, Aufsehen zu erregen, die Londoner nicht im Hintergrund. So ist z. B. ein Schneider auf den sinnreichen Einfall gekommen, hart am Themseufer, wo sämmtliche Schiffe, die nach London kommen, vorüber müssen, ein kolossales, mit weißer Leinwand überzogenes Gerüst hinstellen zu lassen; auf der Leinwand steht nun in riesigen schwarzen Buchstaben folgende Nothfrage geschrieben: Where is your Tailor? (Wo ist Ihr Schneider?) Unter dieser inhaltsschweren Frage steht die Adresse desselbigen Schneiders; alles im höchsten Grade einfach, imposant und gewichtig, wie es beim Lapidarstyl von jeher üblich gewesen.

Besonders auffallend sind die wandernden Ankündigungen. Hierzu werden gewöhnlich alte Gentlemen

gebraucht — welche sich in einem langen Lebenslauf die Füße derart abgerannt haben, und die ihren Jahren nach dem eiligen Wesen so abhold sind, daß sie naturgemäß langsam einhergehen, um ja jeden an ihnen Vorübergehenden, ob dieser nun von vorn oder von hinten kommt, Zeit zu gönnen, daß er die Plakate auf großen Pappenstyltafeln lesen könne, von denen eine auf der Brust vom Hals bis zu den Füßen, und die andere vom Nacken bis zu den Füßen — ganz nach Art der Dalmatiken herabhängt. Einer dieser Herren, der zu besonderer Aufmerksamkeit verlockte, war eine jener drastischen Londoner Figuren, welche Boz so meisterhaft zu schildern weiß. Er hinkte auf einem Fuß derartig — daß die Ecken seiner Tafeln auf der einen Seite bis auf die Erde stießen, sonst erwies sich sein ganzes Wesen unendlich feierlich; der Inschrift nach war er das wandernde Haus eines Parfümeriehändlers. Plötzlich blieb er, wie von einem sinnreichen Einfall, der Frucht reifen Nachdenkens ergriffen, vor einem Ginshop stehen, aus dem ein Fuselqualm wie in schweren Wolken herausquoll. Er kämpfte den Kampf der Pflicht mit dem Gelüste nach Schnaps — der letztere siegte. Entschlossen nahm er die Ankündigungstafeln, welche wie antike Grabsteine an Schnüren über seine Schultern hin-

gen, herunter, — gab sie unter den linken Arm, mit dem er sie festhielt — und schob sich in die Boutike hinein. Diese Ginstationen, die absolut nicht abgebracht werden können, — sind die stille Verzweiflung der Kaufleute, welche diese Hadschis herumsenden; denn jede Viertelstunde im Schnapsladen ist ein Verlust fürs Geschäft — dessen mit großen Lettern gedruckten Ruhm und Preis dem Straßenpublikum so lange entzogen bleibt, so lange der Alte in die Träume der destillirten Waldeinsamkeit, — die so reizend im grünen Wachholdergeist dargestellt ist, sich zu versenken für gut befindet.

Armer Teufel! Es ist freilich viel leichter, deinen offenen Wandel von der ergötzlichen Seite anzuschauen — als in deinem Berufe zu leben, sich so bitter wie du einige Pence zu verdienen, und auf die Lebenslampe nichts anderes nachgießen zu können, — als miserablen laubfroschgrünen Spiritus! Eine Flasche Ale zu einem Schilling, Sekt oder Claret die Flasche von 6 zu 8 Schillingen, das könntest du wohl viel leichter consumiren, als die Ale-, Sherry- oder Bordeaux-Trinker sich mit deinem Gin befreunden möchten! Wer sich auf das Verschlingen feiner Speisen und Getränke etwas einbildet, ist ein Tölpel, wer aber den armen Teufel, der es ihm nicht gleich thun kann,

verachtet statt ihn zu bedauern, wenn er ihm schon nicht helfen will oder kann — der ist nicht bedauernswerth, sondern mehr als verächtlich. Das Elend führt zum Branntwein, und dieser zum Verderben. Wie es mit dem Trinken in London aussieht, mag aus dem statistischen Ausweis der wegen Trunkenheit polizeilich Eingezogenen im Jahre 1833 zu ersehen sein; es waren 18.268 männlichen und 11.611 weiblichen Geschlechtes; also 29.879 vom Polizei-Bureau bestätigte offizielle Räusche; wer mag jene Tausende Herren und Damen zählen, welche die Polizei zu keiner Amtshandlung zu zwingen für zweckmäßiger gehalten haben, und die sich noch so viel Verstand zurückbehielten — die Polizeigewalt nicht mit lautem Krakehl und offenem Straßenscandal zu ihrer Pflichterfüllung anzuspornen.

O London, du Abgrund von Misere, du Bettlertragödie, in welcher an 400,000 Menschen mit Almosen erhalten werden, welche durch die Armensteuer zwangsweise eingehen!

Die Thiergärten. (Zoological-gardens.)

Ein eigenthümlicher Weg. Auf der fast inmitten Londons befindlichen Bahnstation in Fenchurch-street klettert man auf eine ungefähr drei Stockwerk hohe Stiege, nimmt sich dort ein Ticket (Fahrkarte) und umreist London nach Ost, Süd, Nord und West. Die Bahn geht auf hohen Bogen, — auf Einem sah ich die Nummer 600. Von verschiedenen anderen Bahnen ist diese wieder durchschnitten. Bis zur Station Primrosehill, in der Nähe des Thiergartens, gibt es ungefähr 6 Stationen. Gefahren wird von Viertelstunde zu Viertelstunde. Eine sehr erhabene Fahrt. Unter sich zu beiden Seiten Dächer, Rauchfänge, ebenbürtig mit der Bahn Kirchen und Kirchthürme. Hier bekommt man einen Begriff von der Größe Londons. Bald sieht man unter sich belebte Straßen und Plätze, bald wieder öde Haiden, bald grünende Wiesen, bald mit Mauern eingeschlossene Gärten, bald sieht es aus als käme man an großen Dorfschaften, an verschiedenen Städten vorüber, — und das alles ist London. Warum man das eine Stadt heißt? Aus altem Her-

kommen. Das ist keine Stadt mehr, das ist ein ganzes Land, das ist für sich ein Königreich. Hat ja doch London nochmal so viel Einwohner als das reich bevölkerte Königreich Württemberg. Ein Londoner (Henry Mayhew) nennt die Stadt im Titel seines Buches hierüber: The great world of London (die groß-Welt London). Es zählt aber auch auf einem Flächenraum von 40 Quadratmeilen über 330.000 Gebäude. Ein baierischer Statistiker veröffentlichte unlängst eine vergleichende Statistik Londons — welche geeignet ist, jene deutschen Philister, die sich auf ihre Vaterländer etwas einbilden möchten, in gelinde Desperation zu versetzen. London hat mehr als die Hälfte der Einwohner von ganz Baiern, — es hat soviel Einwohner als das Churfürstenthum und die Grafschaft Hessen, die sechszehn Herzog- und Fürstenthümer und die vier freien Städte zusammen, somit so viel Einwohner als diese 22 deutschen Staaten insgesammt. Ein deutsches Königreich mit der Einwohnerzahl Londons käme im Range als vierter deutscher Staat gleich nach Oesterreich, Preußen und Baiern, und würde im Verhältniß zu Baiern ein Heer von 50—60,000 Mann stellen können. Die Stadt London ist fast dreimal bevölkerter als das Königreich Griechenland und um einige 100,000 Seelen volkreicher als Dänemark

mit allen seinen Beiländern, doppelt volkreicher als das Königreich Norwegen. Bezüglich Baiern verglichen, hat London gerade so viel Einwohner als die Kreise Oberbaiern, Niederbaiern, Oberpfalz, Oberfranken, Schwaben und Neuburg.

Auf den verschiedenen Stationen wird die kürzest mögliche Zeit gehalten. Eilig klettern die Leute ein und aus, — man hört kein unnützes Wort sprechen, kein Geschrei und kein Getreibe der Conducteure — Geschäft steht auf jeder Stirne und die stumme Geschwindigkeit, mit der das Alles abgethan wird, gibt eine beständige Illustration zum echt englischen Sprichwort: Time is money (Zeit ist Geld). Der Zug hält auf Primrosehill; man lernt hier schnell in die Landesgebräuche sich fügen. Die Eile der englischen Mitmenschen wirkt belehrend und zwingend. Ueber eine thurmhohe hölzerne Stiege poltern die Leute von der hohen Bahn auf das Erdreich hinunter. Ich frage um den Weg zu meinem Ziel. Ein Gentleman deutet mir die Richtung an, ich verfolge sie. Hier befindet man sich wieder in einer todten Partie Londons. Einzeln stehende Häuser — eingeplankte Bauplätze — selten begegnet man einem Menschen. Nachdem ich eine Zeitlang gegangen, und in den verschlungenen Wegen die angedeutete Richtung mir abhanden gekommen, frage ich einen

Mann um Auskunft. — Er entwickelte mit englischer Ruhe sogleich jene Kleppendistel-Gefälligkeit, die Besuchern Italiens wohl bekannt ist. Auch dort lassen dich jene Herren, die sich einmal durchaus in den Kopf gesetzt haben, sich dir als Wegweiser gefällig zu erzeigen, um keinen Preis mehr aus — außer, um ein Trinkgeld. Der Mann war entschlossen mir seine Zeit zu opfern; freilich galt auch ihm als oberster Grundsatz: Time is money. Seine Antwort: Er wolle mich selber so weit führen, daß ich nicht mehr fehl gehen könne. — Hätte ich dem Mann gesagt: „Das ist nicht nöthig, ich danke Ihnen sehr für Ihre Güte," so wäre das sicher in seinen Augen nicht gentlemanlike gewesen, denn ich hätte dann durch die Blume geredet wie er. Er sagte zu mir: Ich werde Sie begleiten, d. h. praktisch: Ich bin entschlossen mir ein Sixpencestück zu verdienen. Hätte ich geantwortet: Ich danke, das ist überflüssig; so hätte das wiederum durch die Blume geheißen: Ich bin entschlossen nichts herzugeben. Der Mann war ein armer Teufel, was man auch in der englischen Sprache mit poor devil bezeichnet. Als wir so eine Zeitlang selbander hinschritten, bemerkte ich, wie es immer öder und einsamer wurde, — man liest und hört über London so viel, daß es Einem nicht verargt werden

darf, wenn man in ähnlichen Lagen von einem unheimlichen Gefühl beschlichen wird. Ich war entschlossen, meines Begleiters mich zu entledigen. Durch einen langen eingeplankten Seitenweg bemerkte ich auf einer anscheinend etwas belebten Straße einige Fuhrleute — ich gab dem Führer seinen Lohn, und schritt auf die offene Straße zu.

Endlich gelangte ich zum Regents Park. Ein bedeutender Fleck Erde, man könnte eine ansehnliche Stadt auf selbigen hinstellen. Ein blonder Bach umfließt die Einzäunung in derartig lehmigen Ufern, daß man nicht recht weiß, ob das Ufer nur der verdichtete Bach, oder ob der Bach das verdünnte Ufer ist.

Beim Eintritte in den Park sitzt ein Gentleman in einer mit verschiedenen sinnreich ausgedachten Mechanismen eingerichteten Bude. Jede Person muß einen Schilling Eintritt zahlen. Das Drehkreuz, welches jede Person passiren muß, ist zugleich die Controle für die Unternehmer der Thiergärten.

Es steht unterirdisch mit jenen Zifferblättern (d. h. mit den Zeigern derselben) in Verbindung, die zur linken des Cassiers in seiner Bude zu sehen sind. Ein Zifferblatt zeigt die Hunderte, das andere die Tausende der Besuchenden an, — und was die Zeiger besagen, das muß in der gleichen Anzahl von Schillingen allabendlich in der Casse sein.

Der Cassier sagt: „Wenn Sie die eine Partie des Gartens gesehen haben, müssen Sie den kleinen Tunnel hier in der Nähe passiren — und Sie kommen zur andern Partie."

Wie großartig ist dieser Thiergarten. Wahrlich feenhafte Paläste für Bestien, — ausgestreut in einem mächtigen blühenden Park, der Triumph der Thierwelt! Wie behandelt man gefangene Menschen und wie gefangene Thiere! Freilich diese Thiere sind nicht zu ihrer Strafe da versammelt worden. Die Löwen und die Tieger, die Affen und die Bären, die Schlangen und die Krokodille, die Eidechsen und die Kröten, die Papageien und die Rhinozerosse, die Büffel und Kameele haben ihre eigenen Paläste — die Adler und Geier, die Störche und Hühner und alle möglichen Gattungen des Vogelgeschlechtes haben ihre sehr anständigen Käfige, die Wasserthiere und Amphibien ihre Bassins — selbst eine amerikanische Ratte — sammt dem Schweife ein und eine halbe Elle Länge — besitzt ihr eigenes Haus mit einem anständigen Vorgarten, und hat Holzstücke, in denen sich diese liebenswürdigste Erscheinung der Thierwelt im Hineinbeißen übt — um die rattenhafte Bissigkeit und Bosheit an diesem fühllosen Gegenstand gehörig austoben zu können.

Die Exemplare dieser sämmtlichen Thiere zeichnen sich durch ihre Größe und Schönheit aus. Man darf hieher nicht den Maßstab bringen, welcher in herumziehenden Menagerien an die Hand gegeben wird, hier gibt es keine ausgehungerten und halbkrepirten Bestien; hier ist die Eleganz der Thierwelt vertreten, selbst der Zottelbär — ein Kerl von einer Größe, die man für nicht möglich hält, wenn man sie nicht mit eigenen Augen gemessen — scheint sich wie ein guter Gesellschafter zu benehmen, und sämmtliche Bewohner dieses Thiergartens gewähren den Anschein, als wüßten sie, daß sie die Ehre haben, in der Luft der Gentlemen zu leben, und daß es ihre Pflicht sei, die angemessene Haltung des wohlgefütterten Engländers dem fremden Besichtiger gegenüber zu behaupten.

Nur die Affen allein scheinen vom ernsten Geist, den der Südostwind aus der City herüberträgt, nichts profitirt zu haben. Einem dicken Pavian schien es eine besondere Freude zu machen, wenn er einen kleinen, boshaften und bissigen Affen, der sich durch sein Zähnefletschen besonders auszeichnete — seinen richterlichen Schutz angedeihen lassen konnte.

Dem Meeres-Aquarium ist ein eigenes, für dasselbe gebautes ebenerdiges freistehendes Haus gewidmet. Die oblongen Glasgefäße sind so aufgestellt,

daß sie die Fenster des Saales bilden, in dem man herumgeht — um die für ein Aquarium tauglichen Meerbewohner (durch das von außen hereinfallende Tageslicht beleuchtet) zu betrachten. Da sind die prächtigsten Aktinien in allen Farben von Gelb zu Schwarzroth, sie klammern sich an den Stein an, auf dem sie wohnen, sie bewegen ihre hundert Röhren willkürlich, wodurch sie das organische Thierleben bekunden. Da träumen alle Gattungen Seesterne. Da tanzen die Seepferdchen. Der Palemon seratus, dieser wunderliche Wasserheuschreck, jedoch durchsichtig wie Glas, in schönen Exemplaren lang wie ein Mittelfinger spaziert schwimmend über das Steingerölle und läßt seine ebenfalls durchsichtigen Eingeweide sehen — man fürchtet — er breche sich seine Glasfüße, wenn er an einen Stein stoßt. Hier sitzt wieder ein Anachoreta (Bernhardinerkrebs genannt), eine eigenthümliche Krabbe in einem verlassenen Schneckenhaus — und arbeitet ohne Unterlaß mit seinen Füßen aus dem Haus heraus — als ob er etwas erhaschen wollte, findet er eine schönere Molluskenwohnung, die ein seiniger Stammesgenosse schon bezogen, so beginnt er mit diesem einen Streithandel und vertreibt, wenn er der Stärkere ist — den anderen, um sich an seine Stelle zu setzen.

So lassen sich diese kleinen Diogenesse der Thierwelt am Meeresgrunde in ihren Fässern auch keine Ruhe — auch hier wird die stille Betrachtung durch das Recht des Stärkeren gestört. Besonders bewunderungswürdig ist jene Krabbe, die auf ihrem Rücken, der eigens dazu eingehöhlt ist, ein Steinchen trägt, unter welchem sie auf dem Meeresgrunde liegt und hinter welchem sie ihre Füße zurückzieht — um von den andern feindlichen oder ihr vorbeiziehenden Herren Meeresbewohnern nicht gesehen und nicht angegriffen zu werden, sie belastet sich, um nicht belästigt zu werden; fällt ihr der Stein herunter, oder nimmt man ihr denselben weg, so sucht sie so lange, bis sie einen von gleicher Größe und Gestalt findet und schiebt sich denselben wieder auf den Rücken, in das eigenthümliche viereckige Gehäuse, welches eigens für einen solchen Stein bestimmt ist.

Gegenüber dieser, von der englischen Nation mit einer großartigen Liberalität ausgestatteten Prachtausgabe einer lebendigen Naturgeschichte tritt der Pariser Jardin des Plantes bedeutend in den Hintergrund. Ich fragte einen der Thieraufseher, wie stark das Personale sämmtlicher hier Angestellten sei — und meinte, es müssen hier an 200 Menschen genug zu thun haben — zu meinem Erstaunen erfuhr ich — daß

Alles in Allem nur 50 Personen die Besorgung und Pflege dieser erstaunlichen Menge von Thieren anvertraut sei. Freilich ist diesen Leuten nicht viel Ruhe vergönnt. Sinecuren hat hier nur die gefangene und eingesperrte Thierwelt — während die freien dabei angestellten Engländer viehmäßig arbeiten und sich plagen müssen.

Selbst der Ausgang aus dem Thiergarten mag als ein Beweis des mechanischen, Menschenaufsicht ersparenden Genius der Engländer gelten. Man findet daselbst eine eiserne Vorrichtung, die dem aufgestellten Rade einer Schiffmühle ähnlich ist und vier Speichen hat. Der Hinausgehende stellt sich zwischen zwei dieser Speichen hinein. Das aufgestellte Rad bewegt sich aber nur nach einer Seite hin. Es kann also bei dieser Vorrichtung Jedermann hinausgehen, aber keiner hineingehen. Eine solche Maschine ist unerbittlich — sie läßt sich nicht bestechen, sie ist auch sehr fest von Eisen construirt, und leidet daher nicht an der Gebrechlichkeit und Weichheit des menschlichen Gemüthes. Das alles haben die feinen Gentlemen gut ausstudirt und wohl erwogen. Somit ist ein einziger Mensch hinreichend, um Kasse, Ein- und Ausgang zu besorgen und zu behüten.

Sollte diese besondere Sorgfalt für die Thiere, diese glänzende Ausstattung ihrer Wohnungen und Gär-

ten vielleicht die Sorglosigkeit ausgleichen, mit welcher hier zu Lande das Menschengebilde behandelt wird? Die School Union Lancashire richtete im Mai 1850 eine Adresse an das Parlament, welche mit dem schönen Geständniß begann: „Beinahe die Hälfte der Mitglieder dieser großen Nation (der englischen) kann weder Lesen noch Schreiben, und von der andern Hälfte besitzt ein großer Theil nur den dürftigsten Unterricht.“ — Daß in keinem Lande des Continents der Unterricht so vernachlässigt ist, wie in England, das haben im Unterhause Fox (26. Februar 1850), Macaulay (20. April 1847) und Hume (17. Juli 1846) statistisch nachgewiesen. Die Kriminaltabellen weisen nach, daß 1847 von 62,000 in London verhafteten Personen 22,000 weder lesen noch schreiben konnten, 35,000 konnten nur mühselig lesen und schreiben, 4000 lesen und schreiben geläufig! Aber was liegt daran? Der zoologische Garten in London hat die schönsten Bestien der ganzen Welt versammelt, und das ist ein achtenswerther besonderer Vorzug. Speciality nennt man es hier zu Lande.

Dazu schimpfen englische Blätter noch über die Finsterniß im Kirchenstaate! Einem der kolossalen Nielrosse wurde jüngst hier im besagten zoologischen Garten kunstreich ein schadhafter Zahn von jenen

zweien, die unter den Augen hervorragen, mittelst einer eigens konstruirten Zange vom ersten Thierarzt Londons ausgezogen. Die Zange wog 6 Pfund. Wie wäre es, wenn dieser Herr auch eine Zange anfertigen ließe, mit welcher der englische Schalk sich den Balken aus seinem eigenen Auge ziehen könnte, das so scharf die Splitter in dem Auge Anderer gewahr wird.

Der Krystallpalast.

Nachmittag geht in je 15 Minuten ein Train von der Londoner Station London Bridge nach Sydenham zum Krystallpalast. Es ist derselbe, welcher 1851 zum Zweck der großen Industrie-Ausstellung zu London im Hyde Park errichtet wurde. Fox und Henderson, die Erbauer desselben, waren auch die Eigenthümer. Von diesen kaufte 1852 eine Gesellschaft den Palast. Sie verwendete dazu, und zum Uebertragen nach dem einige Meilen von London gelegenen Sydenham (an der Brigthon-Bahn, in der Grafschaft Surry) eine Summe von fünf Millionen Silbergulden in österreichischer Conventionsmünze, d. i. 12 Millionen und 500,000 Franken.

Man passirt zwei Stationen: New Cross und Forest hill, gelangt in eine große Halle, klettert mehrere Stiegen hinan, und kommt in den gläsernen

Gang, der zum Krystallpalast führt. Dieser Gang allein wäre für die Industrie-Ausstellung einer der mittleren Residenzen Deutschlands vollkommen genügend. Der Eintritt in den Krystallpalast ist der Eintritt in eine neue, ungeahnte Welt. Von diesen Dimensionen, welche Musiksäle, indische Tempel, eine Reihe von mittelalterlichen Bauten in ihrer ursprünglichen Größe und im Steinmaterial, welche Dampfmaschinen und Fabriken, Hunderte von Kaufläden, welche Kunstsammlungen in Gemälden und in Plastik — indianische Dörfer mit der dazu gehörigen lebenden Pflanzenwelt, welche Gegenstände der Industrie unzählbar und unabsehbar, theilweise in vier Stockwerken übereinander — enthalten, — von allen diesen Dingen kann man sich erst einen Begriff machen, wenn man sie gesehen hat.

Im Jahre 1852 wurde der Bau in Sydenham begonnen. 6400 Arbeiter waren ununterbrochen dabei beschäftiget. Architekten und Bildhauer wurden unter einem nach Irland und Griechenland, nach Italien und Deutschland, Frankreich und Spanien gesendet, um von den berühmtesten Kunstwerken, wenn diese auch noch so massenhaft, theils Copien, theils Modelle zu nehmen. Die Länge des Palastes beträgt 1608 englische Fuß. Der Palast selbst bedeckt einen Flächenraum von 603.072

Quadratfuß. Zwei Glasthürme, jeder von 206 Fuß Höhe, bilden die Flügel. Auf den Höhen derselben befinden sich kolossale Kupferkessel, diese werden durch Dampfmaschinen-Pumpen von 320 Pferdekraft mit Wasser gefüllt, welches für die Cascaden im Glaspalast, und für die zwölf Springbrunnen der prächtigen Gartenterrasse unter der Anhöhe des Palastes verwendet wird. Der Bau besteht aus Glas und Eisen, und das Fundament aus Ziegeln und Kalk. — Dieser abgeschlossene Raum, der größte der Welt dieser Art, ist von einem Lichtmeer durchwogt — denn die Wände und das Dach (und die Wände sind fünf Stock hoch, ehe noch das riesige Tonnengewölbe aus Eisen und Glas seinen Anfang nimmt) sind durchsichtig, der Lichtstrom findet Eingang von allen Seiten. Der Palast hat eine eigene Buchhandlung — und eine eigene Literatur, die sich mit seiner Geschichte und seinem Inhalte befaßt. Für Hunger und Durst sorgen Diningrooms aller Gattungen; der Arbeiter und Handwerker findet sein Rostbeef und der kritische Feinschmecker wird durch schwarzbefrackte Gentlemen in Speisesäle, mit kostbaren Teppichen belegt, eingeladen — elegant hergerichtete Tische mit allem Comfort schreien fast noch lauter, als die Kunstdenkmale vergangener Jahrhunderte den Pilger an: „Die Kochkunst ist nicht die

geringste unter den Künsten — ihr Bereich ist die Gegenwart — sie ist reicher als die ganze Architektur — der nur das Mineralreich zu Gebote steht; ihr Gebiet ist das Pflanzen- und Thierreich; bald im sinnreichsten Wechsel, bald in der geschmackvollsten Mischung."

In der That, das ist keine kleinliche Industrieausstellung, kein moderner Trödelmarkt, es ist eine der großartigsten Kunstsammlungen, ein steinernes Lehrbuch der Architektur und Kunst aller Jahrhunderte und aller Länder.

Da gibt es ägyptische und assyrische Säle mit Nachbildungen ganzer Tempel, Paläste und Skulpturen. In einigen Sälen präsentirt sich Griechenland mit der Facade des Parthenon, mit einem griechischen Tempel, mit Säulengängen und mit Hunderten von Statuen und Büsten altgriechischer Notabilitäten, sämmtlich Originalien nachgebildet, wie diese in den besten Sammlungen Italiens, Frankreichs, Englands und Deutschlands sich finden. In den römischen Sälen ist wieder römische Architektur vertreten. Hunderte von Büsten und Statuen präsentiren die römische Kunst. Ueber Alles prachtvoll ist die Nachbildung der Alhambra in Granada in wirklicher Größe, in reellem Material mit dem berühmten Löwenhof und der Halle der Abencerragen, deren Nebenhallen mit

Stalakiten-Wölbungen bedeckt sind. Die Kuppel des hohen Mittelraumes, ein Wunder von Kunst. Auf einer Gallerie im Viereck erheben sich schlanke Säulen — auf diesen steht wieder eine nach außen durch Fensterbogen offene Gallerie im Poligon, und erst über dieser geht das Gewölbe bienenzellenartig zum Schluß der Kuppel empor. Die schwierigsten Uebergänge, die reichste Ornamentik auch in Gold und Farben, und über Alles eine das Auge erfreuende Einheit und Harmonie.

Im Löwenhof das schöne alabasterne Bassin mit den 12 sitzenden Löwen von schwarzem Marmor, die das Wasserbecken auf ihren Rücken tragen — das Bassin vom Wasser genährt — der Löwenhof, mit jener lebendigen Pflanzenwelt geschmückt, wie das Klima von Granada sie erzeugt und wie sie dort noch zu finden mit Rosen und Oleandersträuchen. Die Säulen mit lebendigen Farben gemalt und in Gold strotzend. Selbst die Mosaik des Fußbodens genau nachgeahmt.

Klosterhöfe im gothischen Styl mit den prächtigen Spitzbogenfenstern mit den kunstreichsten Grabmälern von Königen, Fürsten und Aebten, die Säulen, Rippen und Flächen im vollsten Farbenschmuck und in bezaubernder Vergoldung — Alles in der wahren natürlichen Größe und in der ursprünglichen

Pracht des Baustyls, dann wieder das Uebermaß der Verzierung des reichen Renaissancestyls — jeder Bau für sich abgeschlossen, daß man in der Mitte desselben, ohne von irgend einem andern Eindruck gestört zu werden, sich in das Jahrhundert, in dem der betreffende Styl in Blüthe stand, hinein versetzen kann.

Außer diesen Bauwerken in ihrer natürlichen Größe und Schönheit findet man Hunderte von Modellen aus den Abteien von Guisborough und Westminster, aus der Kathedrale von Worcester, Salisbury, Hereford, Lichtfield, Armagh, Canterbury.

In den byzantinischen und römischen Sälen ist eine solche Reihe von architektonischen Monumenten aufgestellt, daß man eine Baugeschichte von fast zweitausend Jahren, wie eine genügende Menge von praktischen Anschauungen durchstudiren kann.

Inmitte des Palastes das große Bassin aus mehreren gegossenen Glasbecken — die kolossalsten Glasgüsse aus Einem Stück, die je angefertigt worden; ein Saal für kleinere Concerte mit einer Orgel und einem Raum für ein paar tausend Zuhörer, dann die große Musikterrasse mit Sitzen für 10,000 Personen, gekrönt durch eine Orgel mit 80 Registern. Selbe wird oft in Nachmittagsstunden gespielt und durchtönt die Räume des Glaspalastes mit feierlichen Klängen, als sollte

sie Industrie und Kunst wie einen erhabenen Gottesdienst verherrlichen. Parterresäle sind mit sausenden und brausenden Wollspinn- und anderen Maschinen gefüllt, sie werden durch Dampf getrieben, und geben immerdar ein lautes, schnurrendes und klingendes Zeugniß für Englands Kunstfertigkeit im Bau aller möglichen Maschinen, welches Zeugniß die Hoffnung auf das Zustandekommen einer Menge bisher für unmöglich gehaltener zugleich in sich schließt. Fabriks- und Ackerbaumaschinen, alle Gattungen Mühlen — zerlegbare Häuser, allgemein bekannte und allgemein unbekannte für den Nichtfachmann räthselhafte Gegenstände sind an den Wänden postirt, wie in einem Pantheon von Industrie- und Maschinengottheiten.

Als ich in der Sammlung von modernen Erzeugnissen der Bildhauerkunst wandelte und Statuetten von Staatsmännern in überflüssig aufgeblasenen Stellungen sah, fiel mir eine Scene ein, die ich einmal zu Wien beim renommirten, vor einigen Jahren gestorbenen Bildhauer X. erlebte.

Ich kam in sein Atelier und fand auf dem langen Brette einer Wandstellage einige Dutzend Gypsfiguren des Ministers —k in Reih und Glied nebeneinander stehen. Das Gypsbild war in einer echt ministeriell bureaukratischen Stellung aufgefaßt, die

rechte Hand zur Hälfte unter den Knopflöchern des Frackes an der Brust versteckt, der linke Fuß vorwärts gestellt.

Es war schon überaus lächerlich, über 30 solche kleine, wohlbeleibte Herren Minister, alle in der gleichen Stellung, alle in ehrfurchtgebietenden Staatsfräcken, wie Soldaten, die eben zum Marschiren anfangen — auf dem Brette zu sehen.

Eben an demselben Tage aber brachte die Wiener-Zeitung einen Ministerwechsel — und das Original der Gypsmännlein hatte aufgehört Minister zu sein.

Ich theilte diese Neuigkeit dem Künstler mit. Der Mann war immer heiter und zu komischen Excessen aufgelegt. Kaum hatte er auf die Frage: „Was? ist es wahr?" von mir die vollste Bestätigung gehört, als er ausrief: „Da soll das Donnerwetter dreinschlagen, jetzt hab ich diese —k's alle umsonst machen lassen. Der —k ist ein guter, ein sehr guter Mann, ich habe ihn gern, aber diese kleinen —k's soll der T— holen! Mit diesen Worten nahm X— einige von dem Brette herunter und warf sie toll beim Fenster hinaus, einige zertrümmerte er auf dem Fußboden seines Ateliers. — Ich mußte laut auflachen, sah ich doch nie die Gebrechlichkeit mensch-

licher Größe so handgreiflich und schlagend dargestellt. Als ich tröstend meinte: „Nun vielleicht kauft den —k doch noch hie und da einer!“ — entgegnete X—: „Was? gar keine Rede. Im Gegentheil, wo er noch hie und da in einer Kanzlei gestanden, haben sie ihn heut sicher schon eben so hinausgefeuert wie ich! Nur so lang einer was ist, so lang ist er was, und wenn er nichts mehr ist, so ist er nichts mehr.“

Ich konnte auf diese, aus den Faktoren des wirklichen Lebens genommene Logik nichts erwiedern. Einige Zeit darnach rief X. seine alte Dienerin und befahl ihr, auf die Gypsscherben am Boden zeigend: „Waberl, kehren Sie da das Ministerium ein Bissel zusammen und tragen Sie die Scherben hinaus.“

Diese Erinnerung an die gestörte Unsterblichkeit einer bureaukratischen Größe stimmte mich zur Heiterkeit. Zu Nutz und Frommen aufgeblasener Größen mag die Begebenheit hier einen Platz finden: in Anbetracht der staatsmännischen Marmor- und Gypsgrößen des Glaspalastes wandelte mich Mitleid an mit ihrem unausbleiblichen Lose.

Hat man sich hier einen Tag lang herumgetrieben — so ist Betäubung und Abspannung eine natürliche Folge. Gegen Abend beginnen im Garten vor dem Palast Musikbanden ihre harmonischen Krakehle,

und der Engländer, welcher voll Nationalstolz auf seines Landes Macht und Reichthum im Glaspalast herumgestiegen, bekommt der Vollendung seiner Gemüthsstimmung noch das J-pünktchen aufgesetzt — wenn unten im Garten das stolze Lied Rule Britannia aus den Blechinstrumenten rasselt und er oben auf einem der Balkone über grünende Haiden — seinen Blick auf das ferne Häusermeer Londons gleiten läßt, der mächtigen Königin der Städte, welche die Nebelkrone selten von ihrem Haupte legt.

Was man so sagt, zu einer poetischen Stimmung wird man durch den Anblick Londons so leicht nicht gebracht, man mag es schon von verschiedenen Seiten anschauen. Der vorherrschende, überall durchblickende Krämergeist drückt alle Begeisterung nieder. Wenn man z. B. auf Florenz niederschaut von einem Hügel des Bergkranzes oder von Giottos wundervollem Campanile des Doms — und es fallen Einem die Verse Dante's ein (L' inferno XXVI 1—3):

Godi, Fiorenza, poi che se' si grande,
Che per mare e per terra batti l'ali,
E per lo Jnferno il tuo nome si spande.

(Freue Florenz dich ob deiner Größe,
Du schwingst die Flügel über Land und Meer,
Und bis zur Hölle ist dein Ruf gedrungen.)

so treten einer halbwegs poetischen Natur die Thränen in die Augen. Mit dem vollsten Recht könnte man diese Verse, welche Dante vor fünf Jahrhunderten auf Florenz gemacht, jetzt auf London anwenden — aber zur Poesie stimmen sie hier nicht. Freilich ist das ganze Florenz eine Kunstblüthe und London ein Waarenmagazin.

Wer sich recht einsam fühlen will, der darf nur allein nach London gehen, und daselbst entweder wenig Bekannte haben, oder — keinen aufsuchen. Das halb puritanische, halb kaufmännische Gepräge, die schwarzgelben Häuser und der aschgraue Himmel, das dumpfe Menschengewoge, das sich in der Regel nur auf die allernothwendigsten Verständigungslaute der Sprache beschränkt, der Kohlengeruch, der zuletzt gute Nacht und zuerst guten Morgen sagt — der dich unerbittlich überall hin verfolgt, die Bitterkeit der Armuth, welche im vollsten ernsten Bewußtsein auf die verzweifelten Bleitafeln der Gesichter inschriftartig eingegraben scheint, der Gedanke: daß du hier unter drei Millionen Menschen wandelst, die es, wenn du allenfalls erschlagen würdest — gerade so viel kümmert, als wäre mit der Klatsche eine Fliege an die Wand gepappt worden, das alles macht einen unsäglich traurigen, herabstimmenden Eindruck. Ja man fühlt sich im höchsten

Grade unheimlich berührt, wenn man bei eintretender Dunkelheit in minder belebte Straßen kommt — und von bettelnden Weibern mit heiserer Stimme völlig umschwärmt wird, sie erzählen in kurzen drastischen Sätzen von ihrem maßlosen Elend, von welchem zudem die schmutzigen Fetzen ihres Gewandes den besten Aushängeschild abgeben. Es ist eine traurige Stimmung, wenn man von der Waterloo- oder der Blakfriarsbrücke hinabsieht auf die eilende Themse mit ihren Booten und Dampfern, deren Laternen sie zu dahinschießenden Wassersalamandern machen, und wenn die obenhängende Mondesampel in den schmutzigen bleiernen Wellen sich spiegelt, in den Wellen, die täglich Opfer der Armuth, der Verzweiflung, des Elendes in ihren kalten Armen aufnehmen, um sie lebend nimmer loszulassen.

Wie lange mögen diese unversöhnlichen Gegensätze noch zusammenhalten, diese glänzenden Equipagen, diese stolzen Reiter, diese Damen auf ihren weißen Zeltern mit huldigendem Gefolge, so zwar, daß selbst die Frauenrosse die Köpfe höher heben — als müßten ihnen die andern Rosse Achtung und Dienstbarkeit bezeugen; diese noblen Besucher des Hyde Park und die mit Lumpen behangenen bleichen, abgezehrten Gespenster, diese ausgeprägte, verzweifelte Armuth, die

es Heute oder Morgen zu gewärtigen hat, daß sie im buchstäblichen Sinne des Wortes an Hunger zu Grunde geht!

Wie ganz anders sieht der Lazzarone aus, unter Neapels blauem, sonnigem Himmel. Wohl umhüllen auch seine Glieder mehr Fetzen als Gewand, aber sein Gang ist elastisch — sein Schritt ist sicher, er blickt lächelnd in die Welt hinaus. Brot, Polenta und Maroni erhalten die Lebensmaschine im fröhlichen Gang, kann er einige Tropfen Wein nachgießen, so gewinnt er an Heiterkeit, er fühlt sich nicht elend, er sieht mit dem Bewußtsein, daß er einer weltberühmten Stadt angehört, mit seinen scharfen Adleraugen hinaus in's weite Meer, und dieser sein Blick zeigt da gerade so viel Hoffart und sichere Haltung, als wäre er ein reicher Kaufmann, und wären die weißen Segel, die wie Puncte zwischen Capri und Ischia auf den Höhenlinien des Bocca grande in den Golf einbiegen — Ostindienfahrer, die ihm gehören, und die mit kostbaren Waaren befrachtet heimkommen und deren flatternde Wimpel schon aufgezogen sind, um ihren stolzen Herrn von weitem zu begrüßen! Ja in Neapel hat selbst die Armuth eine Poesie — die ganze Stadt liegt da in einer goldenen Wiege wie ein begünstigtes Königskind und zu ihren Häupten steht der

Vesuv mit seinem rauchenden Docht als Nachtlampe. In Neapel freut sich der Himmel über die Erde, er lächelt in heiterm Blau über dem ewigen Hesperidenhain, in London geht der Himmel in Trauer, und nur in wenig Sommertagen zieht er den Nebelschleier zurück, um den Rauch aus tausend Schlotten als einen stinkenden Cultus der Industrie geradlinig zu sich emporsteigen zu lassen.

Dafür hat freilich der Londoner als Waffe gegen die Ungunst seiner Natur den Comfort erfunden, und diesen in der sinnreichsten erstaunlichsten Weise ausgebildet; — aber freilich dieser Comfort steht eben nur wieder dem Reichen oder Wohlhabenden zu Gebote.

Um Kunde von der gerühmten Liebe Altenglands zur Behaglichkeit zu erlangen, darf man nicht erst auf die Landgüter der reichen Herren gehen. Sie findet sich zum Theile auch schon in den ersteren Diningrooms ausgeprägt.

Während der Pariser in seinen renommirten Speisehäusern das Hauptgewicht auf die Darstellung des Schauplatzes legt — und in schimmernden Spiegeln, in Goldplafonds, in Farben, in Sammtsesseln sich erfreut, liebt der Engländer das solide, wahrhaft bequeme Wesen.

Der Nebel rieselt nieder, der Straßenkoth wird zu jener zähen, schwarzen, kleberigen Masse,

welche auch diesen Gegenstand der chemischen Synthese zu einem ausschließenden Londoner Patent erhöht, — die Feuchtigkeit durchdringt dein Gewand, es ist eine oder ein paar Stunden nach Mittagszeit, und du fühlst ein Bedürfniß, dich von innen heraus und von außen herein erwärmen zu lassen, du wandelst eben in Fleet street in der nächsten Nähe von Temple bar, einem Thorbogen, der als ein Wahrzeichen Londons dir aus mannigfacher Schilderung englischer Autoren bekannt sein wird. Frägst du nun in dieser Gegend den kundigen Londoner um Rath, wie deinen Nöthen abzuhelfen, so wird er dich, wenn er anders gut aufgelegt ist, mit einigen Worten, die so frostig sind wie das Wetter, zu Herrn Fredrik Sawyer weisen, dessen Speiseräume den eben so erhabenen als einfachen Titel: „The London“ auf ihrem Schilde zeigen. Eine schmale mit Teppichen belegte Stiege führt dich in das erste Geschoß, du trittst in die Säle ein.

Die Wände schauen dich mit ihren einfachen, gelbgrauen, fast farblosen Papiertapeten nichtssagend an; in den Kaminen glüht die Kohle — die prächtigen und dichten Fußteppiche, die den ganzen Boden umspannen, sagen den kalt gewordenen Füßen außerordentlich zu. Die Auswahl von Speisen ist nicht groß. Manche Speisegattungen existiren nur in einer, manche

in zwei Variationen. Ochsenschlepp- oder Schildkrötensuppe kommt häufig vor. Diese Gegenstände sind keineswegs lauter — sondern derartig dichte Substanzen, daß sie vollkommen erfunden scheinen, um gegen die Einflüsse des kühlen Wetters Front zu machen. Sind sie dem speisenden Gentleman nicht genug vom Feuer der Gewürze durchströmt, so kann diesem Gentleman geholfen werden. Die Caraffe, in deren Mitte Essig und Oel steht, ist von sechs kleineren Fläschchen umringt, als wären diese Fläschchen die Jungen des inmitte stehenden ehrwürdigen großen Paares, von dem der Essig mit seinem saueren Gesicht den Ernst des Mannes, das Olivenöl die Milde und den Frieden der Frau präsentirt. Die Kinder weichen durchwegs vom sanften Charakter der Mutter ab. Du lernst sie als boshafte, teufelmäßige Knirpse kennen, es sind das jene pikanten, gepfefferten und stark durchwürzten Saucen, welche von den an diese Feuer- und Flammenstoffe gewohnten Engländern sehr gesucht werden. Nun möchtest du doch für Acclimatisation auch etwas thun, es gelüstet dich mit einem oder dem andern dieser Kleinen einen Scherz zu machen. Du ergreifst ein Fläschchen — es enthält: the very and genuine Worcestershire-sauce, und gießest davon über irgend ein Fleischgericht, du willst davon kosten, aber mit

Entsetzen fährst du zurück. Es kommen dir die Taschenspieler in Erinnerung, die du in deiner Kindheit Feuer fressen sahest mit fröhlichem Gesicht — so meinst auch du: du seiest eben im Begriff gewesen, eine lodernde Flamme zu verschlingen. Das Roastbeef spielt eine Hauptrolle. Eine Doppelthür thut sich auf, ein kleiner runder Tisch mit einer Art silbernem Kessel, und auf diesem ein hoher silberner Deckel wird auf drei Acajouholzfüßen mit drei Bronceräbern bei der Thüre hereingeschoben. Der Hereinschieber trägt die weiße Kochkleidung — selbst die blanke Zipfelmütze fehlt ihm nicht. Er fährt schweigend von Tisch zu Tisch, nimmt den Silberdeckel von dem seinen, und ein mächtiges Stück Roastbeef sendet seinen Dampf empor — mit einem langen scharfen Messer schneidet er die Schnitten herunter, legt selbe auf den Teller, welchen der Aufwärter ihm vorhält, und denselben dann mit seinem Inhalt vor den Speisenden hinstellt. Mit diesem Tischkesselwagen macht der Koch seine Tisch- und Zimmerreise durch — sein Gesicht strahlt Ernst und Würde, ganz wie es dieser Hohepriester der Kochkunst für die wichtige Handlung des englischen Roastbeefkultus für würdig erachtet. Die weiße Schlafhaube kommt natürlich als ein Abzeichen seines Amtes nicht von seinem Haupte herab. Das Table ale oder Stout ale steht vor dir in einer blanken, silbernen,

inwendig vergoldeten Kanne mit Deckel. Du hast die Speisen, welche du verlangst, am Ende bei der Rechnung nicht anzugeben. Ein eigener Comptoirist sitzt an einem Schreibtischlein, er führt genaue Verzehrungspolizei und wie du an deinem Mahle arbeitest, so arbeitet er an deiner Rechnung (Bill). Wenn du fertig bist, wird dir diese Bill auf einem zierlichen Blatt Papier vorgelegt, worauf du gleich auf der ersten Zeile die Bemerkung machst, wie dieß Speisehaus an Sonntagen erst um vier Uhr geöffnet wird, denn da heißt es: „Open on Sundays from 4 till 9.“ Vom Tabakrauch wirst du in diesen Gemächern nicht belästiget; doch ist für die Herren Raucher gesorgt, ein sehr schöner gut ventilirter Rauchsalon mit dem edlen Schachzabel, mit Brettspielen und allem nöthigen Comfort thut sich im dritten Stockwerke auf; und in der That, der Herr Proprietor Master Sawyer kann mit der vollsten, innigsten Ueberzeugung davon sagen: „A very handsome well ventilated smooking Salon on the 3d. floor, fitted up with Chees, Draughts and every necessary comfort.“ — Der Mann sollte als Motto über die Thür von 191 in Fleetstreet schreiben: „Ich und mein Haus, wir loben uns selbst.“

Uebrigens braucht man gerade kein Feinschmecker zu sein, wenn man in London ein feines Speisehaus besucht; denn es ist Niemand verwehrt auch nur Ein oder

zwei Gerüchte zu nehmen, und derartig für Erhaltung seines Lebens zu sorgen, ohne hiebei einerseits der Gesundheit zu schaden und andererseits dem Luxus zu huldigen. Der feine Leser wird es sogleich heraushaben, daß der Schreiber dieses die — feindseligen Tintenvertilgern naheliegende Klage auf Luxus — von sich abzuwehren gedenkt, und so ist es auch.

Wenn man so einsam an einem Tische sitzt — und mit der Sorgfalt für seinen Leib zu Ende ist — will hinwiederum der Geist auch sein Recht, man gibt seinen Gedanken Audienz und ist geneigt Beobachtungen im heiteren Styl zu machen.

So ist nun Schreiber dieses einmal — als er nach dem Speisen gehäbig im „The London“ saß, auf den Gedanken gekommen, eine Pastoral abzufassen — welche das Benehmen des Geistlichen gegenüber der Welt zum Ziele haben sollte, und die auch besondere Rücksicht auf das Benehmen der Welt gegenüber dem Geistlichen nehmen müßte.

Gelegenheit hiezu bot ein Clergyman der Hochkirche, dem eben zum Schluß des Mahles ein ungeheuerer Laib Cheshire-Käse vorgesetzt wurde. Es bleibt der Diskretion, oder vielmehr dem Bedürfniß des Gastes überlassen, sich seinen Antheil heraus zu schneiden. Ich blätterte eben im Comon Prayerbook, das ich mir

kurz zuvor in einem Buchladen in der Nähe von St. Pauls angeschafft. Ich hatte bei dieser Gelegenheit eine Scene erlebt — die meine Begriffe über persönliche Freiheit und Unverletzlichkeit im Lande der magna charta um einige Linien auf dem Barometer meiner Hochachtung und Ehrfurcht herabfallen ließ. Der Herr Lehrjunge brachte aus dem Winkel des Ladens zweimal nicht die rechte, nämlich die von mir verlangte kleinste Ausgabe hervor; dieser Irrthum erregte dermaßen den Zorn des Principals, daß dieser ohne Jury, ohne Klage, ohne Prozeß und ohne den Ausspruch der gepuderten Perrücken abzuwarten, dem freien Sohn Altenglands geradewegs den Schopf beutelte. Obwohl ich über dieses patriarchalische Verfahren außerordentlich erschrocken war, wagte ich es doch nicht, gegen die vielleicht sogar landesübliche Zurechtweisung die mindeste Einsprache zu thun, — denn, dachte ich mir, hat dieser zornige Mann in die magna charta einmal ein Loch gerissen, wer weiß wie weit dieses geht. Wenn so etwas im Herzen Londons an Engländern geschieht, — was hat denn ein Fremder zu erwarten?

Zudem äußerte der junge Mann durchaus keine Unzufriedenheit, war aber er der Rechtsform nach mit diesem summarischen Verfahren einverstanden, so konnte doch ich darüber mich nicht beschweren. Der

Jüngling heftete seine Augen mit jener Ruhe auf mich, mit welcher Sophokles seine Elektra in der 10. Scene zu Orestes sagen läßt: „Warum blickst Du mich doch, o Fremdling, so theilnehmend an und seufzest? Und gleichwohl tritt jetzt nur ein kleiner Theil meines Jammers vor deine Augen.“ Ich dünkte mich durch diesen classischen Zug auf einmal trotz der Erinnerung an Sophokles nicht nach Griechenland, sondern in irgend eine kleine deutsche Provinzialstadt versetzt. Vielleicht war aber der Jüngling der Sohn des Alten. Das würde die Sache etwas ändern. In England verkaufen und vermiethen Väter ihre Söhne und haben über dieselben überhaupt mehr Gewalt, als in irgend einem andern Lande mit vorwiegend christlichen Bewohnern. Brutus hat, wie Plutarch erzählt, seine eigenen Söhne nicht als Consul, sondern als Vater ohne gerichtliche Form verurtheilt, und so mag vielleicht auch dieser junge Brutus bloß in seinem Kindesverhältniß mit völliger Uebergehung aller persönlichen Freiheit der magna charta — zu seinen Schopfbeutlern gekommen sein.

Um von dieser Episode zurückzukommen: Ich blätterte also eben im Prayerbook — und sah das mächtige Stück Käse, welches der Clergyman bis in das Herz des Laibes hinein herausarbeitete; ich dachte

mir dabei: Müßte ich das verzehren, es wäre der letzte Abschnitt mein Lebens!

Mein Hinblick auf den Herrn mit schneeweißem Halstuch und tadellosen Vatermördern, hinderte ihn natürlich nicht in seiner Arbeit. Sonderbar! Eben las ich die Psalmenstelle (Dominus regit me) in Reime gebracht:

In presence of my spiteful foes
He does my table spread,
He crowns my cup with cheerful wine
With oil anoints my head.

(„Du hast bereitet meinen Tisch vor meinem Angesicht meinen Feinden zum Trotz, Du hast gesalbet mit Oel mein Haupt, und mein berauschender Becher, wie herrlich ist er!") Was war natürlicher — als bei Lesung dieses Verses meines vis-à-vis aus der Hochkirche zu gedenken, obwohl ich nichts weniger als sein Feind, sondern im Gegentheil sein Bewunderer war. Es liegt einmal in der Natur der Sache: daß gegen den Clerus immer die schärfste Kritik und die schärfste Beobachtung geübt wird. Zumeist geschieht die Kritik hinterm Rücken und daher kömmt es, daß Geistliche, die in der Einsamkeit des Landes dahin leben, so selten zur Erkenntniß übler Gewohnheiten gelangen. Der Clergyman legte seine silberne Dose auf den Tisch.

Wahrscheinlich ist er das von seinem Studiertisch aus gewohnt. Im Uebrigen benahm er sich ganz eines Gentleman würdig.

Nun ist das Tabakschnupfen weder eine Sünde noch eine Schande, es ist eben eine Gewohnheit, und für den, der sich daran gewohnt hat, eine Art Bedürfniß. Wenn nun ein Geistlicher in Gesellschaft kommt, und die Dose und — vielleicht auch sogar das Schnupftuch wie zwei Achtung gebietende Vorposten vor sich auf den Tisch hinstellt, so ist das sehr bequem für ihn, aber eben so unbequem für die Andern. Man macht allerlei Glossen über Verbauerung und Mangel an Lebensart — aber dem Betreffenden sagt es Niemand, er weiß nichts davon. An den Geistlichen legt man eben nicht nur in der Sitte, sondern auch in den Lebensformen den Maßstab der Vollendung an, um so trauriger ist es dann freilich, wenn in dem Einen oder in dem Andern, oder gar in Beiden die Erfüllung gegenüber der Anforderung — unter das gewöhnliche Niveau herabfällt, nachdem sie demselben mindestens gleich, wo nicht höher stehen sollte.

In diesen und ähnlichen Gedanken erging ich mich. — Es herrscht hier eine fast feierliche Ruhe, wie sie der Würde des Ortes angemessen ist. Es wird

wenig und sehr gedämpft gesprochen. Stumm hält man dem Gast sein Sündenregister vor, und stumm wird die Bezahlung angenommen.

Es hat den Anschein, als ob, wie diese ganze Nation auf ihren Gesammtreichthum stolz ist, und das Bewußtsein dieses Reichthums gern zur Schau trägt, — auch der Einzelne auf seine Habe derartig stolz wäre, daß er vermeint, er müsse eine absonderliche Würde und Ruhe zur Schau tragen, wie eine solche bei andern Nationen nicht gefunden wird.

Ueber dieses Bewußtsein des Reichthums erzählt Margotti folgende ergötzliche Geschichte: „Ich war in London Zeuge einer Antwort, welche ein vor Kurzem in die katholische Kirche zurückgekehrter Engländer einem Landsmanne gab, der aber ein höchst eifriger Vorfechter des Anglikanismus war. Der Anglikaner warf dem Katholiken vor, wie die katholischen Völker minder reich wären, als die protestantischen, aus diesem Umstande suchte er einen Beweis für die Vortrefflichkeit des Anglikanismus herzuleiten; der Katholik erwiederte auf diese eigenthümlichen Beweise ruhig: „Vor Ihrem Richterstuhle, mein Theuerster, würde der reiche Prasser des Paradieses würdig erklärt, der arme Lazarus hingegen zur Hölle verurtheilt, lesen Sie aber im Evange-

lium nach, und Sie werden finden, wie unser Herrgott gerade entgegengesetzt urtheilt." —

Auch an einem vergnüglichen Zusammentreffen mit einem der keckesten Mitglieder aus der Gesellschaft der pickpockets sollte es mir nicht fehlen. Neben dem Adelphitheater ist eine Gallerie mit Kaufläden, welche durch eine enge Thüre über ungefähr 6 Stufen auf die belebte Straße Strand hinaus mündet. Es war 7 Uhr Abends vorüber und die Gaslaternen schon alle angezündet, als ich eben im Begriff, über diese Stiege hinabzugehen, einen höchst verdächtigen Kerl vor mir sehe, der in einer großen Ruhe mit seiner rechten Hand von außen die linke Seite meines Rockes an jener Stelle untersucht, wo man für gewöhnlich die Brieftasche trägt. Es war ihm nicht genug, gefühlt zu haben, daß eine solche wirklich am bezeichneten Orte sich befinde, er tappte mit einer großen Unverschämtheit derartig daran herum, als wäre es ihm eine wichtige Angelegenheit, auch die Dimensionen, die Länge und Breite derselben zu erforschen. Das alles geschah mit einer enormen Schnelligkeit, wie sie Leuten eigen zu sein pflegt, die in ihrer Pflichterfüllung einen besondern Eifer und eine ausgezeichnete Berufstreue an den Tag legen wollen.

Im selben Moment, als ich den Kerl anrief: „Was er wolle," war ich auch schon daran, in der

allgemein verständlichen Universalsprache ihm mein Erstaunen über seine Visitation zu erklären, d. h. ich wollte ihn bei den Schultern packen, und mir durch eine Expedition desselben den Weg über die Stiege frei machen, — als er gewandt wie ein Aal sich schnell bückend durchschlüpfte, und durch die Gallerie davon lief.

Ueber die Intention von derlei Untersuchungen war ich nicht im Zweifel. Ein Untersuchter — wird sogleich von einem andern Mitgliede der Compagnie verfolgt, bis er in einer einsamen Gasse sich befindet — dann kommt einer oder ein paar Herren von hinten, halten ihn an den Armen, ein Dritter schneidet den Rock von außen durch, nimmt die Brieftasche, die Hinteren geben dem Gegenstand der Operation einen Stoß, daß er niederstürzt, und sämmtliche Operateure laufen davon.

Somit trug ich die angenehme Gewißheit in mir, daß ich für heute bereits ein Gegenstand sorgfältiger Beobachtung sei.

Der London-Examiner machte 10. Juni 1857 das rührende Geständniß: „Wahrhaftig man läuft weit weniger Gefahr die große Wüste zu durchreisen, als zur Nachtzeit irgend ein abgelegenes Viertel von London.“ In der That wenn einem so was um 7 Uhr

im Strand passiren kann, — was soll man da erst zur Nachtzeit in abgelegenen Vierteln erwarten! Der Londoner Standard stellte ebenfalls im Juni 1857 der guten Stadt folgendes Ehrendiplom aus: „London kann sich rühmen dießseits der Alpen diejenige Stadt zu sein, welche ihren Bewohnern die geringste Sicherheit darbietet. Unsere Polizei, so sehr man sie lobt und so zahlreich sie ist, — kann doch jene Londoner Bürger nicht beschützen, die nach Sonnenuntergang ihr Haus verlassen. Die Diebe stehen unter einander im beständigen Verkehr. Sie überwachen die Polizei, unterrichten sich gegenseitig über die Absichten derselben, und wissen ihre Abwesenheit zur Ausführung ihrer Verbrechen sich zu Nutzen zu machen."

Das Riesenblatt „Times" macht am 31. Dezember 1856 über die Londoner Zustände folgende schwungreiche Sylvesterpredigt: „Was haben die Perser, die Chinesen oder andere äußere Feinde für uns zu bedeuten, gegenüber dieses jeden Tag mehr anwachsenden Heeres von Dieben, welches gegenwärtig im Besitz unseres Landes ist."

Ich erinnerte mich eben jetzt an diese und andere eben so aufrichtige Geständnisse, welche ich einige Wochen früher in Margotti's Buch über London ge-

lesen hatte. Da beschloß ich nun den Herren ihren ohnedieß mühevollen Beruf noch mehr zu erschweren, und ihnen arge Langweile zu machen. Es fiel mir ein, daß in nächster Nähe — wo die Durchforschung meiner Herzgegend stattgefunden — ober einem Laden der hochfliegende und stolz klingende Name auf dem Schild geschrieben steht: W. Upton Salisbury Dining-rooms. — Die Speisesäle von Salisbury waren somit zur festen Burg ausersehen, in der es eben so leicht als angenehm sein sollte, dem Feinde trotz zu bieten. Die Speisehäuser für die Mittelklasse verdienen ihrer Originalität und ihres specifisch englischen Charakters wegen eine kleine Schilderung. Die Tische stehen mit einer Breite an der Wand, und sind der Länge nach durch Bretterwände (einen Londoner Hut über Mannshöhe) von einander geschieden. Für den Diener ist zum Speisenbringen nur die eine schmale Breitseite des Tisches offen. An einem solchen Tisch, oder vielmehr in einem solchen engen verbretterten Kämmerlein haben auf jeder Seite vier Personen zum Sitzen Platz, die Bretterwände aber, die auf beiden Seiten bis an den Boden reichen, gewähren eine vollständige Assekuranz gegen Angriffe der hintern Rocktaschen, sie sind gleichsam ein auf denselben angebrachter Deckel, oder,

um den Schutz des Eigenthums gegen die Feinde desselben poetisch aufzufassen: ein Schild, mit dem sich jeder Gast in dem Moment bewaffnet, als er sich auf einer der gepolsterten Bänke des Dining-room niedersetzt. Die hier speisenden Gentlemen wollen eben außer Speise und Trank auch das angenehme Gefühl der Eigenthumssicherheit genießen. Im Hinblick auf Bewerkstelligung jenes besagten Gefühls, und in Erwägung des englischen Absonderungsgeistes überhaupt — scheint diese geistreiche Erfindung auch ins Leben gerufen worden zu sein. Die so abgeschlossenen Räume werden boxes genannt. Box hat aber vielerlei Bedeutungen, es heißt: Eine Loge, eine Schachtel, eine Küste, eine Büchse. Jede Box ist also ein für sich abgeschlossenes kleines Kabinet, nur auf der einen Breitseite für die Bedienung geöffnet. Jede dieser kleinen Gesellschaften, welche sich in einer Box versammeln, kann ungestört conversiren und die Einrichtung zeigt jedenfalls auch von dem praktischen Sinn der Engländer.

Ein derartig befestigtes Speisekastell dünkte mir eben jetzt außerordentlich zweckmäßig, hatte ich doch einige Augenblicke zuvor die ergreifende Lehre empfangen, wie nöthig es ist, sich bisweilen hinter ein Bollwerk zu verschanzen, und auf die Ein und

eine halbe Million Pfund Sterling (15 Millionen Silbergulden), welche die Londoner Polizei jährlich kostet, kein vermessentliches Vertrauen zu setzen. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Erfahrung: daß man in London auch anständig und verhältnißmäßig billig speisen könne. Mit Vergnügen hörte ich das Plätschern eines einbrechenden Regens, und nachdem ich vermuthen konnte, die Gelüste auf meine Brieftasche seien gehörig abgekühlt, und die Herren werden sich für diesen Abend ein besseres Geschäft gesucht haben, begab ich mich getrost in meine neue Wohnung in der Nähe von Covent garden.

Von der Ansicht, daß die Schilderung des Londoner Diebswesens doch gar zu romanenhaft und übertrieben sei, war ich gründlich zurückgekommen; um so mehr stieg meine Bewunderung über die kolossale Frechheit von Londoner Blättern, welche die Zustände der öffentlichen Sicherheit in Rom und Neapel (vor 1858) als heillos schilderten! — Selbst das Londoner Blatt „Daily Telegraph“ wies seine übrigen Herren Kollegen in einer Laune von Unparteilichkeit einmal zurecht (31. October 1856), indem es ihnen vorpredigt: „Die Bewohner Londons lesen zu Zeiten die Erzählung von irgend einem auf Roms Straßen verübten Morde, von Diebstählen und

Todtschlägen in Athen, von Dolchstichen inmitten Madrids, und da gibt es großes Entsetzen über derlei verkommene öffentliche Zustände und über die schlechte Regierung, die inmitten des 19. Jahrhunderts derlei Thaten geschehen läßt. Ein solcher Bericht wird noch einmal gelesen, dann sinkt dem erstaunten Leser das Journal aus der Hand, er preiset seinen Glücksstern, der ihn in England geboren werden ließ, wo die Polizei so unendlich lebendig und kräftig organisirt ist, daß man zu jeder Stunde des Tages unbelästigt die Straßen durchwandern und Nachts ruhig schlafen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß man (zu Tags) seine Thür erbrochen findet, oder (zu Nachts) ermordet wird. Da nun dieß die allgemeine Anschauung ist, welche die Engländer von ihrer Sicherheit hegen, so mögen hier die Verbrechen aufgezählt werden, die in wenigen Tagen in London allein begangen worden sind."

Nach dieser erbaulichen Einleitung erzählt der Daily Telegraph eine lange Reihe von, in wenig Tagen zu London verübten Verbrechen gegen Eigenthum und Leben.

Henry Matchew hat dem Studium der Verbrecher Londons sein ganzes Leben gewidmet. In Anbetracht, daß es nun in London viele Diebe und sonstige Feinde des Eigenthums gibt, die aus der christ-

lichen und bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen sind, und mit derselben im Kriegszustande leben, erklärt Henry Matchew als Resultat seiner gewissenhaften Forschung: „Daß diese Diebe und Spitzbuben von Haus aus durchaus nicht so schlecht seien, und zu dem, was sie sind, erst durch die Juden von Petticoatlane gemacht würden, die ihnen die gestohlenen Sachen abkaufen, und ihnen Gelegenheit geben, das Gestohlene sofort zu verwerthen.“ (Berliner Revue. 25. Bd. Seite 129.)

Daß es in London Diebsschulen gibt, in denen förmliche Vorträge mit praktischen Uebungen abgehalten werden, ist eine bekannte Geschichte. Boz hat selbe durch seine Romane in Deutschland hinlänglich bekannt gemacht.

Wer sollte aber nicht staunen, wenn er an Straßenecken in Plakaten und in Volkszeitungen angekündiget liest, daß ein Herr Lazar Roonay „die Kunst zu betteln in 6 Lectionen“ ankündigt, und seine Annonce mit den denkwürdigen Worten eröffnet: „Jeder gesittete und mit gewöhnlichem Verstand begabte Mensch von anständigem Aeußern kann durch einen Curs von 6 Lectionen sich die Wissenschaft aneignen, auf Kosten des Publikums angenehm zu leben, und dabei die Quälereien der Polizei von sich

ferne zu halten" u. s. w. Derselbe unternehmende Herr Professor hat auch ein öffentliches Ausleihe-Institut etablirt, in welchem Knaben und blasse Kinder tagweise als Mitleiderregungs-Maschinen gegen ein Billiges vermiethet werden.

Das britische Museum.

„Denn der Stein ruft aus der Wand, und das Holz, welches zwischen den Fugen der Häuser ist, gibt Antwort." Habacuc II. 11.

Eine Sammlung, wie die genannte, kann nur eine mächtige und eine reiche Nation haben, der zudem eine Seemacht zu Gebote steht, und in deren Hauptstadt die größten Segler einfahren und ihre kolossalen Gewichtmassen ablagern können.

Der Naturforscher mag sich hier in den mächtigen Räumen Wochenlang erfreuen in der großartigen Gallery of natural history, die in fünf Abtheilungen zerfällt: 1. the botanical museum (mit einer Masse getrockneter Palmbäume, allen möglichen Holzgattungen im Querdurchschnitt u. s. w.); 2. the mamalia gallerie; 3. the eastern zoological gallery; 4. the northern zool. gal.; 5. the northern or mineral gallery. Derlei Dinge kann man freilich in weitaus kleineren Maßstäben auch anderswo sehen. England, als Königin der See, zeigt sich vorzüglich

groß in den prachtvollen Korallenwäldern, die hieher gebracht werden, wie in den schönsten Exemplaren der Konchilien, in der Sammlung der merkwürdigsten Vogelnester, Schildkröten, Asteroiden, der größten Fossilien u. dgl.

Der Freund römischen und griechischen Alterthumes kann hier Statuen und Steindenkmale finden, die den Sammlungen des Vatikans und des Museum Bourbonicum in Neapel an die Seite gestellt zu werden verdienen. Das großartigste in dieser klassischen Richtung sind die Elgins-Säle. Lord Elgin, englischer Gesandter in Konstantinopel im Anfange dieses Jahrhunderts, benützte seine Stellung, um — was damals noch leicht ging, da die Nachfrage nach Antiken selten und der Geschmack dafür in der ganz verblödeten Zeitrichtung der Aufklärungsperiode bei den andern Völkern ganz im Hintergrund stand — eine Menge von höchst werthvollen Gegenständen in Griechenland theils durch Geld, theils durch andere Mittel, wie sie ihm seine Stellung bot — zu annexiren. Das Parlament kaufte 1804 seine Sammlung für 35,000 Pfund Sterling. Die Basreliefs vom Parthenon in Athen, jetzt unter dem Namen Elgins-Tafeln in der Welt bekannt, wurden von Phidias, oder doch unter seiner Leitung 450 vor Christus ange-

fertigt*). In den Elgins-Sälen liegen zudem noch andere kolossale Steindenkmale — von der Akropolis in Athen hieher gebracht — Basreliefs und Statuen. Ebenso enthält der Phigalian-Saloon Marmore, in der Nähe von Phigalia in Arkadien aufgefunden, 1814 in Zante von Engländern gekauft und hierhergebracht.

Der egyptische Saal (Egyptian Saloon) enthält eine Menge von Monumenten, aufgefunden im heutigen Carnak und Luxor von 1495 und 1340 vor Christus, aus der Zeit von Thothmes III. und Ramesis II., dann von Memnon III., Horus Amyrtäus (Nar-nech-t-tebi).

Der größte Steinschatz, den das britische Museum in seine Mauern schließt, ist der große Nimroud-Saal (Nimroud Central-Saloon); seinem Inhalt gilt unser Motto aus Habakuk: „Denn der Stein schreit aus der Wand, und das Holz, so zwischen den Fugen der Häuser ist, antwortet."

Ja diese assyrischen Säle in London sind eine laute Steinpredigt mitten in das blöde rationalistische

---

*) Die ersten und schönsten Gypsabgüsse dieser Elgins-Tafeln sind im Vatican. Ueber das hohe Interesse derselben findet sich Einiges in: „Kennst du das Land?" „Heitere Fahrten durch Italien von S. Brunner." Wien. Braumüller. 1847. S. 210.

Geschrei unserer Tage hinein. Das sind kolossale Zeugnisse für die Schrift — an denen die härtesten Skeptikerköpfe zur Ruine werden. Und wie sind diese Marmore erhalten? Hat es doch den Anschein, als ob sie kaum vor einigen Jahren unter der Hand des Bildhauers hervorgegangen wären! Wie merkwürdig erscheint hier die menschliche Gestalt — im ganzen, vollen und schärfsten Gepräge des orientalischen Typus, wie liegt in allen Figuren und Gruppen eine Eigenthümlichkeit der Auffassung, die auf eine ganze Künstler-Schule schließen läßt — in welcher gewisse Formen und Darstellungen gelehrt und nach und nach stereotyp geworden sind. Als die Marmore 1847 und 1850 an der Stelle, wo das Chale (Genesis X., 11. 12.) der heiligen Schrift stand, durch Layard ausgegraben wurden, zeigten sich noch an vielen die deutlichen Spuren von reichem Farbenschmuck, welcher aber nach und nach durch den Einfluß der atmosphärischen Luft verschwand. Am linken Ufer des Tigris, 25 englische Meilen südlich von Mosul, fand man den Nimroud-Palast, und seinen Wänden wurden die Monumente entnommen und hieher gebracht. Was diese Monumente schon nach ihrer Wucht für eine Bedeutung haben, möge aus der Skizze von nur einigen zu ersehen sein.

Ein Stier, fast zwei Klafter hoch, mit einem Mannskopf, zierlich gelocktem Haar und Bart, eine Stirnbinde, über dem Rücken mächtige Flügel *).

Ein Löwe, ebenfalls mit Flügeln und Mannskopf, beide wurden an Portalen zu Nimroud gefunden und geben durch die feine Arbeit Zeugniß, auf welcher Höhe die Bildhauerkunst bei den Assyrern gestanden ist.

Die Statue von Sardanapal I., im Hohenpriestergewand, Tiglat Pilesar II. (Theglath phalasnasar in der Vulgata). Eine Menge Basreliefs von Schlachtenbildern, ein kolossales Manneshaupt mit Hörnern und Ohren eines Stieres und mit dem vielfach geringelten Bart. Ein Obelisk aus schwarzem Marmor, aus der Zeit des Sohnes von Sardanapal dem Großen, vor Christus 932 Jahre. Die Basreliefs stellen Tribut- und Opferbringende dar — unter diesen König Jehu, aus dem Stamme Omri und Hazael, der gleichzeitige König Syriens (erwiesen festgestellt durch die englischen Gelehrten Henry Rawlinson und Dr. Hinks).

---

*) Die ungeheure Arbeit, welche es kostete, um diese kolossalen Gegenstände auszugraben und weiter zu befördern, schildert Layard, der berühmte Forscher und Unternehmer dieser Expedition, in seinen Berichten weitläufig. — Die Ausgrabung und Reise obigen Stiers füllt in Layard's Buch ein ganzes großes Kapitel aus.

Zwei Statuen, darstellend den Gott Nebo auf Befehl Phulus (Pul) II. (770 vor Christus) und seiner Frau Sammuramit angefertigt, welche das Original der griechischen und römischen Semiramis gewesen sein dürfte. Vor der Konyuniik-Gallerie steht ein kolossaler Löwe, prachtvoll gearbeitet; dieser und ein Gefährte wurden an der Pforte eines Tempels gefunden. Die Gegenstände dieser Galerie wurden aus Konyuniik, dem einstigen Palaste Sennacharibs (721 vor Christus), bewohnt von seinem Enkel Sardanapal III., — durch Layard in den Jahren 1849 und 1850 aufgefunden und später nach London gebracht.

Dieser Saal enthält nicht weniger als sechzig Gegenstände — Marmor und Sandstein — von der größten historischen Wichtigkeit, darunter eine Schlacht und ein Triumphzug von Sardanapal III.

Die folgende Nimroud Side Gallerie (ein schmälerer Gang neben dem Hauptsaal) enthält 41 Basreliefs von 930 bis 902 vor Christus, also alle aus der Periode von Sardanapal dem Großen, dem ältesten Beherrscher Syriens, von dem bis auf den heutigen Tag Monumente aufgefunden sind. Man weiß nicht, soll man mehr die Höhe der Kunst für jene Zeit bewundern, oder vor dem hohen Alter dieser merkwürdigen Bilder in scheuer Ehrfurcht da-

stehen! Löwenjagden mit schön gemeißelten Thieren, eine Fahrt des Königs Sardanapal über einen Strom mit seinen Kriegern, Belagerungen mit beweglichen Thürmen, Fortführung von Gefangenen, Triumphzüge, Uebergabe einer Stadt und eine Empfangnahme der Gefangenen und der Kriegsbeute durch Sardanapal I. In der That, die lebendigsten Illustrationen zu Isaias X., 6: „Wider ein treuloses Volk (die Juden) will ich ihn senden, und gegen das Volk meines Zornes ihm Befehl ertheilen, daß er sich Raut nehme und Beute nehme und es zertreten lasse wie den Koth der Straßen.“

Wenn man in demselben Saale Sardanapal zierlich in seinem Gewande ausgemeißelt — mit dem königlichen Abzeichen angethan und umgeben von den Thiergestalten, den Emblemen seines und der Assyrer Götzendienstes, sieht — so findet sich desselben Kapitels X., Vers 10 und 11 bestätiget: „Wie meine Hand gefunden die Königreiche ihrer Götzen (regna idoli), so findet sie auch die Götzen von Jerusalem und Samaria. Sollte ich nicht, wie ich gethan an Samaria und seinen Götzen, auch thun an Jerusalem und seinen Bildern? Aber es wird geschehen, wenn der Herr vollbracht hat alle seine Werke auf dem Berge Sion und zu Jerusalem, dann will ich heimsuchen die

Frucht des Hochmuthes des Königs von Assyrien und die Pracht seiner hochblickenden Augen."

Im Assyrian Basement-Room findet man über hundert der merkwürdigsten Marmore, viele Monumente von Senacharib, assyrische Wachen, Bogenschützen, Priester, Musiker, Krieger, sardanapalische Löwenjagden, eine Menge Szenen aus dem Leben Sardanapal III., u. s. w.

Im Assyrian transept jene merkwürdige kolossale Gestalt eines geflügelten Löwen mit dem Menschenantlitz, das schönste unter den ältesten Stein-Monumenten, welches wir am Tageslicht haben und kennen; die Muskulatur des Löwen mit Geschick und Fleiß tadellos im Stein wiedergegeben, und das Ganze der aus der Erde nach Jahrtausenden ausgegrabene Kommentar zu Daniel VII. 4., wo der Prophet die vier Welt-Monarchien sinnbildet, und dieselben eben nach diesen jetzt aufgefundenen Darstellungen malt, da er das assyrisch-chaldäische Reich bezeichnet: „Das erste war wie eine Löwin und hatte Adlerflügel, ich sah zu, bis ihm die Flügel ausgerissen wurden" u. s. w.

Wer sollte nicht innerlich bewegt sein, wenn er mitten in diesen gewaltigen Steinbeweisen der heiligen Bücher wandelt! Für die Mühen, den Aufwand und den Forscherfleiß, welche diese Gegenstände hier in

der britischen Metropole Jedem, der Antheil daran nimmt, zugänglich machten, ist den Engländern die ganze gebildete Welt dankverpflichtet. In der That, hier nimmt man mit Freuden den glänzenden Beweis von der Macht des britischen Volkes entgegen: hier kommt man auch unwillkürlich zum Gedanken: dieses Volk, d. h. der gebildete Theil desselben, kann mit der so oft wiederkehrenden schmachvollen Politik seiner Minister nicht einverstanden sein.

Das britische Museum allein lohnt hinlänglich eine Reise nach London; was man hier sieht — das kann man auf keinem Platz der weiten Erde wieder sehen.

Von Interesse ist ein ins Naive und Humoristische hinüberspielendes Gespräch, welches der gelehrte Forscher Layard bei Gelegenheit der Ausgrabung des geflügelten Stiers von Nimroud mit einem Araberscheikh, dem Gebietiger am Ausgrabungsort, gepflogen.

Nachdem der berühmte Stein aufgefunden und ausgegraben war, wußte der Scheikh des Staunens über diese findigen Europäer kein Ende.

Layard erzählt: „Sobald der Enthusiasmus des Araberscheikhs sich erst abgekühlt hatte, machte er moralischen Betrachtungen Platz. „„Wunderbar! Wunderbar! Es gibt sicher nur einen Gott und Mohammed

ist sein Prophet!"" rief er nach einer langen Pause aus. „„Im Namen des Allerhöchsten, o Bey! sage mir, was Du mit diesen Steinen machen willst. So viele Tausende von Beuteln für solche Dinge auszugeben: Ist es möglich, daß, wie Du sagst, Dein Volk Weisheit aus ihnen lernt, oder ist es, wie Sr. Ehrwürden der Kadi erklärt, sie kämen in den Palast der Königin, welche diese Götzenbilder mit den übrigen Ungläubigen anbetet? Denn was Weisheit betrifft, so werden diese Figuren Euch nicht lehren, bessere Messer, Scheeren und bunte Zeuge zu machen, und in der Hervorbringung dieser Dinge zeigen ja die Engländer ihre Weisheit. Aber Gott ist groß! Gott ist groß! Hier sind die Steine, welche seit der Zeit des heiligen Noah — Friede sei mit ihm! hier begraben gewesen sind. Vielleicht waren sie schon vor der Sündfluth unter der Erde. Jahrelang habe ich in diesem Lande gelebt. Mein Vater und meines Vaters Vater haben vor mir ihre Zelte hier aufgeschlagen, sie haben aber nie etwas von diesen Figuren gehört. Seit zwölf Jahrhunderten haben sich die wahren Gläubigen (und Gott sei gelobt, sie allein besitzen die wahre Weisheit) in diesem Lande niedergelassen und Keiner von ihnen hat je von einem unterirdischen Palaste gehört, und auch die nicht, die

vor ihnen kamen. Und siehe! da kommt ein Franke aus einem viele Tagreisen entfernten Lande und geht gerade auf diesen Platz hin und nimmt einen Stock (hierbei erläuterte er die Beschreibung mit der Spitze seiner Lanze) und macht eine Linie dahin und eine Linie dorthin. Hier, sagt er, ist der Palast und dort, sagt er, ist das Thor, und zeigt uns, was unser Lebelang unter unseren Füßen gelegen hat, ohne daß wir Etwas davon wußten. Wunderbar! Wunderbar! Hast Du dieß durch Bücher erlernt, durch Zauberei oder durch Eure Propheten? Rede, o Bey! sage mir das Geheimniß der Weisheit.""

„Die Verwunderung des Abd-er-Rahman war gewiß nicht ohne Ursache und seine Reflexionen waren natürlich genug. Ich war, während ich neben ihm ritt, in ein Nachdenken versunken gewesen, das dem seinen nicht unähnlich war und aus dem er mich geweckt hatte. Sobald sich eine neue Skulptur darstellte, hatte ich solche Gedanken Tag für Tag gehabt. Ein Fremder brachte die seit länger als zwanzig Jahrhunderten begrabenen Monumente an das Tageslicht und bewies — den um sie herum Wohnenden — daß Vieles von der Civilisation und Weisheit, deren wir uns jetzt rühmen, unter ihren Voreltern existirte, als „unsere Vorgänger noch ungeboren

waren,“ und dieß war in gewisser Hinsicht eine Anerkennung der Schuld des Occidents an den Orient. Es ist in der That keine Ursache zur Verwunderung, daß sehr entfernte und im Vergleich neue Nationen die einzigen Nachrichten über ein Volk aufbewahrt haben müssen, das einst die halbe Erdkugel beherrschte, und daß diese den Nachkommen des Volkes und Denen, die seine Stelle eingenommen haben, zeigen müssen, wo dessen Städte und Monumente einst standen. Dieß war mehr als genug, Abd-er-Rahman's Erstaunen rege zu machen und ich benutzte die Gelegenheit, ihm einen kurzen Vortrag über die Vortheile der Civilisation und der Kenntnisse zu geben. Ich will mich aber gerade nicht dafür verbürgen, daß meine Bemühungen soviel Erfolg hatten, als die Derjenigen, welche so viel Rühmens von den Missionen im Oriente machen. Alles, was ich bewirken konnte, war, dem Araberscheikh eine übertriebene Idee von der Weisheit und Macht der Franken zu geben, was für mich insofern nützlich war, daß durch ihn diese einen großen Eindruck bewirkend über das ganze Land verbreitet wurde und dieß wieder eine nicht weniger wirksame Garantie für die Sicherheit meines Eigenthums und meiner Person abgab.“

Der Tower.

Von Mauern und Gräben eingeschlossen ragen die Zinnen und Thürmlein dieser mächtigen Zwingburg zum Himmel empor. Auf die schwarze Geschichte dieser Burg, — so schwarz wie die Mauern derselben und so düster wie ihre Höfe und ihre eisenvergitterten Zwinger — haben die Engländer keine besondere Ursache stolz zu sein. Das Gebäude ist am Ende des 12. und Anfangs des 13. Jahrhunderts gebaut worden, es steht mit einer Seite nach der Themse hin, und sollte als eine Festung Londons gegen herannahende Feinde dienen, welche den Fluß heraufkommen wollten. Ein Herr Bailey, dem es darum zu thun war, dem Tower einen besonderes altaristokratischen Anstrich zu verschaffen, stellte im vorigen Jahrhunderte die Behauptung auf: Derselbe sei schon zur Zeit Constantin des Großen erbaut worden. — Seit König Stefan haben hier mehrere Könige residirt.

Der Tower wird in einem fort besucht, — ein halb Dutzend Invaliden sind beständig auf den Beinen,

jeder hat eine Fremdentruppe zu führen. Die Fremden sammeln sich in einer eigenen vor der Burg erbauten Hütte, die auf dem Tower Hill liegt, so wird die Anhöhe genannt, auf der einmal der Richtplatz war, und wo die Köpfe dutzendweise abgeschlagen wurden. Hier zahlt man seine Eintrittstaxe, bekömmt die Karte und wird dann einem Führer übergeben. Diese Führer sind mittelalterlich gekleidet, ein blaues Wamms, an den Schößen ausgezackt wie die Schießscharten alter Festungen, so daß die Wämmser wie nach unten gestürzte Thürmlein aussehen, — ein schwarzes Baret mit bunten Bändern, einen Ledergürtel um die Mitte. — Jener, dem ich zugetheilt wurde, sprach ein so unverständliches und verzwicktes Englisch, daß es den Anschein hatte, als sollten die Geheimnisse des Towers ja nicht zu viel unter die Fremden kommen. Seine Figur erinnerte lebhaft an Falstaff, auch wandelte er mit viel Tapferkeit unter kleinen Kanonen, unter Schwertern, Hellebarden und unterschiedlichem Kriegsgeschoß.

Zuerst wird man in die alte Waffenkammer geschleppt, darin ist die Geschichte der englischen Herrscher in ihren Rüstungen und Trachten aufgestellt. Eine besonders abgöttische Verehrung hat man der frommen Königin Beß zugedacht. Eine Reiter-

statue der Elisabeth steht in einem Saale in einer eigenen Nische. Pferd, Gesicht und Hände sind aus Holz, nach gewöhnlicher Zeughaus- und Waffenkammermanier, statt eines Panzers trägt Elisabeth eines ihrer wirklichen einstigen Kleider, es ist mit Perlen und Goldfäden geschmückt, — alles aber staubig und die Farben abgestanden. Der Ausdruck des Gesichtes gespenstisch und unheimlich. Die Gewänder hängen lose an der grauenerregenden königlichen Puppe, welche durch Ironie oder Zufall in einer höchst merkwürdigen, ihrem Charakter und ihrem Regiment zusagenden Umgebung sich befindet. Gerade in diesem Elisabethsaal sind die verschiedensten Torturwerkzeuge und Marterinstrumente aufgestellt, welche einst der hochnothpeinliche Scharfsinn zur Befestigung der Gewaltherrschaft erfunden hat, und die verglasten Augen der Königin sehen geradewegs auf verschiedene eiserne Pflöcke und Henkerbeile nieder, die auf manchem Schaffot — mit dem Blut der edelsten Männer Englands gefärbt worden sind. Ja der Blutrost hat sich mit einer so historischen Hartnäckigkeit in manche dieser Rule Britannia-Instrumente hineingefressen, daß ihn die Wärter und Aufseher der Waffenkammer gar nicht mehr herauspoliren können. In der That eine würdige Umgebung der jungfräulichen Königin!

Es ist dieses historische Waffen- und Rüstungengerümpel in engen, finstern, nichts weniger als prachtvollen Zimmern aufgestellt. Dann wird man in einen eigenen Thurm geführt und dort einer Frau übergeben, welche die verschiedenen Kronen und Taufbecken englischer Könige herzeigt. Mag sein, daß diese Dame in Rücksicht auf die Taufgegenstände, die ihrer Obhut anvertraut sind, — auch — Pathengeschenken nicht abgeneigt ist. Diese goldenen und sehr werthvollen Prätiosen hat man in einem ringsum mit Kalk beweißten Thurmraum zur Schau aufgestellt, und zwar befinden sich dieselben in einem runden Käfig aus dicken und dicht aneinander gereihten Eisenstäben, um welche man herumgehen kann. Es sind mir diese dicken Eisenstangen wie eben so viele schwarze und große Fracturbuchstaben vorgekommen — welche für sämmtliche Diebe, Räuber und sonstige Galgenvögel der vereinigten Königreiche die eindringliche Lehre enthalten: „Meine lieben Jungen, gebt Euch keine Mühe — an diesen Rubinen, Smaragden, Topasen, Saphiren und Goldklumpen werdet Ihr Euch so geschwind keinen Zahn ausbeißen.“ Es schien mir das großartigste Mißtrauensvotum, für Ihrer Majestät Unterthanen ausgestellt.

Die bitterste Stimmung in dem großen schwarzen mit weitläufigen Höfen versehenen Gebäude erregt der

sogenannte Beauchamp-Tower. Ein uralter Bau mit kleinen Fensterlucken, zwei thurmartigen Erhöhungen und einigen in Unordnung über einander stehenden gothischen Fenstern. Es war dieser Beauchamp-Tower das berüchtigte Staatsgefängniß, welches die sogenannten politischen Verbrecher im 16. und 17. Jahrhunderte eingeschlossen hat.

Durch eine kleine mit dicken Eisenplatten beschlagene Thüre kommt man über eine schmale Stiege aufwärts in jenes merkwürdige saalähnliche Zimmer (mit nur Einem schmalen Doppelfenster) — dessen Wände noch heut zu Tage, — ohne daß sie reden können, von maßlosem Unglück durch ihre Inschriften — erzählen.

Es wurde hier nämlich vor einigen Jahren die Tünche mit Sorgfalt herabgekratzt, und da rollten sich unter derselben Tafeln traurigen Andenkens auf. Inschriften und Basreliefs kamen zum Vorschein, welche von unglücklichen Gefangenen, die jahrelang hier zwischen Leben und Tod schwebten, Kunde geben

Es fanden sich im Ganzen 91 Wand-Inschriften, ein W. R. Dick hat selbe in einer eigenen Broschüre A shont sketch of the Beauchamp Tower in London herausgegeben. Es sollen hier jene dieser In-

schriften erwähnt werden, — die zunächst einen religiösen Inhalt haben, da dieselben unsers Wissens in Deutschland noch nicht bekannt worden sind.

Ein Abt von Whalley in Lancashire schreibt im Jahre 1569: „Christus ist meine Hoffnung" und darunter seinen Namen. (My hope is in Christ Walter Paslew.)

Nahe daran Robert Dudley, der dritte Sohn des Herzogs von Northumberland. Er spielte eine wichtige Rolle, kam aus dem Gefängniß und endete sein Leben auf seinem Schlosse zu Kenilworth 1588.

Ein William Beveridge, 1562, ein hier seinen Tod erwartender katholischer Priester; — der Verfasser der Skizze über den Tower nennt die treue Standhaftigkeit des Martyrers (punished for his obstinacy in matters of religion): Widerspänstigkeit in Religionsangelegenheiten.

Ohne Namen findet man die Worte aus dem ersten Briefe von St. Peter: „Honour all men. Love the brotherhood. Fear God. Honour the king." Weiter unten die Worte: „Hoffe auf Gott."

Ein Arundel schreibt am 22. Juni 1587: „Je mehr Leiden für Christus hier, desto größer die Glorie in Christus dort. Du hast ihn mit Ehren und Ruhm gekrönt, o Herr! der Gerechte wird ewig

bestehen.“ — Der Vater, der Großvater und der Urgroßvater dieses Grafen waren auf dem Schaffot gestorben. Er schrieb dies an die Königin Elisabeth, wurde freigelassen, ging aber so geschwind als möglich aus der Mordhöhle Britanniens hinaus.

Der berühmte Name John Dudley — er unterlag seinem Leiden hier in diesem Kerker 1558.

Rv. Bainbridge; unter dem Namen eine knieende betende Gestalt. Er war ein Mitglied des Hauses der Gemeinen und hatte ein paar ungünstige Worte über Elisabeth gesprochen. Jahrelang konnte er hier über die gute Königin nachdenken.

Der Name Jesus und darunter Folgendes:

I. H. S.

„Wise man ought circumspectly to see what they do, et cet. Charles Balley.“

Ein junger Mann aus Flandern; er kam mit Briefen von Verbannten nach England, wurde erwischt — und mußte hier büßen.

Ein Irländer schrieb: „O Herr, der Du im Himmel bist, gib Gnade und ewiges Leben dem Miagh, Deinem Diener im Gefängniß.“ Ueber sein Geschick konnte nichts eruirt werden.

Ein William Rame schreibt aus der heiligen

Schrift: „Besser ist das Haus der Trauer als das der Lustbarkeit" u. s. w. 22. April 1559.

Ein Thomas Clarke saß hier 1578. Er apostasirte und bekam eine gute Pfründe zu St. Pauls Croß.

Ein Edmund Pole schreibt in sonderbarem Latein 1562: „I. H. S. Dio Semin in lachrinis in exiltitiane meter." Das soll heißen: „Die in Thränen säen, werden in Freuden ärnten." Er war ein Enkel des unglücklichen Herzogs von Clarence, Bruders König Eduard IV.

Ein T. Salmon schreibt: „Nec temere, nec timore." Er wurde frei und schrieb dieß in folgenden Worten: „Close prisoner 8 monethes, 32 wekes, 224 days, 5376 hovres." Welcher Jubel — und doch zählt er noch genau die traurigen Stunden.

Ein Thomas Rooper schreibt 1570: „Aus der peinvollen Wanderschaft wollen wir im Hafen der Freude einlaufen." Er war Katholik und Schwiegersohn Thomas Moore's.

Lord Guildford Dudley, Gemal der unglücklichen Johanna Grey, saß auch lange hier; am 12. Februar 1554 wurde er enthauptet! Er schrieb nichts an die Wand als den Namen seines geliebten Weibes: „Jane."

Ein Charles Balley schreibt: „Sei nur Eines Freund und Keines Feind. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Hoffe auf das Ende und habe Geduld. 1571 den 10. September.“

Ober einem Fenster: „Wir ertragen Mühsal und Schmach, weil wir auf den lebendigen Gott vertrauen, welcher der Erlöser aller Menschen ist, besonders derer, die auf ihn vertrauen. 1581.“

Ein Thomas Abel, Rechtsgelehrter, Hofkaplan der Königin von Arragon, war standhaft gegen die Ehescheidung Heinrich VIII. — und leistete nicht den Suprematie-Eid; am 30. Juli 1540 wurde er hingerichtet. Er schrieb seinen Namen als Rebus. Oben Thomas, dann ein A und unter dem A zeichnete er eine Glocke (englisch heißt die Glocke bell, oder früher bel).

Doktor Cooke 1540. Er war Prior von Doncaster und starb, den Suprematie-Eid verweigernd, 1540 den Martyrertodt. Er wurde zu Tyburn gehängt und dann geviertheilt.

Ein Ingram Percy schreibt: „Sei treu.“

Einer, Namens Page, schreibt: „In Gott ist meine Hoffnung.“ Er war Rechtsgelehrter, ging als Katholik nach Frankreich, kehrte dann als Priester zurück — um den Katholiken zu dienen — und

wurde hier eingekerkert und hingerichtet. Zeichen des Kreuzes findet man wiederholt an den Wänden.

Es ist somit diese Halle ein ehrwürdiger, durch standhaftes Martyrium geheiligter Ort. Man fühlt sich in dem Raume, der so viele tausend und tausend Seufzer unglücklicher Schlachtopfer vernommen hat — durch den Gedanken getröstet, daß alle Schmerzen und Wehen vorübergehen, und daß es ein Gericht gibt, welches über den Menschengeist ein endgiltiges Urtheil spricht — welches fortwirkt, wenn alle Richterstühle der Welt längst eingebrochen und zerstäubt sind. Ein paar historische erwiesene Thatsachen, die aus guten Gründen von den poetischen Anfertigern der englischen Geschichtswerke übergangen werden, sollen hier zur Beherzigung mitgetheilt werden. Sie fallen nach der Zeit, aus welcher die Inschriften im Beauchamp Tower herrühren. Muthmaßlich wurden die Blutzeugen, von denen hier im Verlaufe die Rede ist, und von denen viele zu London gemartert wurden, — in andere schlechtere Kerker des Tower vor ihrem Tode geworfen. Während dem Regiment der Königin Elisabeth wurden nicht weniger als 124 katholische Geistliche und 63 Laien, darunter auch Frauen, auf die grausamste Weise hingerichtet. Der Hinrichtung ging gewöhnlich Folterung, — Aufschlitzung des Bauches, — Her-

ausreißung der Gedärme und des Herzens und Schleifung bis zum Galgen oder Schaffot voraus. Auch nach dem Tode der glorreichen Königin wurden noch 79 in dieser Weise um ihres katholischen Bekenntnisses Willen gemartert und hingerichtet. Die Tausende, welche in Kerkern starben, können nicht angegeben werden. Challoner gab inmitte des vorigen Jahrhunderts in zwei großen Oktav-Bänden die Geschichte der Blutzeugen Englands heraus. Der erste Band umfaßt die Blutgerichte von 1577—1603, der zweite von 1604—1684. — Dr. Junkman hat das im höchsten Grad belehrende Werk ins Deutsche übersetzt, es erschien 1852 bei Schöningh in Paderborn unter dem Titel: „Dr. Challoners Denkwürdigkeiten der Missionspriester und anderer Katholiken, die in England wegen ihrer Religion den Tod erlitten haben." Junkman sagt in der Vorrede: „Die Prozesse der englischen Blutzeugen erinnern lebhaft an die Märtyrerakten der ersten drei Jahrhunderte der Christenheit, sie erinnern ebenso lebhaft und mahnend an alle Leiden, welche die Katholiken bei der Einführung wie bei der Befestigung des Protestantismus in allen Ländern haben erdulden müssen, so daß man mit Recht sagen kann, daß jeder Vorwurf, der protestantischerseits über die blutige Unduldsamkeit der Katholiken

gemacht wird, genau betrachtet mit gleicher, wenn nicht mit doppelter Wucht auf die Reformation zurückfällt."

„Möge aber auch diese Betrachtung, welche sich hier so nothwendig aufdringt, nicht zur Entfremdung, sondern zur Einigung dienen, wo vor allen uns Deutschen nichts mehr Noth thut zu einem ehrenvollen selbständigen Bestehen unter der Nation, als Einigkeit. Möge diese Betrachtung nur dazu dienen, den Schleier zerreißen zu helfen, welcher jetzt so vielen edlen, hochherzigen und frommen Gemüthern die makellose Schönheit und Segensfülle der Kirche verbirgt."

Dieses besagte Werk soll man gelesen haben, wenn man den Tower mit besonderem Interesse besichtigen und die verschleierte Geschichte Englands durch constatirte Thatsachen entschleiert kennen lernen will.

Westminster.

London ist an monumentalen Bauten überaus arm. Bei Gelegenheit einer Debatte über den Neubau des auswärtigen Amtes äußerte sich Lord Elcho in der Unterhaussitzung am 8. Juli 1861 über Londons Civilbauten wie folgt: „Die Londoner Straßen-Architektur ist ohnehin schon niederträchtig genug, das Parlament möge sich doch nicht dazu hergeben, sie noch erbärmlicher zu machen."

Die Westminsterkirche in London wird kaum je mehr übertroffen werden. Sie ist der merkwürdigste Bau Englands — ein steinernes Geschichtsbuch des Landes. Freilich hat die Architektur durch die Masse von Grabdenkmälern gelitten. Man hat vom Innern keine Uebersicht, denn von Pfeiler zu Pfeiler ziehen sich abschließende Wände, die unbarmherzig in den Bau eingefügt wurden, daß sie den Monumenten als

---

*) Diese Beschreibung von Westminster wurde vom Verfasser in einer Konversation des Doktorenkollegiums der philosophischen Fakultät zu Wien in Gegenwart von Doktoren der vier Fakultäten vorgetragen.

Hintergrund, als eine Art Friedhofsmauer, oder als eine Wand zum Anlehnen derselben dienen. Wendet man den Blick nach oben, so wird man von der Schönheit des Baues überrascht. Der Abstand der Pfeiler ist beinahe um die Hälfte geringer als die Breite des Mittelschiffes — dadurch bilden die Gurten und Rippen oben eine Masse schiefer Winkel, und diese ein symmetrisches Steingeflecht, welches durch das schönste Ausmaß richtiger Verhältnisse das Auge erfreut. In den Domen zu Antwerpen und Florenz, dann in der halbausgebauten (und als solche schon 200 Schritte langen) Petroniuskirche zu Bologna ist der Pfeilerabstand mit dem Mittelschiffe gleich, so daß sich oben mit den Rippen durchkreuzte Quadrate bilden, ein Umstand, der den Anblick großartiger und ernster macht, aber nicht so warm anspricht und so zauberisch wirkt, wie die angedeutete Pfeilerstellung bei deutschen und englischen Kirchen.

Als Friedhofskirche (für berühmte oder reiche Florentiner) gewährt Sta. Croce zu Florenz einen freundlicheren Anblick als Westminster. Reich mit Licht getränkt, dehnen sich dort die marmornen Reihen der Gräberplastik an den Wänden der Seitenschiffe bis zum Kreuz, dessen viele mit Grabmälern zu beiden Seiten geschmückte Kapellen gleichsam die Blüthen=

krone der Kirche darstellen. Der helle Farbenton, das Licht und der einfache Bau der großartigen Basilika, die überall einen Durchblick durch ihren Säulenwald gewährt, läßt die Hunderte von Monumenten für die Todten auch etwas gelten, während in Westminster der reiche, erhabene und ernste Architekturschmuck, wie auch das altergraue Gestein und das Grabesdunkel die modernen Denkmäler in ihrer dem Bau durchaus nicht entsprechenden Stylisirung im Gesammtanblick als niedriges, hellfärbiges Unkraut erscheinen läßt, das unten an den Wänden wuchernd aufgesprossen und sich von Pfeiler zu Pfeiler fortgeschlungen hat.

Schon 1790 sagt Thomas Penannt in seiner Beschreibung Londons, welcher er den einfachen Titel: „Of London" vorsetzte, über die styl- und christenthumswidrigen Gräber allhier: „Die sorglos hingelehnten Bildnisse von Helden in langen, weiten Röcken und großen Perrücken folgen zunächst, und nach ihnen kommen Büsten und Statuen, die mit den Verdiensten ihrer Urbilder prahlen und von einem so zahlreichen Gefolge heidnischer Gottheiten begleitet sind, daß man eher in einem heidnischen Pantheon, als in einer christlichen Kirche zu sein vermeint."

Der Grundstein zu Westminster wurde 610 vom König Sebert gelegt. 958 zerstörten die Dänen diese

Kirche. Eduard der Bekenner baute sie prachtvoll wieder auf, später wurde an den Chor die Kapelle Heinrich VII., ein Wunder von prunkvoller überladener Gothik, hinzugefügt. Von Eduard dem Bekenner an bis zu Eduard II. ruhen hier Englands Könige und Fürsten. Beim Klostersturm unter Heinrich VIII. wurde der Bau vom fanatisirten Pöbel arg beschädigt; die gräulichste Verwüstung aber ist den Puritanern zu danken, sie zertrümmerten die herrlichen Glasmalereien, und noch heute geben viele abgeschlagene Nasen und Hände an den Statuen der Grabmäler Zeugniß von jenem unheilvollen Geiste — der sich lieber durch Zerstörung als durch Erbauung bemerkbar macht.

Die größte Gefahr drohte dem Bauwerk kurz nach der Reformation. Die völlige Zerstörung der Westminsterkirche war schon beschlossen, und zwar durch Eduard Seymour Herzog von Sommerset, Protektor von England nach Heinrich dem VIII., seinem Schwager. Der Engländer Penannt berichtet hierüber: „Währenddem der Protektor Sommerset mit voller Gewalt regierte, drohte diesem prachtvollen heiligen Bau gänzliche Zerstörung. Er wollte ihn nämlich bis auf den Grund niederreißen lassen — und das gewonnene Material zu seinem Palaste verwenden,

den er damals in der Straße the Strand erbaute, und der jetzt noch unter dem Namen Sommerset house bekannt ist. Nur durch eine Vergütung von nicht weniger als 14 Landgütern ließ er sich von seinem Vorhaben abbringen.“ Penannt sagt hierüber: „Wir Sterbliche sollen in Anbetracht des Mißgeschickes von unserm Nächsten nicht leicht von der Rache des Himmels sprechen; aber in diesem Falle könnte man ohne Vermessenheit und Aberglauben annehmen, es habe der allmächtige Gott den Sturz dieses Mannes als eine Mahnung für ruchlose Menschen geschehen lassen. Er wurde auf dem Schaffote zu Towerhill enthauptet und nur deßwegen beklagt, weil sein Sturz durch einen Mann bewirkt wurde, der noch ruchloser und ehrgeiziger war — als sein Opfer.“

Penannt meint hier den Herzog von Northumberland, Grafen von Warwik. Sommerset wurde 1552 hingerichtet. Sommersethouse ist der schönste Palast an der Themse und im Strand, wohin er seine Fronten bildet. Der Hof gleicht dem kolossalen Hof einer Königsburg, — wie wir in Deutschland keine haben; und der Erbauer mußte sein Haupt auf den Block legen, und es mit dem Beil vom Rumpfe abhauen lassen. Wahrscheinlich war es derselbe Block und dasselbe Beil, welche heute noch im Tower zu sehen sind.

Im vorigen Jahrhundert wurde die Kirche durch Sir Christopher Wren restaurirt. Daß dem Manne sein Werk nicht gelungen ist, — lag in der Zeit, welche vom Verständniß gothischer Bauten am weitesten verirrt gewesen; so schlecht die Restauration ausfiel, muß man aber doch gestehen, daß in den Jahren Wrens — seine Arbeit im Vergleich mit denen seiner Zeitgenossen in ganz Europa — noch wahrhaft Bewunderung verdient.

Ein Grabmal, — auf welches jeder civilisirte Nichtbrite von einiger literarischen Bildung in Westminster zuerst losgeht, ist jenes, das dem Großmeister der Poesie aller Jahrhunderte angehört, der mit dem hohen Adlerschwung seines Genius die Griechen und Römer überflügelt — und dem bisher kein Deutscher und schon gar — kein Franzose in die Nähe gekommen, trotzdem, daß ihn Voltaire in der lächerlichsten Selbstüberschätzung und im totalsten Unverstand einen Wilden von wenig Bedeutung genannt hat.

Dante und Shakespeare sind doch bisher die Doppelsterne der höchsten Poesie. Der eine greift in's Jenseits hinüber, der andere webt das Menschengeschlecht in klaren großartigen Bildern, wie es in der Menschenwelt auf Erden gewebt ist — aus Vorsehung und Freiheit, den beiden Faktoren des Menschen-

Westminster.

London ist an monumentalen Bauten überaus arm. Bei Gelegenheit einer Debatte über den Neubau des auswärtigen Amtes äußerte sich Lord Elcho in der Unterhaussitzung am 8. Juli 1861 über Londons Civilbauten wie folgt: „Die Londoner Straßen-Architektur ist ohnehin schon niederträchtig genug, das Parlament möge sich doch nicht dazu hergeben, sie noch erbärmlicher zu machen.“

Die Westminsterkirche in London wird kaum je mehr übertroffen werden. Sie ist der merkwürdigste Bau Englands — ein steinernes Geschichtsbuch des Landes. Freilich hat die Architektur durch die Masse von Grabdenkmälern gelitten. Man hat vom Innern keine Uebersicht, denn von Pfeiler zu Pfeiler ziehen sich abschließende Wände, die unbarmherzig in den Bau eingefügt wurden, daß sie den Monumenten als

---

*) Diese Beschreibung von Westminster wurde vom Verfasser in einer Konversation des Doktorenkollegiums der philosophischen Fakultät zu Wien in Gegenwart von Doktoren der vier Fakultäten vorgetragen.

Hintergrund, als eine Art Friedhofsmauer, oder als eine Wand zum Anlehnen derselben dienen. Wendet man den Blick nach oben, so wird man von der Schönheit des Baues überrascht. Der Abstand der Pfeiler ist beinahe um die Hälfte geringer als die Breite des Mittelschiffes — dadurch bilden die Gurten und Rippen oben eine Masse schiefer Winkel, und diese ein symmetrisches Steingeflecht, welches durch das schönste Ausmaß richtiger Verhältnisse das Auge erfreut. In den Domen zu Antwerpen und Florenz, dann in der halbausgebauten (und als solche schon 200 Schritte langen) Petroniuskirche zu Bologna ist der Pfeilerabstand mit dem Mittelschiffe gleich, so daß sich oben mit den Rippen durchkreuzte Quadrate bilden, ein Umstand, der den Anblick großartiger und ernster macht, aber nicht so warm anspricht und so zauberisch wirkt, wie die angedeutete Pfeilerstellung bei deutschen und englischen Kirchen.

Als Friedhofskirche (für berühmte oder reiche Florentiner) gewährt Sta. Croce zu Florenz einen freundlicheren Anblick als Westminster. Reich mit Licht getränkt, dehnen sich dort die marmornen Reihen der Gräberplastik an den Wänden der Seitenschiffe bis zum Kreuz, dessen viele mit Grabmälern zu beiden Seiten geschmückte Kapellen gleichsam die Blüthen-

krone der Kirche darstellen. Der helle Farbenton, das Licht und der einfache Bau der großartigen Basilika, die überall einen Durchblick durch ihren Säulenwald gewährt, läßt die Hunderte von Monumenten für die Todten auch etwas gelten, während in Westminster der reiche, erhabene und ernste Architekturschmuck, wie auch das altergraue Gestein und das Grabesdunkel die modernen Denkmäler in ihrer dem Bau durchaus nicht entsprechenden Stylisirung im Gesammtanblick als niedriges, hellfärbiges Unkraut erscheinen läßt, das unten an den Wänden wuchernd aufgesprossen und sich von Pfeiler zu Pfeiler fortgeschlungen hat.

Schon 1790 sagt Thomas Penannt in seiner Beschreibung Londons, welcher er den einfachen Titel: „Of London“ vorsetzte, über die styl- und christenthumswidrigen Gräber allhier: „Die sorglos hingelehnten Bildnisse von Helden in langen, weiten Röcken und großen Perrücken folgen zunächst, und nach ihnen kommen Büsten und Statuen, die mit den Verdiensten ihrer Urbilder prahlen und von einem so zahlreichen Gefolge heidnischer Gottheiten begleitet sind, daß man eher in einem heidnischen Pantheon, als in einer christlichen Kirche zu sein vermeint.“

Der Grundstein zu Westminster wurde 610 vom König Sebert gelegt. 958 zerstörten die Dänen diese

Kirche. Eduard der Bekenner baute sie prachtvoll wieder auf, später wurde an den Chor die Kapelle Heinrich VII., ein Wunder von prunkvoller überladener Gothik, hinzugefügt. Von Eduard dem Bekenner an bis zu Eduard II. ruhen hier Englands Könige und Fürsten. Beim Klostersturm unter Heinrich VIII. wurde der Bau vom fanatisirten Pöbel arg beschädigt; die gräulichste Verwüstung aber ist den Puritanern zu danken, sie zertrümmerten die herrlichen Glasmalereien, und noch heute geben viele abgeschlagene Nasen und Hände an den Statuen der Grabmäler Zeugniß von jenem unheilvollen Geiste — der sich lieber durch Zerstörung als durch Erbauung bemerkbar macht.

Die größte Gefahr drohte dem Bauwerk kurz nach der Reformation. Die völlige Zerstörung der Westminsterkirche war schon beschlossen, und zwar durch Eduard Seymour Herzog von Sommerset, Protektor von England nach Heinrich dem VIII., seinem Schwager. Der Engländer Penannt berichtet hierüber: „Währenddem der Protektor Sommerset mit voller Gewalt regierte, drohte diesem prachtvollen heiligen Bau gänzliche Zerstörung. Er wollte ihn nämlich bis auf den Grund niederreißen lassen — und das gewonnene Material zu seinem Palaste verwenden,

den er damals in der Straße the Strand erbaute, und der jetzt noch unter dem Namen Sommerset house bekannt ist. Nur durch eine Vergütung von nicht weniger als 14 Landgütern ließ er sich von seinem Vorhaben abbringen.“ Penannt sagt hierüber: „Wir Sterbliche sollen in Anbetracht des Mißgeschickes von unserm Nächsten nicht leicht von der Rache des Himmels sprechen; aber in diesem Falle könnte man ohne Vermessenheit und Aberglauben annehmen, es habe der allmächtige Gott den Sturz dieses Mannes als eine Mahnung für ruchlose Menschen geschehen lassen. Er wurde auf dem Schaffote zu Towerhill enthauptet und nur deßwegen beklagt, weil sein Sturz durch einen Mann bewirkt wurde, der noch ruchloser und ehrgeiziger war — als sein Opfer.“

Penannt meint hier den Herzog von Northumberland, Grafen von Warwik. Sommerset wurde 1552 hingerichtet. Sommersethouse ist der schönste Palast an der Themse und im Strand, wohin er seine Fronten bildet. Der Hof gleicht dem kolossalen Hof einer Königsburg, — wie wir in Deutschland keine haben; und der Erbauer mußte sein Haupt auf den Block legen, und es mit dem Beil vom Rumpfe abhauen lassen. Wahrscheinlich war es derselbe Block und dasselbe Beil, welche heute noch im Tower zu sehen sind.

Im vorigen Jahrhundert wurde die Kirche durch Sir Christopher Wren restaurirt. Daß dem Manne sein Werk nicht gelungen ist, — lag in der Zeit, welche vom Verständniß gothischer Bauten am weitesten verirrt gewesen; so schlecht die Restauration ausfiel, muß man aber doch gestehen, daß in den Jahren Wrens — seine Arbeit im Vergleich mit denen seiner Zeitgenossen in ganz Europa — noch wahrhaft Bewunderung verdient.

Ein Grabmal, — auf welches jeder civilisirte Nichtbrite von einiger literarischen Bildung in Westminster zuerst losgeht, ist jenes, das dem Großmeister der Poesie aller Jahrhunderte angehört, der mit dem hohen Adlerschwung seines Genius die Griechen und Römer überflügelt — und dem bisher kein Deutscher und schon gar — kein Franzose in die Nähe gekommen, trotzdem, daß ihn Voltaire in der lächerlichsten Selbstüberschätzung und im totalsten Unverstand einen Wilden von wenig Bedeutung genannt hat.

Dante und Shakespeare sind doch bisher die Doppelsterne der höchsten Poesie. Der eine greift in's Jenseits hinüber, der andere webt das Menschengeschlecht in klaren großartigen Bildern, wie es in der Menschenwelt auf Erden gewebt ist — aus Vorsehung und Freiheit, den beiden Faktoren des Menschen-

lebens. Der große Brite ist kein Dichter des Fatums oder der Prädestination, er ist weder Heide noch Kind der reformatorischen Weltanschauung, — die er auch nie in seinen Dramen verherrlicht hat, — so nahe dieses bei den damaligen Zeitumständen gelegen wäre.

Daß unter den Westminstermonumenten, deren Zahl über 400 geht, sich mindestens über 300 Namen befinden, die höchstens nur hie und da für einen speciellen Gelehrten über den Kanal herüber gedrungen sind, versteht sich von selbst. So ist es auch bei den meisten jener Florentiner, die in Sta. Croce begraben liegen, ihre Namen sind auch in Florenz schon verklungen. Der erste Zug der meisten Besucher von Westminster — mit Hintansetzung aller großen Herren, die hier schlafen, und von denen so viele hoch in Ehren und in der Fülle des Reichthums gelebt, — geht zu dem armen Dichter aus Stafford — der es nur zu den allermäßigsten Glücksumständen gebracht, und der seine Tage dem äußern Anschein nach als stiller Spießbürger zu Stafford am Avon in der Zurückgezogenheit vom offenen Markt des Lebens beschlossen hat.

Das Monument Shakespeare's wurde erst 1740 auf Subskription errichtet und zwar auf Veran-

lassung vom Grafen Burlington, Dr. Mead, Mr. Pope und Mr. Martin. Die Zeichnung ist von Kent, — ausgeführt ist es von Shermaker. Ober dem Haupte des Dichters stehen in einer schwarzen Marmortafel mit goldenen Lettern die Worte:

Guilielmo Shakespeare
Anno post mortem CXXIV.
Amor publicus posuit.

Ach wie spät kommt oft die öffentliche Liebe und Werthschätzung — über ein Jahrhundert schlummert sie nach dem begonnenen Todesschlaf des Geliebten!

Die Häupter Heinrich V., Richard III. und der Königin Elisabeth bilden gleichsam die Piedestale eines Steintisches, auf welchem drei Bücher liegen. Auf diese ist der rechte Arm des Dichters gelehnt, mit der linken Hand hält er eine Schriftrolle und auf dieser steht die berühmte Vergänglichkeitsstelle aus dem „Sturm," wie diese im 4. Akt dieses Stückes von Prospero dem rechtmäßigen Herzog Mailands gesprochen wird:

The cloud-capt towers, the gorgeous palaces
The solemn temples, the great globe itself
Jea, all which it inherit, shall dissolve
And, like this insubstantial pageant faded
Leave not a rack behind.

Es stürzen wolkenhohe Thürme und Paläste
Und hehre Tempel, ja der Erdball selbst
Und was darauf ist, das wird untergeh'n
Und wird verschwinden spurlos, wie dieß leere
Schaugepräng erblaßt.

Hier in London, in Westminster hat gerade diese Stelle den besten Platz auf der ganzen Welt gefunden. Sie ist ein Hohngelächter, das rings in die weiten Bogen hinaustönt — ein Hohngelächter, das von Hunderten der stolzen Monumente widerhallt — aber sie auch in Scherben zusammenbricht, sie ist der furchtbarste Ausdruck irdischer Vergänglichkeit, wie diese nur ein christlicher Dichter mit eben so großer Ruhe und Resignation als auch mit Schärfe und Markirtheit aussprechen kann.

Selbst daß diese irdischen Herrlichkeiten, diese berühmten Männer, diese Helden und Schriftsteller, diese Staatsmänner und Philosophen, diese großen Dichter und Schauspieler sich unter die Bogen dieser heiligen Tempelhallen geflüchtet haben — selbst dieser Umstand sichert ihren Monumenten nur auf geringe Zeit das Fortbestehen, denn auch „the solemn temples" sind dem Untergang verfallen. Hier fällt einem unwillkürlich die Parallelstelle aus Petrarca's Trionfo del Tempo ein:

Passan vostri trionfi e vostre pompe
Passan le signorie, passano i regni
Ogni cosa mortal tempo interrompe.

Gerade der Dichter, der nicht nur die erlauchte Versammlung der Westminsterabtei, der auch alle anderen Poeten an der Größe des Genius und der Conception überragt, steht selbst im sogenannten Dichterwinkel gerade wieder in einem eigentlichen Winkel. Hundert Jahre, ehe Shakespeare dieses Monument errichtet wurde (also ungefähr 1640), hat schon der große Milton in einem Gedicht ausgesprochen: daß Shakespeare eigentlich gar kein Monument nöthig habe, „er, der theuere Sohn unvergeßlichen Gedächtnisses, des Ruhmes großer Erbe, was brauchst du ein schwaches Zeugniß für deinen Namen, du hast zu der Welt Staunen und Verwunderung dir selbst — ein ewig Monument gebaut."

(Dear son of memory, great heir of fame
What need'st thon such weak witness of thy name
Thou in our wonder and astonishment
Hast built thyself a live-long monument.)

Milton schließt das Gedicht mit dem emphatischen Ausspruch: Um ein so gefeiertes Grab zu bekommen, wie das deine, dürften Könige — zu sterben wünschen:

And so sepulchred, in such pomp dost lie
That Kings for such a tomb would wish to die.

Daß abgesehen von den renommirten Königsleichen und von Isaak Newton, die Hunderte anderer ruhmgekrönter Leute, die hier in den langen Schiffen der Kirche herumliegen, oder ihre Monumente haben, gegen Shakespeare's Ruhm doch mehr oder minder nur Dii minorum gentium sind — wird Niemand in Abrede stellen.

Da findet man eine Büste Ben Johnsons, des Zeitgenossen Shakespeare's, den seine Schmeichler auf eine gleiche Linie mit Shakespeare, ja über diesen stellten — † 1627, da finden wir die Büste Samuel Buttlers † 1660, Verfasser des seiner Zeit berühmten Hudibras. Dieser Buttler war eigentlich ein armer Teufel und starb in Armuth und Noth. Das hatte er von seinem Witz, wußte er es nicht, daß dem Menschen eher die blödeste Schmeichelei zum Ueberfluß — hilft, als ihn der beste Witz vor dem Hungertod bewahrt. Seine Grabschrift schließt mit den Worten: Jetzt sollte er, der Alles (im Leben) entbehren mußte, auch noch eines Monumentes entbehren. John Barber, Bürger von London, trug Sorge, daß dieser Stein über ihn gesetzt worden 1712. — Ich meine kaum, daß dieser Grabstein mit Büste und zwei Masken

am Sockel, dem citizen of London John Barber auf 50 Pfund gekommen. Welch eine Bagatelle, um damit das Recht zu erlangen, am Rockschooß einer Celebrität — sich anhängen und so einige Jahrhunderte eine kleine Unsterblichkeit sich kaufen zu dürfen. Trotz dieser schlechten Auslegung verdient doch dieser Bürger auch gelobt zu werden. Vielleicht hätte er dem Buttler zu seinen Lebzeiten auch etwas zum Essen gegeben. Die Welt ist so schlecht als der schlechte Vater im Gleichniß des Evangeliums, der statt dem Brot einen Stein hergibt.

Ferner eine Büste Milton's, † 1674, mit dem überaus edel geformten Gesicht. — Da hält eine sitzende Frauengestalt die Medaillonbüste des melancholischen Friedhof-Lyrikers Thomas Gray, † 1771. Ferner die gekrönten Poeten: Thomas Shadwell, † 1692, William Mason, † 1797, Matthew Prior, † 1721. Von diesen dreien ist nur der Name des letzteren nach Deutschland gedrungen. Die originelle Grabschrift ist von ihm selber:

Ihr Edlen und Wappenherolde mit Eurem Verlaub,
Hier liegt, was einst Matthew Prior war, sein Staub;
Er stammte von Adam und Eva im geraden Lauf,
Reichen die Ahnen von Bourbon oder Nassau höher hinauf?

Der Dichter scheint von den Gliedern dieser Familien nicht die vermuthete Anerkennung gefunden,

und darum statt eines üblichen Schmetterlings — obige Wespe in seinen Grabstein gemeißelt zu haben.

Nun erscheinen Dutzende englischer Dichter, deren Namen nicht über den Kanal gekommen sind, und wir gelangen zum Ahnen der englischen Dichtkunst, zu Geoffrey Chaucer, † 1400. Ein gothisches Grabmal in Form einer Altarmensa deckt die Gebeine des Sängers. Von den neuern Dichtern ruhen hier Thomas Campbell, † 1844, und Robert Southey, † 1843, der witzige, aber auch mit der Beigabe der Melancholie behaftete: John Gay, geboren 1688, † 1732. Ich schenkte seinem Grab besondere Attention. Die Originalausgabe seiner Fabeln: Fables by the late Mr. Gay London Crowder, veranstaltet vom Herzog Queensbury 1736, war das erste Buch in englischer Sprache, das ich in meiner Jugend besessen. Darin ist am Schlusse auch Gay's Biographie. Von Haus aus, obwohl von einer guten Familie stammend — ein armer Teufel, brachte er einige Jahre als Lehrling bei einem Seidenhändler in London zu, aber das behagte ihm nicht, er war zu keinem Ziffermacher (counter-castor) geboren. Seine Beggars opera hatte einen Erfolg, der vordem auf der englischen Bühne nie dagewesen. Der Herzog und die Herzogin von Queensbury nahmen ihn zu ihrem Haus-

genossen auf — er lebte auf ihren Landsitzen mit der Familie und starb in einem ihrer Schlösser. Als er tödtlich erkrankte, wurde der berühmte Dr. Arbuthnot consultirt — dieser sprach den nackten Satz, daß seine Kunst hier am Ende sei, mit den tröstlichen Worten aus: „es sei dieß der akuteste Fieberfall, der ihm je vorgekommen (that it was the most precipitate case he ewer knew). Noch auf seinem Todtenbette schrieb er an Pope — dieser sollte für den Fall, daß er (Gay) einen Grabstein bekomme, die Inschrift darauf setzen: „daß das Leben ein Scherz sei" — wohl ein trauriger Scherz mit einem traurigen Ende, es war zu jener Zeit unter den Witzköpfen Englands an der Tagesordnung — im Todeskampfe irgend ein Bonmot loszulassen. Pope schrieb auch die Grabschrift, worin ein Vers der beste ist für Pope und Gay, da der Erstere vom Letzteren sagt: Er sei an Witz (Geist) ein Mann, an Einfalt ein Kind gewesen (In wit a man simplicity a child).

Der Herzog und die Herzogin Queensbury, „wie sie den Dichter geliebt und geehrt im Leben, betrauerten sie ihn im Tode und errichteten ihm dieses Denkmal."

Seiner Leiche wurde die Ehre der höchsten Aristokratie zu Theil, man brachte ihn nach London und

er wurde bei Exeter change im Palast des Herzogs aufgebahrt, mit sechs Pferden und drei nachfolgenden Trauerkutschen nach Westminster gebracht (und zwar um 8 Uhr Abends am 23. December, 12 Tage nach seinem Tode). Das Leichentuch trugen Graf Chesterfield, Lord Viscount Cornbury, honourable Mstr. Berkeley, General Dormer und Mr. Pope. Der Decan von Westminster, zugleich Bischof von Rochester, verrichtete die Liturgie. — Unweit des Grabmals ist er gegenüber von Chaucer eingesenkt. Warum haben wir diesem Mann so viel Biographie gewidmet? Weil er ein überaus seltenes Exempel im Dichterleben darbietet. Man versorgte ihn r e i c h l i c h und e h r e n h a f t im Leben, die hohe Aristokratie behandelte ihn im Leben und beim Begräbniß als Ihresgleichen, und seine erlauchten Patrone rühmten sich am Sockel des Grabsteins seiner Freundschaft. Ein seltenes Dichterlos!

Auch der edle Verfasser des Vikars von Wakefield hat hier seinen Stein — Oliver Goldsmith ruht aber in Temple-Churchyard. Dr. Johnson erzählt, er sei einmal mit Goldsmith in der Westminsterabtei im Dichterwinkel herumgegangen, und habe zu Goldsmith gesagt: Forsitan et nostrum nomen miscebitur istis. Als beide später nach Templebar kamen, hielt Goldsmith an — zeigte auf die Büsten ringsum und lispelte:

„Forsitan et nostrum nomen miscebitur istis.“ Beide hatten Recht. Goldsmith liegt in Temple bar — und sein Monument ist in Westminster.

Auch dem in Deutschland gebornen Tondichter Händel, † 1759, haben die Engländer — großmüthig — das Genie, welches unter ihnen gewirkt hat, anerkennend, hier ein auffallendes Denkmal errichtet.

Auch der Stylist und Sprachkünstler Addison, † 1719, hat hier sein weitschweifiges Denkmal sammt Statue, ein Bild vergangener Herrlichkeit. Im vorigen Jahrhundert sagte noch Dr. Johnson über ihn: „Wer sich einen eleganten und feinen Styl aneignen will, der müsse Tag und Nacht in Addison's Büchern lesen“; — es ist zu bezweifeln, ob die modernen Stylisten die bestaubten Bände des Spectators von ihren Gestellen herabnehmen; übrigens war Addison einer der edelsten Charaktere unter den Literaten Englands im vorigen Jahrhundert.

Wieder wandelst du an Gelehrten und Künstlern vorüber — welche längst vergessen sind. Wer kennt den Sir John Pringle, † 1782, Moralprofessor zu Edinbourgh, den Baumeister und Bildhauer Sir Robert Taylor, † 1786, den großen griechischen Philologen John Ernest Grabe, † 1714, den Alterthumsforscher William Camden, † 1623, den D. D. (Doctor

Divinity, d. h. Dr. Theol.) und Dechant von Westminster William Vincent, † 1815, den ebenfalls D. D. Robert South Prebendary of Westminster — der daliegt in langer, hagerer und magerer, auffallender Gestalt im Talar, ein kleines, rundes Käppchen auf dem Kopf und einen Todtenschädel in der dürren Hand. Und so gibt es hier mehrere hundert Notabilitäten, deren Namen noch an kein deutsches Ohr gekommen.

Auffallend ist das mächtige Monument des großen Mimen David Garrick, † 1779, des größten Shakespearespielers, der je gelebt. Er steht in ganzer Figur auf einem Steinsockel, Wamms, Beinkleider, Strümpfe bis an die Knie, über die Schulter einen kurzen spanischen Mantel, und hält mit beiden Händen einen Doppelvorhang auseinander. Unter dem Sockel und mit den Ellbogen an diesen gelehnt die Tragödie und Komödie. Von Männern der Hochkirche wurde über Setzung dieses Monumentes mancher Anstand genommen — und auch die Katholiken dabei in's Mitleid gezogen. Charles Lamb sagt hierüber: „Als ich mich in die Abtei (die Westminsterkirche wird in London kurzweg Abbey genannt) begab, wurde ich von Staunen ergriffen über die affektirte Stellung einer Figur, welche ich früher gesehen zu haben mich nicht erinnerte. Als ich mich über dieselbe näher erkundigt'

erfuhr ich, daß dieß der berühmte Mr. Garrick in seiner ganzen Länge sei. Obwohl ich nicht so weit gehen möchte, wie mancher gute Katholik auswärts — Schauspieler ganz und gar vom geheiligten Boden auszuschließen, so muß ich doch gestehen, daß ich nicht wenig skandalisirt war, wie man derlei theatralische Stellung und Gesten an einem Ort aufpflanzen konnte, an dem der Ernst in seiner ganzen Fülle und Wirklichkeit wohnt. Als ich näher trat, fand ich unter dieser Harlekinsgestalt ein Gemische (Farrago) von irrigen Ansichten und Unsinn!"

Zu diesen Worten Lamb's — die auch jetzt noch in England oft gedruckt werden, ist zu bemerken: Es ist keineswegs Lehrsatz der katholischen Kirche: daß Schauspieler von geheiligten Orten ausgeschlossen werden sollen. Wenn in frühern Zeiten an manchen Orten Schauspieler des Begräbnisses in Friedhöfen wirklich nicht für würdig erachtet worden sind, so konnte das nicht den Künstler als solchen treffen, sondern nur in der totalen sittlichen Verkommenheit der Darstellungen, zu denen der Schauspieler sich herbeiließ, seinen Grund gehabt haben.

Garrick war zunächst Shakespeare-Darsteller, er war Künstler im vollsten Sinn des Wortes — und wir finden daher das wegwerfende Urtheil Lamb's

voll puritanischer Härte — und nicht gerechtfertigt. Selbst die Kunst des Bildhauers, welcher Garrick in Marmor dargestellt, ist von Lamb zu scharf mitgenommen — die Bezeichnung einer Harlekinsfigur verdient die Statue Garrick's unter keiner Bedingung. Die Situation zwischen zwei Vorhängen, aus denen Garrick, beide auseinanderhaltend, gleichsam hervortritt, sollte eben den Schauspieler bezeichnen. Begraben wurde Garrick unter dem Shakespeare-Monument — ein Verehrer des Künstlers warf noch einen Shakespeareband in die Grube, bevor die Erde über den Sarg geschüttet wurde. — Unter dem ungefähr 15 Schuh über dem Boden eingemauerten Grabmal Garrick's — das, eines britischen Alterthumsforschers, Kamden. Links neben Garrick ein geborner Königsberger, der Orientalist Grabe, † 1711. Wegen anerkanntem philologischen Ruhm bedeckt hier den Deutschen ein englischer Grabstein zu Westminster.

Vor Dryden liegt ein Grabstein des längst vergessenen Schauspieldichters Francis Beaumont, † 1668, er war nach einem Verse Wordsworth's zu schließen: ein Genosse Fletchers, Johnson's geliebter Freund: „Fletchers associate, Jonsons friend beloved.“ Im gleichen Jahre gestorben liegt in der Nähe der Dichter John Denham — ferner der Dichter Abraham Cow-

ley, † 1667, ferner Dr. Samuel Johnson, † 1784, lauter verschollene, in Deutschland wenig oder gar nicht gekannte Namen. Eine neuere Celebrität, der witzige Richard Brinsley Sheridan, † 1816 (nicht zu verwechseln mit dem im Oktober 1860 verstorbenen Knowles Sheridan), und der Terentius Englands, Richard Cumberland, † 1811.

In den andern Schiffen stehen in dichten Reihen die Monumente der Staatsmänner, der Kriegshelden, der Admirale, der Geistlichen, die an der Westminsterkirche angestellt waren, und andere ganz unbedeutende Persönlichkeiten — bei denen man gar keinen Grund kennt — warum sie hier in so erlauchter Gesellschaft postirt worden sind, als den einen — daß sie sich das theure Grab allhier bezahlen konnten.

Ein Weltruhm erster Größe für den großen Isak Newton. Sein Grabmal ist am Eingang in den Chor. Er starb 1726. Ober Newton's an einer Pyramide angelehnten Statue schwebt eine Weltkugel, auf dieser sitzt in einer höchst gefährlichen, schaukelnden Stellung eine Art Göttin, oder Repräsentantin der Astronomie und jedenfalls höheren Mathematik, ober ihrem Haupte glänzt wieder in der Spitze der Pyramide ein goldener Stern. Newton, der so viel über das Gesetz der Schwere nachgedacht, wäre mit dieser, für seine

Existenz unter der Kugel so gefährlichen Position sicher nicht einverstanden gewesen. Abgesehen von der fleißigen Ausführung der Figuren und Details könnte man — was sonstige Totalgeschmacklosigkeit und Stylisation anbelangt, immerhin ein paar hundert Monumente aus der Westminsterkirche, deren Bau andere Forderungen stellt — geradewegs hinausbugsiren.

Die englischen berühmten Adelsgeschlechter sind nicht nur bei einflußreichen Stellen im Heer, in der Verwaltung und in der Justiz vertreten — wir finden deren Namen auch an den Füßen von Monumenten, welche sie Gelehrten und Dichtern gesetzt haben. Die englische Aristokratie hat sich um die Männer des Geistes im Leben und im Tod — großartige Verdienste erworben. So läßt z. B. dem Dramatiker William Congreve, † 1728, die Herzogin von Marlborough auf ihre Kosten ein glänzendes Marmordenkmal setzen: „Errected at the expense of Henrietta Duchess of Marlborough.“ Die Monumente Lord Hollands, † 1840, Charles Fox, † 1806, William Pitt, † 1806, Georg Canning, † 1827, Sir Robert Peel, † 1850, führen den Reigen vieler anderer großer, mehr oder minder bekannter Staatsmänner neuerer Zeit.

Der Minister Spencer Percival, † 1812, liegt auf einem steinernen Paradebette, ihm wurde der

Vorsaal des Hauses der Gemeinen zum Schlachtfeld — er sank dort von einer Kugel tödtlich getroffen, wie es ober der Figur ein Basrelief darstellt.

Eine der merkwürdigsten Bildhauerarbeiten ist das Monument einer Elisabeth Warren, † 1816. Es wird als eines der besten Werke des berühmten Richard Westmaccots gerühmt. Die Lady hält ein Kind in ihren Armen, und ist wie eine Bettlerin — nur mit einem hemdartigen Kleid aus groben Linnen, angethan. Wer diese Lady war — warum sie hier ein Monument hat, und warum diese ärmliche Kleidung an ihr hängt — das konnte Schreiber dieses nicht erfahren. Vermuthlich war sie eine berühmte Schauspielerin und ist in einer ihrer glänzenden Rollen dargestellt, denn ihr Monument ist in der Nähe desjenigen von Kemble, † 1825, der in der Rolle des Cato dasteht.

Es ist eine allgemein bekannte Geschichte vom Zweikampf der beiden griechischen Maler Zeuxis und Parrhasius, die sich gegenseitig in ihrer Kunst überbieten wollten, von denen der Eine die Früchte so lebhaft malte, daß die Vögel kamen, um davon zu fressen, und der andere einen Vorhang so täuschend malte, daß sein Rival sich verleiten ließ, denselben für einen wirklichen zu halten.

Diese, auf Täuschung berechnete Nachahmungskunst in Marmor ist hier der Bildhauerei in der seltensten Weise

gelungen. Man hält das Mormorkleid derartig für eine grobe Leinwand — daß man seinen Augen nicht traut. Diese Naturtreue von Stoff und Kleid ist zwar nicht die höchste und letzte Aufgabe der Kunst — es bleibt aber auch die vollendete Lösung dieser Aufgabe die Nachahmung eines Stoffes, jedenfalls merkwürdig und anerkennenswerth. Es dürfte dieses grobe von Westmaccot mit dem Meißel gewebte Linnen für ein Unicum in der Bildhauerkunst zu halten sein — das Seinesgleichen sucht. Findet man doch weder in Italien noch sonst irgendwo — weder bei antiken noch modernen Marmoren — nicht einmal einen Versuch, diesen Stoff specifisch als Gewebe in Stein darzustellen. — Ein Joseph Gascoigne Nightingale, † 1752, errichtet für sich und seine 1734 gestorbene Lady ein Grabmal seltener Art. Auf einer Art Marmorkamin steht Sir Nightingale und hält zur Abwehr die Hand nach unten; denn der Tod kommt als Skelet aus besagtem Kamin heraus und hält eine Lanze, um eben mit derselben die Lady zu durchbohren.

Eine schwächliche Nachahmung des von Bernini in der Peterskirche zu Rom angefertigten Grabmales für Alexander VII. Jener Skeletmann in der Peterskirche ist ein viel schauerlicherer Kerl, als dieser hier mit seiner Lanze — die möglicher Weise noch abgewehrt

werden könnte. Das Skelet von Bernini drückt den Gedanken der Unerbittlichkeit des Todes viel drastischer aus. Es sieht aus seiner Metalltoga mit dem kahlen Schädel grinsend zum Papst empor und hält ihm wie höhnend die abgelaufene Sanduhr vor das Gesicht. Während der Tod mit der Lanze aktiv auftritt — ist der mit der Sanduhr nur ein Exekutor der Zeit — er entschuldigt sich gleichsam mit der Visite, als ob er sagen wollte: „Ich muß nur kommen, die abgelaufene Stunde anzukünden, ich kann eigentlich nichts dafür."

Aber auch aus der katholischen Zeit hat Westminster noch kostbare Kunstreliquien. In der Kapelle des heiligen Benedikt ist das Grabmal Simon Langhams, † 1376, Erzbischofs von Canterbury, er war auch Abt von Westminster und Cardinal. Außer ihm liegen hier einige Bischöfe und Dechante von Westminster aus nachreformatorischer Zeit — wie ein Prachtmonument der Grafen und Gräfinen von Middlesex und Hertford.

Die Kapelle des heiligen Eduard enthält 21 Grabmäler, darunter die meisten aus uralten Familien: Pembroke, Russel, Talbot, Seymour, Suffolk, Windsor, Howard, Stafford — auch aus katholischer Zeit Robert de Walby, Erzbischof von York, † 1397.

Die Kapelle des h. Nikolaus mit 18 Grabmälern, darunter die Namen: Northumberland, Dudley,

Burleigh, Somerset, Clifford, und aus katholischer Zeit ein Bischof von Durham, William de Dudley, † 1482. — Eine originelle Inschrift hat das Grabmal einer Lady Cecil, wife of Sir Richard Cecil, lady of the Bed chamber (wörtlich: Lady des Schlafzimmers, d. h. ungefähr Kammerfrau) to Queen Elizabeth, † 1591. Das Monument ist aus Alabaster. Eine lateinische Inschrift enthält einen Dialog des überlebenden Mannes mit der hingegangenen Frau, der ihre gegenseitige Liebe beurkundet. Englisch heißt es dann: Blest with two babes, the thirde brought her to this. (Sie war mit zwei Kindern gesegnet, das dritte brachte sie hieher.)

Von den Königsgräbern seien nur zwei erwähnt, welche jedes unter prachtvollen auf Säulen schwebenden Bogen eine Frau beherbergt. Die Namen dieser beiden Königinen sind über die Welt hingeklungen: Maria Stuart und Elisabeth, Königin von England. Sie ruhen in der Kapelle Heinrich VII. und zwar nicht weit von einander: das Opfer und die Schlächterin.

Jakob I., der Sohn der unglücklichen Maria, ließ den Leichnam seiner Mutter von der Kathedrale zu Peterborough nach Westminster bringen und baute ihr ein königliches Denkmal. Als Königin ruht sie

nun hier unter Einem Dach mit dem ehrgeizigen und blutdürstigen Weibe — das sie wie eine Verbrecherin behandelte, in einer wahrhaft schändlichen Gerichtsprocedur zum Tode verurtheilen und enthaupten ließ! — Hätte Jemand zur Nachtzeit im Jahre 1586, als Elisabeth mit dem Gedanken umging, Maria unter einem gesetzlichen Deckmantel zu morden, die erstere hieher nach Westminster geführt — und ihr, während der Mond sich durch die gemalten Fenster drängte, die Plätze gezeigt, an denen nach drei Jahrhunderten ihr Sarg und der Sarg ihres von der Welt beweinten und betrauerten Opfers stehen, — und ihr an dieser Stelle gesagt: „Königin Elisabeth, hier wird der Staub, in den Dein Leib zerfallen, ruhen — der Geist wird vor Gott gerichtet — und wehe Dir, wenn Dir vergolten wird nach Deiner Grausamkeit, nach Deiner Härte und nach Deinem Unrecht!" — das wäre wohl eine Kühlung für den Blutdurst gewesen — der wie jede andere Leidenschaft sich nur immer mit dem Augenblick beschäftigt — und keinen Blick für die Zukunft frei hat. Ein kleines Weltgericht hält wohl jeder, der diese beiden Gräber nacheinander anschaut; — Verachtung des Mißbrauchs der Gewalt — Mitleid mit dem gefallenen Opfer.

Elisabeth hielt viel auf ihre schöne Hand und liebte es auch als eine vortreffliche Spielerin auf dem Clavicimbalum — unserem heutigen Clavier — zu gelten, sowie ihre liebste Tafelmusik aus dem heillosen Lärm von mindestens 12 Trompeten sammt Pfeifen- und Trommelbegleitung bestand. Ach, die schönen Hände — dürres, schmutziges, schwarzes Gebein, und die Ohren, wenn nicht ihre Eingänge verschüttet wären wie die Thore einer zerstörten Burg — könnten jetzt nur Psalmengesang nach dem Prayerbook vernehmen.

Aus ist's in kurzer Zeit mit der Herrlichkeit der Welt. Draußen im Chor singen sie: The earth is the Lords, and all that therein is: the compass of the world, and they that dwell therein! Des Herrn ist die Erde und Alles, was sie erfüllt, der Erdkreis und Alle, die darauf wohnen! „Thou hast rebuked the proud: and cursed are they that do err from thy commandments!“ „Du verstoßest die Stolzen und Dein Fluch ruht auf jenen, die abweichen von Deinen Wegen.!“ — Charakteristisch für die stolze Elisabeth ist, daß selbst im Tode ihre Hände krampfhaft einen Reichsapfel und eine Art Scepter halten — die männlichen, harten Züge noch kälter und härter durch die Darstellung des Todes

im Marmor, während Maria ihre Hände über der Brust gefaltet hoch zum Gebete erhebt.

In der Kapelle des heiligen Eduard des Bekenners ruhen die meisten fürstlichen Personen. Ueber diese Kapelle hat ein alter englischer Dichter, dessen Name unbekannt ist, einige Verse gemacht, welche den Zweigen einer Trauerweide gleich, über diesen Gräbern schwanken. Ich will versuchen sie hier deutsch wiederzugeben.

Das Original beginnt:

Think how many royal bones
Sleep within these heaps of stones et. al.

Von vielen Königen ruht das Gebein
Hier unter Schutt und unter dem Gestein;
Hier liegen sie, und Königreich und Land
Wird längst nicht mehr regiert durch ihre Hand.
Ach alle Menschenmacht wird doch der Zeit zum Raub
So rufen hier die Könige herauf.
Ob auch ihr Predigtstuhl versiegelt ist mit Staub —
Das Erdreich hier ist angesä't vollauf
Mit reichster und mit königlichster Saat,
Die je die Erde eingesogen hat,
Seitdem als Sündensold der Tod erschien
Und nahm das erste Menschenleben hin.

Da ruhen sie die Könige und Königinnen aus alter Zeit — Staub deckt ihre prachtvoll gothischen Grabmäler. Wozu ein langes Namensverzeichniß von denselben?

Nur bei der Steintumba Heinrich V. fühlt sich der Freund des britischen und Weltdichters doppelt angeregt; um die bleiche Marmorstirne des Königs, der mit seiner Krone auf dem Grabe liegt, läßt Shakespeare dem alten Henry Beaufort, Großonkel Heinrich VI., eben hier in der Westminsterabtei einen Lorbeer in folgenden Worten schlingen:

He was a King bless'd of the King of Kings
Unto the French the dreadful judgement day
So dreadful will not be, as was his sight.
The battles of the Lord of hosts he fought:
The churchs prayers made him so prosperous.

Er war ein König vom König aller Könige gesegnet,
Dem Franken mag des jüngsten Tages Schrecken
Nicht so schrecklich sein: als ihm sein Anblick war!
Er focht die Schlachten für den Herrn der Heerschaaren,
Er wurde groß durch das Gebet der Kirche.

Addison stellt in Westminster folgende Betrachtung an: „Wenn ich unter den Gräbern dieser Größen wandle, erstickt in mir jede Regung des Neides, lese ich die Grabschriften derer, die mit Anmuth begabt waren, so weicht von mir jede unordentliche Begierde, begegne ich der Eltern Schmerz auf einem Grabstein, so ist mein Herz von Mitleid bewegt, sehe ich das Grab der Eltern selbst, so bedenke ich

die Eitelkeit des Trauerns um diejenigen, denen wir so bald folgen müssen. Wenn ich Könige neben jenen liegen sehe, die sie enttrohnten, wenn ich die Gräber von Männern anschaue, die in Streit und Zwietracht gelebt, so kommen mir alle Unruhen, aller Streit, alle Zwietracht höchst kleinlich vor. Wenn ich die verschiedenen Jahrzahlen der Grabmäler lese, von einigen die gestern starben, und von andern vor 600 Jahren, so denke ich an jenen großen Tag, wo wir alle zugleich erscheinen, und wo wir alle zu Zeitgenossen werden."

Zum Schluß möge die schöne Stelle über Westminster aus einem Gedicht vom gefeierten englischen Lyriker Waller hier ihren Platz finden:

That antique pile behold,
Where royal heads receive the sacred gold;
It gives them crowns, and does their ashes keep
There made like gods, like mortals there they sleep,
Making the circle of their reign complete
These suns of empire, where they rise they set.

Der poetische Zauber, den in dieser Stelle die englische Sprache entfaltet, läßt sich in seiner ganzen Fülle im Deutschen schwer wiedergeben. Der Schreiber dieses hat eine Uebersetzung versucht, wie folgt:

Laß in dem alten Bau die Blicke schweifen,
Wo Könige geweihtes Gold empfangen,
Wo man sie zieret mit dem Kronenreifen
Wo ihre Aschenurnen her gelangen;
Hier wo man sie den Göttern gleichgehalten
Sind sie dem Schlaf als Sterbliche verfallen,
Du siehst sie hier in diesen Tempelhallen
Den ganzen Kreislauf ihres Reiches halten.
Hier, wo die Königssonnen gehen auf
Geh'n sie auch unter — nach vollbrachtem Lauf.

Neue Spaziergänge.

Die Souterrains des Pantheon.

Der Schreiber dieses war eben mit dem letzten Correcturbogen über die Todtenhallen in Westminster fertig geworden, — als es ihm wie eine Störung des Gleichgewichtes vorkam, daß er den verstorbenen französischen Berühmtheiten so wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Da nahm er sich nun vor, die bereits gedruckten Bogen dieser Schrift eine Weile ruhen zu lassen, und in einer Absicht nach Paris zu gehen, die den gewöhnlichen Besuchern der Weltstadt aus lebenslustigen Gründen etwas ferne liegt, — er wollte zunächst unter Gräbern wandeln.

Was ihm auf dem Umwege nach der Weltstadt Interessantes oder Ergötzliches vorgekommen, — und was er sonst noch für minder beachtet und besprochen wähnte, wird später nachfolgen. Hier soll der geneigte Leser sogleich aus Westminster heraus, und in die unterirdischen Hallen des französischen Pantheon, der jetzigen Genofevakirche, eintreten. Die Kirche war 1757 auf Befehl Ludwig des XV. von

Soufflot begonnen, 1770 vollendet. Die Straße, welche zur Fronte der Kirche führt, trägt zur Ehre des Baumeisters seinen Namen.

Im Jahre 1791 im beginnenden Taumel des neuen Heidentums und der Selbstvergötterung der Nation, beschloß die Constituante: die Genofevakirche soll von nun an das französische Pantheon heißen, und als Grabstätte „großer Männer" dienen (des grands hommes).

In dieser Eigenschaft diente der Bau bis 1822, wo er wieder dem Cultus zurückgegeben und durch den Erzbischof von Paris geweiht wurde. Diese Bestimmung dauerte bis zur neuen Revolution 1830. Da wurde die Kirche wieder geschlossen, und das S. 262 besprochene großmächtige Basrelief mit der, einige verdienstliche Franzosen lorbeerumschlingenden Ruhmesgöttin darauf gethan. Napoleon III. gab den Bau wieder in der Zeit, als er in kirchlicher Gesinnung Geschäfte machte, — dem Cultus zurück, wofür auch im Transsept vier mächtige vergoldete N. sich dankbar bezeugen.

Die Kirche hat großartige unterirdische Räume. Einem alten Garde-Invaliden ist die für ihn sehr angenehme Pflicht zugewiesen, die Fremden um 11 Uhr in diese Räume hinabzugeleiten, und er capricirt sich

dabei, es müssen ihrer wenigstens ein Dutzend sein, — so daß sich der Todtentanz auf eine anständige Weise rentirt. Was bekommt man nun in diesen, den großen Männern gewidmeten Hallen zu sehen?

Zuerst wird eine Thüre aufgemacht, und mit der Fackel in eine Halle geleuchtet, darin sieht man einen großen Sarkophag, man steht zu Füßen des Todten und liest dort in goldenen Buchstaben: „Den Manen Voltaire's (Aux Manes de Voltaire) die Nationalversammlung" — links eine kolossale Statue Voltaire's, der mit einem satanischen und arroganten Faunengesicht auf seinen eigenen Sarg herunterlächelt. Wir meinen, die großen Männer des vorigen Jahrhunderts haben sich am besten unter einander gekannt und beurtheilt. Wir halten uns deßhalb im Urtheil über Voltaire an Friedrich den Großen, der, nachdem er dem Herrn von Voltaire daraufgekommen, wie dieser ihn — und seine politischen Geheimnisse für Geld verrathen, dem Voltaire den Verdienstorden und den Kammerherrnschlüssel abnehmen ließ, und bekanntlich ausrief und schrieb: „Seinem Genie nach ist er ein Gott, seinem Charakter nach — ein Schuft." Wir meinen, es wird sicher kein Verbrechen sein, wenn man sich am Grabe Voltaire's an das Urtheil seines großen Freundes und Gönners erinnert,

und darnach zum Schlusse kommt, daß es keine geistige Größe gebe, die nicht zugleich sittlich wäre.

Mich hat diese Grabeshalle mit einem Schauer erfüllt, und Jeder, der noch an einen gerechten Gott glaubt, der seiner nicht spotten läßt, wird gewiß als ein armseliger Bettler, der mit Gott versöhnt im Seelenfrieden starb, — lieber im Grabe liegen mögen, als mit diesem großen Manne trotz seiner Goldbuchstaben und der Bewunderung der Nationalversammlung von 1791.

Gegenüber dieser Halle wird eine andere geöffnet. Hier zeigt sich der Sarg Jean Jaques Rosseau's mit Staub bedeckt.

Ich hatte acht Tage früher in Genf das Haus angeschaut, welches die französische Inschrift trägt: „Hier wurde Jean Jaques Rosseau geboren am 28. Juni 1712.“ In Genf auf einer Insel zwischen dem See und dem Ausfluß der Rhone, hat man ihm 1834 von Pradier ein Erzmonument machen lassen. Diese Insel, auf welcher er gerne geweilt und von welcher er auf die schneebedeckten Alpen oft hingeschaut haben soll, wird die Rosseau-Insel genannt. Inmitten dieser sehr kleinen Insel sitzt Rosseau auf einem Granitsockel, in der rechten Hand einen Griffel, mit dem er in einem auf dem linken Knie

liegenden Buche schreibt; das Angesicht ist im höchsten Grade unfriedlich, ja desperat; es scheint nach einer Todtenmaske modellirt und gegossen zu sein.

Der Sarg Rosseau's macht einen Entsetzen erregenden Eindruck. Am Fuße des Sarges ist ein Doppelthürlein aus Holz angebracht, davon der eine Flügel halb geöffnet, aus diesem langt eine abgezehrte Hand heraus, die krampfhaft eine brennende Fackel umschließt, — das Feuer der Fackel wird durch Vergoldung angedeutet, die Vergoldung der Flamme ist durch eine Staubschichte gedämpft.

Man wollte offenbar das große Licht andeuten, welches Rosseau noch aus seinem Sarge heraus der Welt aufsteckt, — der eigentliche Eindruck aber ist der: als ob Jemand noch aus seinem Sarge heraus eine Brandfackel in die Welt schleuderte.

Es hat einen armen Vater gegeben, der seinem Gelde nach ein reicher Mann war, dieser erzog sein Söhnlein nach den Grundsätzen von Rosseau's Emil, und dieser Mann zeigte sich so schwach, in Erstaunen zu gerathen, als ihm sein Herr Sohn sogar ins Gesicht spie, — wenn demselbigen nicht ganz nach seinen Launen geschah. Das ist nur eine zugespitzte Folgerung jenes Princips. Einen Burschen aber aufweisen können, der streng nach der Rosseau'schen Erziehung nicht

ein liederliches Subject geworden wäre, wird eine unmögliche Aufgabe sein. Rosseau als Charakter ist genügend bekannt. Das sind die zwei großen Männer, welche die Constituante hier begraben ließ. In der That eigenthümliche Grundsteine! Ober ihnen die Feier des katholischen Gottesdienstes, gerade diese beiden in einer Kirche begraben! In Genf stehen im ehemaligen Dom die Zuhörer der calvinischen Predigt in der eigentlichen Kathedrale des Calvinismus, auf den Gräbern und Grabsteinen der Genfer Bischöfe vom 12. bis zum 15. Jahrhundert. — Dort und hier merkwürdige Gegensätze von Lebendigen und von Todten! Es hat den Anschein, als ob diese Franzosen von Haus aus Spaßmacher wären, die sich über jede Kluft mit einem witzigen Sprung hinüberhelfen. — Von 1791 bis 1812 und von 1830 bis zum neuen Kaiserreich sollen die Särge der beiden modernen Heiligen oben in den Flügeln des Kirchenkreuzes gestanden sein.

Außerdem liegen hier noch in zwei Hallen in jeder ein Dutzend Senatoren des ersten Napoleon. Man hat weder Zeit noch Lust, auf den römischen Sakophagen in den gedrückten dumpfen Gewölben die Namen und die Verdienste jener concentrirten Bureaukratensäuren zu lesen. Es waren über 20 Leute aus allen Ständen

bei unserer Gruftcarawane — nicht Einer zeigte ein Verlangen, auch nur flüchtig mit seinen Augen über diese Senatorennamen und über ihre Sargbiographien hinzugleiten! Das ist Menschenruhm, das ist staatsmännisches Verdienst! Das ist Größe! Jeder der Anwesenden war froh, aus der Atmosphäre der ehemaligen Staatsweisheiten hinauszukommen. Auch hat man ein sehr zierliches Steinmodell der Kirche, ausgearbeitet bis in die feinsten Details, in diesen unterirdischen Räumen aufgestellt. Zum Schluß führte der Cicerone die Versammlung noch .in den Winkel eines Gewölbes und gab ein Echo zum Besten, indem er verschiedene Namen rief, die deutlich wiederhallten, und indem er darnach auf einem mit Roßhaar und Leder überzogenen Brett mit einem Stäbchen trommelte, was einen donnernden Widerhall gab. So wurde die Vorstellung mit einer kleinen Komödie vollendet. Das ist der genau beschriebene Wandel unter den „Manen großer Männer“ im Souterrain des Pantheon zu Paris.

Uebrigens ist dieses Pantheon eine der größten Kirchen. Sie hat 150 gute Schritte Länge, 50 Schritte Breite (im Querdurchschnitt des Längenraums vom Portal zum Transsept, also da um 13 Schritte mehr als St. Paul in London und um 30 Schritte weniger als St. Peter

in Rom), die Breite des Transsepts 120 Schritte. Bis auf die Kuppel 424 Stufen, die Stufe zur ungewöhnlichen, sehr ermüdenden Höhe von 9 Zoll. — Der Gesammteindruck ein geringer. Sonst hat der Bau zwei originelle Eigenschaften. Die Kuppel wölbt sich hinauf, wie beim Pantheon in Rom und hat oben eine Oeffnung in der gleichen Weite, ungefähr 7 Klafter im Durchmesser. Im Pantheon zu Rom schaut durch diese Oeffnung der Himmel herein. Hier kann man oben zwischen der äußern und innern Kuppel am Kranz dieser Oeffnung in einer Gallerie herumgehen, ober dieser Gallerie ist auf der innern Wand der äußern Kuppel ein Gemälde angebracht — was sich unten von der Kirche aus wie eine Miniatur ausnimmt, während hier oben von der Gallerie die Figuren in der Nähe besehen kolossal erscheinen. Die Halbbogenfenster der Kirche mit der weitesten Spannung sind hier ganz frei, und haben nicht die zwei fatalen plumpen Bogenstützen aus Stein, wie diese fast alle Halbkreisfenster in den venetianischen Kirchen, besonders auffallend in Madonna della Salute verunstalten.

Die Holzkanzel mit den in französischen und belgischen Kirchen üblichen Stiegen von beiden Seiten ist geschmacklos — ein Holzbasrelief — die

Sendung der Apostel — ohne Werth, Bild und Inschrift (aus Matthäus XXVIII, 19, 20), übrigens für den Gegenstand sehr passend: Euntes docete omnes gentes, docentes eos servare omnia quae mandavi vobis. — Neben dem Loretto-Altar eine schöne Reliquienarche aus Bronze mit Gebeinen der heiligen Genofeva. Es hängen daran viele Votivgaben.

Der prächtige maurische Bau von St. Etienne-du-Mont in der Nähe des Pantheon hat in einer Seitenkapelle rechts an hundert Namen berühmter Leute mit goldenen Lettern in Stein gemeißelt (wie eine Todtenlitanei), die seit dem 7. Jahrhundert entweder in der Kirche oder in dem Pfarrsprengel begraben wurden. In der Kirche sind aus der neueren Zeit noch die Gräber von Pascal, Perrault, Fréron, dem Maler Lesueur reich in der Gallerie des Louvre vertreten, Tournefort, le Maistre de Sacy, Riqueti, Mirabeau, Racine. Jetzt (September 1861) ist die Restauration im Innern vollendet. Die Gallerie, welche das Hauptschiff von dem Chor trennt, mit ihren beiden freien Wendeltreppen und den feinen Steingeländern, ist gewiß die schönste Partie maurischer Baukunst, die gegenwärtig fertig, ungebrochen und nicht als Ruine in der Welt existirt. Das muß man gesehen

haben, um einen Begriff zu bekommen, in wie weit sich der Stein zierlich bearbeiten läßt. Gewiß sind das die schönsten, freien, auf der Achse schwebenden Wendeltreppen, es läßt sich kaum etwas prachtvolleres denken. Diese Kirche anzuschauen, soll ja Niemand versäumen, der nach Paris kömmt.

Klingende und verklungene Namen auf dem Pere Lachaise.

Ohne Führer findet man hier die Notabilitäten nicht. Wer sollte sich auch in diesem Gewirre von tausend und tausend Gruften, Grabsteinen und Monumenten zurecht finden. Der Umstand, daß man in den unteren Partien des Gottesackers nur unter Bäumen und Sträuchern wandelt, und so nie die furchtbare Aussaat in den Monumenten übersehen kann, — mildert bedeutend das Grauen vor dem Tode.

Es war ein herrlicher Morgen, auf allen Gräsern zitterten die Thautropfen, die Sonne lächelte mit einer impertinenten Ironie auf die Gräberhügel dieser zerstäubten Gebilde herunter, die sich alle einst an ihren Strahlen gewärmt und an ihrem Lichte ge-

freut haben, und die nun aus dem Naturbereich von Licht und Wärme ausgetrieben, da drunten liegen in der kalten finstern Nacht des Todes!

Einer der besten Interpreten dieses Friedhofes ist Marx der ältere, ein Straßburger, — er spricht zudem ebenso gut deutsch als französisch.

Der Friedhof ist nicht geweiht, — daher werden die meisten Gruften und Gräber auf Verlangen der Angehörigen des Verstorbenen eigens eingesegnet. Der jetzige Kaiser hat für jeden Gottesacker zwei Geistliche bestimmt, — von denen Einer immer anwesend ist, um die Leichen der Armen vor dem Grabe einzusegnen. Sei es nun auch aus der Absicht geschehen, — sich die Armen, die vernachlässigten Armen, und die armen Vernachlässigten geneigt zu machen, — das wollen wir hier nicht beurtheilen, — es ist wenigstens geschehen und auch das verdient eine Anerkennung. In Pere Lachaise befindet sich auch eine eigene große Kapelle, in welcher die Aumôniers, wie man sie hier nennt, den Gottesdienst besorgen.

Das große Portal, welches in den Gottesacker führt, hat wenigstens christliche Inschriften. Auf den Wiener Gottesäckern findet man derlei nicht. Freilich im Ganzen macht der Pere Lachaise nicht den Eindruck eines christlichen Begräbnißortes. Es

war aber auch weder in der ersten Kaiserzeit noch während der Restauration Mode: christliche Architektur zu pflegen. Auch die Kapelle, obwohl ziemlich groß und aus Quadern, macht einen unsäglich faden heidnischen Eindruck.

Auf dem linken Pfeiler des Eingangs stehen die Worte: „Spes illorum immortalitate plena est. Sap. III. 4." („Ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll." Buch der Weisheit.)

Auf dem linken Pfeiler: Qui credit in me, etiam si mortuus fuerit vivet. Joannes XI. 25. (Wer an mich glaubt wird leben, wenn er auch gestorben ist. Johannes.)

Von diesen wahren Propheten und ihren Worten weg, ging ich mit meinem Führer gleich auf das Grab einer falschen Prophetin los. Die Mlle. Le Normand hatte zu der Zeit des ersten Kaiserreichs einen derartigen Weltruf erlangt, daß sich nach dem Sieg über Napoleon selbst die drei Alliirten in Paris von ihr etwas Zukunft vorsagen ließen. Man hat dieser Prophetin ein kostbares Grab mit einer Büste gebaut. Jedenfalls muß sie sich ein Stück Geld für ihre Gegenwart aus ihren Verheißungen für die Zukunft herausgeschlagen haben. Was sie übrigens den drei Alliirten und zwar jedem besonders vor-

aus verkündete, ist nicht bekannt geworden, die Alliirten sagten es nicht und die Le Normand sagte es auch nicht. Nachdem nun die Alliirten mit der Prophetin die Todesallianz eingegangen, dürfte es auf dieser Welt auch Niemand mehr erfahren, — ein Umstand, der die Geschichte in ihrem Gang übrigens nicht aufhalten wird.

Rechts vom Gitter des Judenfriedhofs erblickt man die Gruft der Schauspielerin Rachel. Ober der Thüre ein goldenes Diadem mit einem Dolch — eine Erinnerung an ihre Hauptrolle, unter dem Diadem ihr Name. Da wegen eines jüdischen Festtages der Friedhof eben geschlossen war, konnte den ferneren jüdischen Notabilitäten keine Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ein früh verdorrtes, von den heftigsten Leidenschaften in der Darstellung und in der Wirklichkeit durchwettertes Leben. Das Heidenthum mit der ganzen Kraft der bittersten Verzweiflung und des trostlosesten Schmerzes hat in ihr seinen Ausdruck gefunden.

Der Führer macht mich aufmerksam auf das Grab eines Herrn Mayer, der in Paris mit Erfolg Photographie betrieben und in der Rue Vivienne sich aus den goldenen Strahlen der Lichtbilder ein Palais gebaut. Er war von jüdischen Eltern geboren und wurde Christ. Nachdem er es bis zu einer Gruft im Pere

Lachaise gebracht, ließ er Vater und Mutter im jüdischen Friedhofe ausgraben und selbe in sein Mausoleum legen.

Bei dieser Gelegenheit dürfte die Art und Weise des Ankaufs und der Benützung eigener Gräber im Pere Lachaise erwähnt werden.

Ein Raum von 2 Mètre Länge und 1 Mètre Breite (etwas über 6 Schuh Länge und 3 Schuh Breite) kostet 225 Franken. Dafür erlangt man das Recht, auf diesem Platz ein Monument zu setzen, und denselben senkrecht in die Tiefe so weit auszubeuten als es geht, wie dieß beim Bergbau der Fall ist. Beim Bergbau nennt man das Anrecht, — nach Belieben und Möglichkeit auf dem angekauften Erdstrich senkrecht hinunter zu graben „die ewige Teufe." Da sieht man nun Familiengräber, in welche eben Todte beigesetzt werden, so tief wie Brunnen, zehn und mehrere Särge liegen aufeinander; an der Seite ist ein Raum, um eine lange Leiter hinabzulassen. In diesem Raum erblickt man die Seitenwände der übereinander wie in einem Waarenlager aufgestapelten Todtentruhen. Ein eigenthümlicher Anblick, man pflegt einen solchen Raum Cave oder Caveau (Keller, kleiner Keller oder Todtengruft) zu nennen.

Wir kamen zum Grabe André Chéniers, geb. 1762 zu Konstantinopel (ein Bruder des Dichters und Demokraten Maria Joseph de Chenier); er wollte Ludwig XVI. vor dem Convent vertheidigen, und verfaßte eine Berufung ans französische Volk. Die Freiheitsheuchler, denen jedes Wort, das ihrer Tirannei widerspricht, zuwider ist, ließen ihn am 23. Juli 1794 guillotiniren. Die Guillotine ist die Logik der Revolution; das Fallbeil ist ja nicht nur ein schlagender, sondern sogar ein kopfabschlagender Beweis — Gott bewahre Jeden vor diesen Philosophen — welche meinen, scharfe Denker zu sein, wenn sie scharfe Henker sind.

Unweit der Gruft Cuvier's, der berühmte Tanzmeister und Theaterdirektor Louis Dupont und der Musiker Cherubini. Weiter: Jaques Bernardin St. Pierre stirbt nach einem abenteuerlichen Leben 1814 bei Paris. Ludwig XVI. machte ihn zum Intendanten des botanischen Gartens. Sein Roman: Paul und Virginie erschien 1788, erlebte in Einem Jahre 50 Auflagen und Nachdrucke; und schon bis 1828 bis über 300. Unerhörter Erfolg eines Schriftstellers.

Hier das luftschiffende Ehepaar Blanchard. Der Mann † 1809 nach zurückgelegten 70 Luftreisen. Sie verunglückte zu Paris 1819, ihr Ballon gerieth

in Flammen, die Gondel stürzte in der Straße Provence nieder — und ihr Leib zerschmetterte sich auf den Steinen. — Eben sang ein Vogel auf dem Bäumchen links von dem Grabe ein lustiges Lied, als ob er den Text behandelte: „Die Wogen des Aethers sind unser Bereich — wir sind die rechtmäßigen Segler in der blauen Luft. Ihr Menschen seid an die Erde gebunden.“ Tausend Gedanken fahren einem bei der Wanderung unter diesen Gräbern durch den Kopf. Die kurze Dauer unserer Tage, das schnelle Vorüberrauschen der Zeit — die Nutzlosigkeit menschlichen Strebens — des Erdenlebens Ziel, die Aufgabe des geistigen Geschöpfes — des Menschen Beschränktheit in Zeit und Raum.

Welch' eine Kette von Jammer und Elend, wie viele Millionen von Stunden voll Schmerz und bitterem Weh, welche Sorgen und welcher Kummer, alles getragen und durchgelebt von diesen gebrochenen Menschengebilden unten; und da grünen die Cypressen und blühen die Blumen und singen die Vögel und scheint die Sonne vom blauen heitern Himmel, und du schreitest hin über die Gräber mit sicherem Schritt, als ob dieser Boden nie unter dir wanken würde, und als ob es für dich keine Kluft in der Erde gäbe, die sich öffnet, um dich zu verschlingen.

Hier der gesangreiche Mehul † 1823 in Paris, unweit davon der Musiker Pleyel, ein geborener Oesterreicher † 1831 über 74 Jahre alt. — Hier Gall's, des berühmten Schädelkundigen Grab, — da liegt sein Leib ohne Kopf, — der Schädel befindet sich in der anthropologischen Sammlung im Jardin des Plantes, und es mag dort in irgend einem Beinknochen von seinen Schülern der Beweis gefunden werden, daß ihm das Talent, — die Talente im Knochenbau des Hauptes aufzusuchen, innegewohnt habe. — Fourier, des Communisten Bruder. Champollion le Jeune, geboren 1790, † 1832, der große Kenner des ägyptischen Alterthums, hingerafft inmitten seiner großen Arbeiten. Ein bescheidener kleiner Stein deckt die Ueberreste des Mannes, der so oft im Schatten der Pyramiden gesessen. — Des Staatsmannes Thiers Familiengruft mit seinem künftigen Grab. — Duchesnois geboren 1786, † 1835, eine große tragische Darstellerin, vielfach aus Parteisucht von Schriftstellern angefeindet, — bis ihr Talent endlich über die Feinde siegt. Die Rachel hatte es leichter, ihr ging das Gerassel der jüdischen Lärmtrommel allenthalben voran, — und wehe dem Armen, der außer der Bewunderung noch ein Wort der Kritik gewagt hätte. Unweit davon die Familie Talleyrand's

— er, der bekannteste Namensträger seines Hauses, ist in Perigord begraben. — Lemercier, lange Zeit der erste Dramatiker Frankreichs, geboren 1770, † 1830. — Einen noch ganz frischen Grabhügel, darunter Scribe † 1861, — der unter den Dichtern als ein Crösus gestorben. — Die Großnichte des Cardinals Mazarin, die letzte der Familie, † 1805. —

Hier unten taub und stumm — ohne eine Belehrung annehmen zu können, der berühmte Taubstummenlehrer Abbe Siccard, de l'Epée's Nachfolger, geboren 1742, † 1822. — David d'Angers, der berühmte Bildhauer, — er schuf für diesen Friedhof viele herrliche Gebilde in Stein, bis sein eigenes Gebilde, vom Meißel des Todes getroffen, zerbrach, † 1856. — Das Grab der Familie Lacordaire, die ihren Ruhm dem Bruder des Predigerordens verdankt. — Lord Seymour, der im Leben ungeheure Summen verbrauchte; er soll 3 Millionen Renten bezogen haben, als er starb, war der Bezug zu Einer Million geworden. Er vermachte edelmüthiger Weise sein Vermögen den Spitälern von Paris und London.

Wenn ein renommirter Künstler einem andern, gar nicht, oder minder renommirten Mann ein Denkmal aus dem Stein herausarbeitet, — so nimmt er ihn auf seine Fittige und fliegt mit ihm eine Zeit

lang in die Nebelregion der sogenannten Unsterblichkeit (als Fortdauer des Namens und Andenkens) hinein. Wer würde vor einer Tafel stehen bleiben, auf welcher geschrieben stünde: „Hier liegt General Gobert, gefallen 1809?" — Generäle sind ja tausendweise gefallen. Nachdem aber David den General in Lebensgröße auf dem Pferde darstellt, im Moment, wo ihn eben die tödtliche Kugel getroffen, bleibt man stehen und — bewundert den Bildhauer David.

Marschall Ney, — vom gemeinen Hußaren avancirt er zum Herzog von Elchingen, Fürsten von der Moskwa zum Reichsmarschall und Pair von Frankreich, — und am 6. Dezember 1815 verurtheilt ihn die Pairskammer mit 169 Stimmen gegen 17 zum Tod und er wird im Garten des Luxembourg zu Paris erschossen. — Als der Vorleser des Urtheils seinen Titel herablesen will, ruft er unwillig dazwischen: „Wozu da noch Titel? sagt: Michael Ney bald eine Handvoll Staub." — Zwanzig Jahre im Schlachtengewühl unversehrt — und am Ende geht der Pfarrer von St. Sulpice mit ihm zur Richtstätte. Auch auf diesem Gang verläßt ihn noch die Ruhe nicht, er läßt mit französischer Artigkeit den Geistlichen zuerst in den Wagen steigen und sagt:

„Steigen Sie nur zuerst ein, Herr Pfarrer, oben komme ich doch früher an als Sie.“

Unweit von dem Helden ein Sänger, der steinalt geworden und nur gewohnt war, die langen Reihen seiner Verse, die Regimenter seiner Lieder zu mustern, der alte Beranger. Sein Freund Manuel läßt ihn in seinem großen Grabmale beisetzen, bis die französische Regierung ihm ein seiner würdiges Denkmal errichtet.

Nahe Beranger der Redner und Schriftsteller Benjamin Constant, † 1846 — dann Ludwig Börne, † 1837. Saphir schrieb von ihm als er starb: „Schade, daß er mit dem Diamant seines Geistes nur Kirchen und Palastfenster bekritzelte.“ — Wären nicht die wörtlichen Geständnisse Börne's eine Grabschrift für seinen sittlichen Charakter? Er ist 24 Jahre todt. Die Reformjuden und besonders hie und da ein jüdischer Reichspolicinell, der in Staatsmännerei macht, — erhoben ihn zum Heiligen, ja zum Gott. Und doch sagt Börne mit trockenen Worten: „Ich habe aller Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entsagt. . . . Keine Milde, ja keine Gerechtigkeit mehr. — Teufel gegen Teufel, Schwert gegen Schwert, List gegen List, Noth gegen Noth, Hundegebell gegen Hundegebell. Die Freiheit muß alles haben, was im

Lager der Tirannei zu finden, Stückknechte, Rothmäntler, Baschkieren, Marodeurs, Paukenschläger und Troßbuben. Darum der List ja keine Offenheit, dem Laster keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anstand gegenüber. Göttliche Grobheit, vor dir falle ich nieder. Ich finde wahre menschliche Bildung nur im Pöbel, und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten." Börne's Briefe aus Paris III. Paris 1833. S. 90—92 IV. 168—171, II. Hamburg 1832. S. 90. Mit aller Ruhe entgegnet diesem sittlichen Programme Daumer im 4. Mansardenheft S. 258. „Wenn die Menschheit auf diesem Wege fortschreitet, so muß bald auch die letzte Spur des göttlichen Ebenbildes, das sich eben bis jetzt noch erhalten hat, verloren gehen."

Wir wollen dem Börne seine Begabung zu schreiben keineswegs anfechten, wenn aber je ein Jesuit obige Moral Börne's in so trockenen Worten ausgesprochen hätte, — so stünde dieser Ausspruch gewiß wöchentlich einmal in Hunderten von Judenblättern, als eine Schande der Menschheit und als ein Verbrechen, für das der Galgen eine zu geringe Züchtigung ist. Das ist die Justiz der jüdischen und der verjudeten Welt. — Die Münz-Büste auf Börne's Grab ist von David. — Ungeheuer komisch und

bezeichnend sind die Worte, welche das verbreitete Werk: Paris illustré „herausgegeben in Gesellschaft Gelehrter, Archäologen und Künstler" über das Grab Börne's vorbringt: „Il faut s'arrêter aussi devant le Tombeau de Ludwig Boërn, poëte allemand" etc. etc. Das sehr schön ausgestattete Buch hat sonst keine Druckfehler. Nun schrieben diese Gelehrten etc. etc. Boërn, wissen also nicht wie er hieß und machen ihn zum poëte und wissen also auch nicht, was er war. — In diesen paar Worten ist sehr viel Französisches zu lesen; nämlich: daß in Frankreich sehr wenig Deutsches gelesen wird.

Besonders sinnreich und ansprechend ist der Denkstein für Garnier Pagès. Das Monument besteht in einer auf einigen Stufen erhöhten halbrunden Rednerbühne aus Marmor, auf welcher ein marmorner Lorbeerkranz liegt.

Die Gruft des Grafen Hugo, Vater Victor Hugo's, der in Verbannung lebt.

Das Grab eines Mannes von einer unabsehbaren praktischen Wirksamkeit ist das des Chemikers Parmentier, † 1813. Er führte trotz einer Menge von Hindernissen im vorigen Jahrhundert die Erdäpfel in Frankreich ein. Erst die Hungersnoth 1769

konnte die Franzosen zum Verspeisen dieser, bei denselben allgemein verhaßten Frucht veranlassen. Als armer Apothekerlehrling war er nach Paris gekommen — als General-Inspector des Medicinalwesens starb er. Im Bau und der Benützung der Kartoffeln sind die Deutschen den Franzosen weit voran gewesen. An diesem Grab kann der Deutsche aufathmen, der Ruhm Parmentier's beleidigt nicht sein Nationalgefühl und der stolze Gedanke kann seine Brust durchwogen: „Wir haben Euch im Genuß der Erdäpfel um ein halbes Jahrhundert überflügelt."

Wieder ein ruhmvolles Grab, für viele Leidende, Kranke — das Grab der Familie le Roy, deren Pillen die ganze Welt verschluckt — unwillkürlich denkt man gleich an den „eingebildeten Kranken" von Moliere, wenn man den Sarkophag des letzteren neben dem Lafontaines des Fabeldichters stehen sieht, über der Gruft, die beide gemeinsam umschließt.

Hier unter den Sternen und dem wechselnden Mond das Grab des großen Astronomen Laplace — den der erste Consul Napoleon zum Minister ernannte, ihn aber bald wieder absetzte, als er sah, daß der Mann, der gewohnt war in höhern Regionen zu leben, sich in den Niederungen des Lebens nicht zurechtfand. Napoleon machte zu Lascases damals die

Bemerkung: „Man kann ein großer Astronom und ein schlechter Minister sein.“ Der Gebietiger im blauen Reich des Firmaments konnte dieß Wort nie vergessen, er stimmte 1814 für die Entsetzung Napoleon's, und starb, als er nach der Restauration Marquis und Pair geworden war 1827. Napoleon hatte ihn auch — in den Angelegenheiten dieser Welt — rechnen gelehrt.

Einen sinnigen Grabstein hat der Bildhauer Joseph Antoine Nelle. Er bildet ein Lesepult aus Stein. Oben liegt ein aufgeschlagenes Buch. Auf der einen Seite des Buches ist Name, Geburts- und Todesjahr in das steinerne Blatt gemeißelt, auf der andern Seite die Schriftworte der Apokalyps: Beati mortui qui in Domino moriuntur, und die Worte aus dem Dies iræ: Pie Jesu Domine, dona eis requiem. Amen.

Obwohl nur eine unbedeutende Gruft und einen unbedeutenden Stein, hat der Baron d'Argenteuil († 1826) eines der allerherrlichsten Monumente sich in seinem Testamente gesetzt — er hinterließ vier Millionen für die Spitäler.

Eine Frau, welche die unglückliche Marie Antoinette als Ehrendame der Königin in treuer Dienstbarkeit und aufopfernder Liebe bis aufs Schaffot be-

gleitet, die Madame de Noëll hat diesen Tag des Schreckens noch 50 Jahre überlebt. Sie starb erst 1843.

Daß ein Gegensatz nicht fehle — unfern dieser Trägerin treuer Liebe das Herz des Malers David, der in der Verbannung starb († 1825), weil er seine Stimme für den Tod Ludwig XVI. mit abgegeben. Der mitten in der Vollführung seines Werkes abgerufene Architekt Visconti berufen, den Louvre und die Tuillerien auszubauen, † 1854.

Eine Todtenstraße von Schriftstellern jüngerer Zeit Charles Nodier, † 1844, Emil Souvestre, † 1854, Casimir de la Vigne, Alfred de Muset, und wer sollte sie alle zählen, die mit bescheidenen Lorbeern die Köpfe in ihrem Leben hoch getragen haben!

Schließen wir den Spaziergang auf dem Pere Lachaise mit dem Grabe eines Mannes, dessen Geschick mit Wehmuth und Schmerz erfüllt, wir stehen bei dem vermorschten Kleide eines mächtigen Geistes, der aus seiner Bahn getrieben, wie ein Irrstern erloschen ist. — Wo ist Lamennais begraben? Er hat keinen Stein und kein eigenes Grab. Nach seinem letzten Willen sollte er in eine große Grube mit andern armen Leuten eingesenkt werden, und kein Denkstein sollte die Stelle andeuten, wo sein Leichnam ruht, — und

Bemerkung: „Man kann ein großer Astronom und ein schlechter Minister sein.“ Der Gebietiger im blauen Reich des Firmaments konnte dieß Wort nie vergessen, er stimmte 1814 für die Entsetzung Napoleon's, und starb, als er nach der Restauration Marquis und Pair geworden war 1827. Napoleon hatte ihn auch — in den Angelegenheiten dieser Welt — rechnen gelehrt.

Einen sinnigen Grabstein hat der Bildhauer Joseph Antoine Nelle. Er bildet ein Lesepult aus Stein. Oben liegt ein aufgeschlagenes Buch. Auf der einen Seite des Buches ist Name, Geburts- und Todesjahr in das steinerne Blatt gemeißelt, auf der andern Seite die Schriftworte der Apokalyps: Beati mortui qui in Domino moriuntur, und die Worte aus dem Dies iræ: Pie Jesu Domine, dona eis requiem. Amen.

Obwohl nur eine unbedeutende Gruft und einen unbedeutenden Stein, hat der Baron d'Argenteuil († 1826) eines der allerherrlichsten Monumente sich in seinem Testamente gesetzt — er hinterließ vier Millionen für die Spitäler.

Eine Frau, welche die unglückliche Marie Antoinette als Ehrendame der Königin in treuer Dienstbarkeit und aufopfernder Liebe bis aufs Schaffot be-

gleitet, die Madame de Noëll hat diesen Tag des Schreckens noch 50 Jahre überlebt. Sie starb erst 1843.

Daß ein Gegensatz nicht fehle — unfern dieser Trägerin treuer Liebe das Herz des Malers David, der in der Verbannung starb († 1825), weil er seine Stimme für den Tod Ludwig XVI. mit abgegeben. Der mitten in der Vollführung seines Werkes abgerufene Architekt Visconti berufen, den Louvre und die Tuillerien auszubauen, † 1854.

Eine Todtenstraße von Schriftstellern jüngerer Zeit Charles Nodier, † 1844, Emil Souvestre, † 1854, Casimir de la Vigne, Alfred de Muset, und wer sollte sie alle zählen, die mit bescheidenen Lorbeern die Köpfe in ihrem Leben hoch getragen haben!

Schließen wir den Spaziergang auf dem Pere Lachaise mit dem Grabe eines Mannes, dessen Geschick mit Wehmuth und Schmerz erfüllt, wir stehen bei dem vermorschten Kleide eines mächtigen Geistes, der aus seiner Bahn getrieben, wie ein Irrstern erloschen ist. — Wo ist Lamennais begraben? Er hat keinen Stein und kein eigenes Grab. Nach seinem letzten Willen sollte er in eine große Grube mit andern armen Leuten eingesenkt werden, und kein Denkstein sollte die Stelle andeuten, wo sein Leichnam ruht, — und

in einigen Jahren — geruht hat. Es werden nämlich nach 5 Jahren diese allgemeinen Gruben aufgewühlt, die Särge und Gebeine, die noch nicht vermodert sind, herausgeworfen, neue Särge und neue Leichen eingesenkt, und alte Gebeine, morsche Holzsplitter der Särge, Lehm und Steine wieder in die Grube geschaufelt.

Mein Interprête weiß das Grab genau. — Er war bei dem Einsenken des Sarges. Auf einer Anhöhe rechts von der Stiege, die über den Abhang führt und rechts von den Gruften sind große Reihen von Commungruben. Ein Akazienstrauch ist der Ausgangspunkt, — von diesem schritt der Führer über Gras und Gestrüpp einige gezählte Schritte, — wenn man Paris unten vor sich liegen hat, — nach rechts — und sagte mir: „Sehen Sie, gerade unter mir ist der Sarg und die Leiche von Lamennais!" —

Seine letzten 20 Lebensjahre waren ein förmliches Schachspiel. Sein ungeheurer leidenschaftlicher Hochmuth wurde immer als die schwache Seite benützt, an welcher er gefaßt und durch die er zurückgedrängt wurde, so verlor er eine Position in Kirche und positivem Christenthum um die andere. An Selbstbeschwichtigungen und Trugschlüssen konnte es ihm bei seinem demokratischen Streben gerade in

Paris nicht fehlen; denn kaum wird die Versuchung, ein geträumtes Reich der Demokratie und des Communismus aufzurichten, irgendwo stärker in der Welt herankommen als eben hier.

Die Genußsucht der Besitzenden tritt hier mit einer Frechheit und mit einem Glanze auf — der den Armen und Dürftigen wahrhaft verblendet, — ja, er wird in einen blinden Haß hineingetrieben, der ihm die Hoffnung auf die Ausgleichung im Jenseits mit seinem Samumhauche wie eine Blüthe versengt, — und der ihn anweist, nichts zu scheuen, Alles zu thun, um seine traurige Lage im Dießseits abzuändern. —

Wer nun von einigem Mitleid mit den Armen bewegt ist, bei dem liegt auch die Versuchung nahe, — ihnen um jeden Preis aus ihrer traurigen Lage herauszuhelfen, und jedes Bedenken über rechte oder unrechte Mittel hiezu als einen Verrath an der Menschheit und ihren Rechten erbittert zurückzuweisen. Als sich die Diplomatie gegen Lamennais verbündete, — hatte er seine schwerste Versuchung zu bestehen, — welcher er auch total erlag; nun hielt er sich für den verfolgten Propheten der leidenden Menschheit, und er brach mit dem kirchlichen Organismus vollends, — was ihm aber Kämpfe und unruhige Nächte in Fülle gekostet

hat. Der Friede war gewichen und der Trotz eingekehrt, mit ihm ging er von hinnen. Er wollte das Christenthum mit der Revolution versöhnen; er zog die Gesellschaft vor sein Gericht und verurtheilte sie, — die Rechtszustände, die früher gegolten haben, sollten bis auf den Grund zerbrochen werden, — und an die Stelle der Ruinen wußte er nichts zu setzen, als die hohle Phrase der allgemeinen Liebe. Seine eigene Logik mußte in klaren Stunden die Nebelbilder seiner Phantasie verurtheilen, — und darin lag das Zerwürfniß in ihm selbst, darin lag der Schmerz seines Gewissens, der in seinen letzten Lebensjahren sich über seine leidenden Züge gelagert, der aus dem düstern Auge unheimlich leuchtete. Lacordaire nannte ihn einen gefallenen Engel. — Mit Wehmuth erfüllt, steht man am Grabe dieses Mannes, der ohne Frieden und ohne Versöhnung dahingestorben! Wer für das traurige Los dieses hochbegabten Geistes keine Thräne hat, — der soll wenigstens keinen Stein auf sein Grab werfen. Möge ihm der ewige Richter barmherzig sein.

Montmartre und Montparnasse.

Diese beiden Gottesäcker sind von Fremden selten besucht, und doch verdienen sie angesehen zu werden, jeder von ihnen hat ein eigenthümliches Gepräge. Der von Montmartre im Norden ist sehr ausgedehnt, hat auch Berge und Thäler, und ist hie und da bei Abhängen mit Stiegen verbunden. Gruften zu Tausenden, — ebenso in schattigen Baumgängen wie im Pere Lachaise. Bisweilen sieht man an einem Vormittag hier an 10 Leichenwagen (mehr oder minder prächtig, je nach der dafür gezahlten Taxe) beisammenstehen, — das Begraben wird somit auch hier im großartigsten Maßstabe betrieben.

Den Gottesacker im Süden Montparnasse ziert in der Mitte ein großes Blumenrondeau, von diesem laufen vier Hauptalleen aus, — die mit den prächtigsten hohen Cypressen bepflanzt sind. Hier in Paris kommt die Cypresse fort, und erreicht eine Höhe und Dichte wie in Verona. In Wien verkümmert sie. Die Nähe des Meeres bringt ein milderes Klima.

Im Vorhofe haben rechts die barmherzigen Schwestern ihren eigenen Begräbnißort, — er ist mit einem Eisengitter umgeben, und mag bis jetzt 500 Gräber und darüber enthalten. Auf jedem Grabhügel steht mindestens ein Kreuz mit dem Namen der Verstorbenen. Viele haben Denkmäler aus Stein mit Trauerweiden umpflanzt. Das schönste Denkmal erhebt sich über dem Grabe der allgemein verehrten Schwester Rosalie, die als ein wahrer Engel an aufopfernder Liebe durch die Welt gegangen. Auf einem großen Kreuze aus Stein stehen im mittleren Balken mit goldenen Buchstaben die Worte: „Soeur Rosalie, Rendu fille de la Charité.“ Auf dem Steinsockel des Kreuzes: „Pertransivit bene faciendo (Ihr Wandel war die werkthätige Liebe). A la bonne mére Rosalie ses amis reconnaissants, les pauvres et les riches“ (Der guten Mutter Rosalie ihre dankbaren Freunde, die Armen und die Reichen). Hunderte von geflochtenen Immortellenkränzen liegen auf dem Grabstein und hängen rings auf dem Eisengitter, welches diesen einschließt, viele derselben tragen mit Blumen eingeflochten die Inschrift: „A ma soeur oder a ma mere.“ Ist sie doch Tausenden eine Mutter und Schwester gewesen, im Leiden und im Todeskampf.

Wer möchte nicht mit einem solchen Reichtum an heiliger Liebe von hinnen geschieden sein, wie diese Schwester Rosalie, wer möchte nicht wie sie vor den ewigen Richter hinkommen — wer nicht in Verbindung mit dem Lose ihres unsterblichen Geistes hunderttausendmal lieber in diesem Grabe ruhen, als in dem Sarge Voltaire's, trotz der pomphaften Inschrift, die ihm der Nationalconvent gesetzt hat! In der That, in diesem einfachen Gottesacker wird man vom Frühlingshauch des ewigen Lebens angeweht, die Aussaaten, welche in die Furchen dieses Ackers eingestreut sind, haben ein freudiges Aufblühen im ewigen Leben zu erwarten; und die kleine Kapelle in der Mitte mit der Aufschrift: „Soeurs de la charité“ ist eine merkwürdige Kanzel, welche ohne Unterlaß die Lehre von der ewigen heiligen Liebe predigt!

Der Franzose bewahrt in den corruptesten Städten einen ritterlichen Sinn; und die Achtung vor den Frauen, welche aus Liebe zu Gott die Kranken pflegen, ist allgemein; wer es wagen würde, über die barmherzigen Schwestern zu spotten oder zu schmähen, der hätte es mit den Armen zu thun, die ihre Barmherzigkeit an sich erfahren haben.

Die Vorgänge anderwärts, wo ein Rudel von verkommenen Juden mit einigen der Ehre vergessenen

Christen im Bunde eine Hetzjagd von Lüge, Spott und Schmach an armen Klosterfrauen sich erlaubt — diese Vorgänge charakterisiren ein verführtes heruntergebrachtes Volk und seine Leiter. Wenn dieses Volk heute oder morgen erwacht — und es erkennen wird, wie es betrogen worden, dann wird auch für die falschen Propheten eine Stunde der Vergeltung schlagen.

In Paris gibt es doch wenigstens auch Lichtpuncte im christlichen Leben, es gibt erfreuliche und erhebende Erscheinungen; es gibt eine unverfälschte öffentliche Meinung über die christliche Krankenpflege und über die Dienerinen derselben, und es gibt am Ende so viel praktischen Sinn: daß man auf dem Kranken- und Sterbelager lieber eine barmherzige Schwester an seiner Seite hat, die Pflege, Gebet und Segen spendet — als einen schmutzigen Juden, der dem Sterbenden ein eben so schmutziges Zeitungsblatt vorhält.

Verschiedene Miniaturen aus Paris.

1. Ein Dessert nach einem Besuch des Pere Lachaise. Einmal begab sich Schreiber dieses noch voll von Gedanken über Tod und Vergänglichkeit, da er eben vom besagten Gottesacker zurückgekommen, in die Gallerien des Louvre. Der Spaziergänger, welcher diese Gallerien im Allgemeinen kennt — kann sich mit einer gehäbigen Ruhe dem Kunstgenuß überlassen, indem er das eine oder andere Bild, die eine oder die andere Rarität sich zum Gegenstand seiner besonderen Betrachtung wählt. Wer als Reisender Gallerien schnell abfertigt — rennt gewöhnlich herum wie ein brüllender Löwe, in der Absicht Kunst zu verschlingen.

Wie ein Schlußstein zur Todtenfeier kamen mir gerade dießmal zwei Gegenstände, die nicht weit von einander zu finden, in den Wurf. Eine Todtenmaske in Gyps von der Gemalin Ludwig XII., mit der Inschrift: „Masque de la Reine Jeanne de France. Moulé sur la nature.“ — Das ist das Antlitz einer

Frau — einer Königin! Ist es nicht ein fortwährendes historisches Attentat auf eine Frau, wenn man ihre Todtenmaske in so furchtbaren, grauenhaften Zügen der Nachwelt aufbewahrt. Jede Gypsmaske hat etwas schauerliches, das ist aber unter den Frauenmasken die gräßlichste, die mir untergekommen. Wahrscheinlich hat man dieselbe kurz nach der Todesstunde angefertigt, und eine große Wucht von Gyps aufgelegt. Da ist nun die Nase plattgedrückt, der Mund entsetzlich weit, die Lippen hervorgequollen, die Wangen und die Augen eingesunken; keine Spur mehr von einem Frauenantlitz — und so muß nun diese arme Königin täglich Hunderte vor ihren Zügen erschaudern lassen!

Wenn in dem Präparatensaale der medizinischen Schule zu Paris unten in einem Glaskasten der unglückliche Dirigent der Höllenmaschine, mit welcher er Ludwig Philipp ermorden wollte — der bekannte Königsmörder Fieski in der Todtenmaske — neben seinem Schädel zu sehen ist — so kann man diesen Umstand als eine Art nachhaltiger Strafe für seinen versuchten Mord betrachten. Das ist ein wahrhaftes Mördergesicht — ein furchtbarer Kerl — man sieht an der Stirne der Maske die Wunde — wo eine Kugel seiner eigenen Höllenmaschine eingedrungen —

und diese Wunde correspondirt natürlich ganz genau (am neben der Leichenmaske stehenden blanken und gut präparirten Todtenschädel) mit dem an derselben Stelle durchlöcherten Stirnbein ober den Schläfen, wo die Kugel sich eingebohrt.

Doch kommen wir von den Gypsabgüssen zu einer künstlerischen Darstellung des Todes. Unter der Nummer 527 sieht man im Louvre ein Bild mit lebensgroßen Figuren vom Rafael Frankreichs, dem berühmten Eustache Lesueur (der in Etienne du mont begraben ist). Lesueur (ein Schüler Vouet's, des eigentlichen Begründers der französischen Malerschule) wurde geboren zu Paris 1617, † 1655. Ein glänzender Beweis, wie das echte Genie — auch ohne Reisen und große Vorbilder — sich Bahn bricht. Lesueur war fast aus Paris nicht hinaus gekommen — er hatte nie den Boden Italiens betreten — den Rafael studirte er nur aus Marcantonios Kupferstichen — und was ist er trotz alledem für ein Meister geworden!

Man sieht auf dem besagten Bild einen sterbenden Mann auf seinem Lager liegen, der Kopf ist schön, die Züge, ohne krampfhaft verzerrt zu sein, haben den vollsten Ausdruck einer verzweifelten Angst, — daß diese Angst nicht so sehr im nahenden Tode

begründet ist, daß sie sich vielmehr auf das Schicksal nach dem Tode des Leibes bezieht, wußte der Künstler in den eigenthümlichen ängstlichen Ausdruck des ganzen Gesichtes zu legen, in dem die Furcht vor dem Gerichte die Todesfurcht überwiegt. Ein Priester im Pluviale mit einigen Chorknaben stehen bei dem Sterbenden; und zur Erläuterung der Darstellung sind auf dem über das Lager herabhängenden Linnentuch folgende Zeilen zu lesen:

Justo Dei judicio accusatus sum,
Justo Dei judicio judicatus sum,
Justo Dei judicio condemnatus sum.

Durch Gottes gerechtes Gericht bin ich angeklagt,
Durch Gottes gerechtes Gericht bin ich gerichtet,
Durch Gottes gerechtes Gericht bin ich verurtheilt.

Wenn man über Tausende fertiger Todten, über Tausende von Gräbern gewandelt — ist ein Bild des Sterbens von so künstlerischer Vollendung; eine Art Interpretation, eine Erklärung, wie dieser Weg deßhalb um gar nichts angenehmer wird, weil ihn schon so viele Millionen durchgemacht haben.

Die Gewänder sind im schönsten Styl, die Bewegung und das Leben in den Gestalten meisterhaft — und die ganze Scene zeigt an, wie der schöpfe-

rische Künstler den Glauben an Gottes Gericht in seiner Seele getragen.

2. Die vielfache Anregung in der Gallerie des Louvre. Die Sammlungen im Louvre sind so reichhaltig, daß man sich für jede Stimmung etwas Einschlägiges, irgend einen Anklang suchen kann. Ich wollte dießmal die Kunsthallen nicht verlassen, ohne an den heiligen Vätern der heiligen Kunst Italiens noch einige Freude zu haben.

Wie spricht die kindliche Einfalt Cimabue's zum Gemüth! Er war doch der erste, der die strengen Formen der byzantinischen Kunstanfänge vergeistigte. Seines großen Schülers Giotto Werke sind nur im Lande der Kunst zu finden, in Italien. Eine Krönung Mariens von Fiésole im Louvre versetzt Einen auf eine Zeitlang in das maienhafte Florenz mit seinem duftigen Garten der heiligen Kunst. Dort hat Fiésole seine Blüthen mit vollen Händen ausgestreut. Auch hier in diesem Bilde liegt Fiésole's ganzer Charakter. Welche heilige Innigkeit in den Gesichtern, — die strenge Perspective der Arkaden gemahnt an die alten Klostergänge, — aber weder durch die Architektur, noch durch die Gegend wird man bei den Bildern Fiésole's von der magischen Gewalt der Gesichter weggezogen, die specifische Verklärung im Antlitz,

— die volle ungeheuchelte Wahrheit im Ausdruck ist noch keinem gelungen, wie dem Malerfürsten aus Fiésole, — der gottselige Klosterbruder hat im eigentlichen Sinne — Gebet gemalt.

3. Die Hofmaler der Meeresbraut. Wie Venedig einen ganz eigenthümlichen Zauber übt, — so auch seine Maler aus den letzten zwei Jahrhunderten, die sich ausschließlich mit dem getreuen Wiedergeben von Plätzen und Canälen beschäftigt haben. Ein herrliches Bild von Francesco Guardi (Nr. 224) fesselte so nachhaltig meine Aufmerksamkeit, daß ich noch während der Speisezeit immer dem Geiste nach in Venedig herumspazierte. Das Bild ist die Darstellung eines Festes auf dem Kirchenplatze vor St. Zaccaria (Campo St. Zaccaria) in Venedig. Die Fronte darf man nur einmal gesehen haben, um sie nie wieder zu vergessen. Die Festlichkeit und das Gemälde sind aus der Zeit der Dogenherrschaft. Jetzt gleicht der Platz vor St. Zaccaria einem Friedhof, in dem alle diese Feste für ewige Zeiten begraben sind. Mag was immer kommen, — die Dogenherrschaft und die Pracht der alten venetianischen Republik sind für immer eingesenkt. Auch die Staatsleichname werden nimmer lebendig. So erschien mir nun dieß herrliche Bild mit der anmuthigen Farbenmagie in seiner

Architektur, — und mit dem reichen Schmuck der Feststaffage wie eine reich herausgeputzte Leiche. Ist man in den Friedhofbetrachtungen drinnen, so kommt man aus denselben nicht so leicht wieder heraus.

4. Unblutige Vendetta eines Künstlers. Die Pariser komischen Darstellungen aus Terracottafiguren nach Art der Bildhauermodelle wandern von Paris in die Kaufläden aller Großstädte. Da fand ich nun eine eigenthümliche Scene im Palais Royal Nr. 44, in einer Boutique von Kunstgegenständen (Objet's d'art). Die Richter in Frankreich haben bekanntlich eigene Kleidungen, lange, weite Roben und runde nach oben auseinandergehende Kappen. Im Gerichtspalaste zu Paris findet man beim Parterre-Eingang eine eigene Dame, welche die richterliche Garderobe zu behüten hat. Vor ihrer Boutique hat diese Frau eine Anzahl von runden Schachteln stehen, auf denen die Namen der verschiedenen Gerichtspersonen geschrieben sind, und in welchen die offiziellen Kopfbedeckungen derselben aufbewahrt werden. Im Fond ist die Wechselstube, in welcher das gewöhnliche Gewand mit der Amtstracht vertauscht wird.

Der Künstler stellte nun die drei Richter, welche hinter dem Gerichtstisch sitzen, — als Paviane dar. Einige Herren, welche die Arbeit eben anschau-

ten, sprachen dergleichen, als sei diese Conception eine Art Wiedervergeltung für einen parteiischen und ungerechten Urtheilsspruch. Die Ausführung kann man klassisch nennen. Sie berathen sich eben über das Urtheil, wie auch die Inschrift auf der Basis anzeigt: „La Délibération.“ Der Präses des Gerichtshofes, auf welchen der Künstler den größten Fleiß in der Ausführung verwendet hat, kann wirklich als der Pavian aller Paviane gelten; Bosheit und Pfiffigkeit der Dummheit sind die hervorstechenden Eigenschaften an diesem Affenkopfe, er ist eben daran, dem Kollegen, der ihm zur Linken sitzt, für seine Anschauung zu bearbeiten, dieser ist insoferne ganz Ohr, als er die Hand vor das Ohr hält, um ja jedes Wort des Präsidenten zu verstehen; der Präsident hat, während er so spricht, mit einer göttlichen Unverschämtheit das rechte Wadenbein über den linken Schenkel geschlagen. Der Richter zur Linken schläft. Es läßt sich kaum eine Persiflage eines Gerichtshofes, die bitterer als diese wäre, ersinnen. Der Präsident scheint zudem ein gelungenes Porträt zu sein. Man kann die Scene nicht anschauen, ohne zu lachen.

5. Das Perpetuum mobile (Perpetuel movement) sah ich hier zum ersten Male in dem Laden eines Optikers in Rue Rivoli ausgestellt. Auf einer

Art hölzernem Teller stehen an 30—40 kleine Magnetnadeln in ihren Messingkapseln neben einander. Das Anziehen und Abstoßen der Pole bildet nun ein ununterbrochenes Springen sämmtlicher Nadeln. Ist die Achse, auf der sie sich bewegen, aus gutem Stahl und das Auge im Mittelpunkt aus einem guten Stein, so ist wirklich eine Species von einem lustigen Perpetuum mobile fertig. Von weitem angesehen hat es den Anschein, als wenn eine Insektengattung wie große Ameisen immerfort durcheinander liefen. Wahrscheinlich werden auch optische Läden in Deutschland, die immer den Verkauf von Magnetnadeln in ihrem Gewerbe miteinbegreifen, diesen sinnreichen magnetischen Spaß bald produciren.

6. Kleine Kanonen zur Verkündigung der wahren Mittagszeit. An dem Quai von Pont neuf gegen den Louvre zu hat ein Händler mit physikalischen Apparaten kleine Kanonen in Verbindung mit Sonnenuhren, auf denen ein Brennglas angebracht ist, ausgestellt. Diese Sonnenuhren sind für Schlösser, Landsitze und Parke bestimmt, ist die Uhr richtig gestellt, und ein heiterer Tag, so feuert die Sonne im Moment, in dem sie in den Mittagskreis des Ortes eintritt, wo der Apparat aufgestellt ist, durch das Brennglas die Kanone ab, — und es können sämmtliche Uhren

des Hauses nach dieser wahren Zeit gerichtet werden. Eine hübsche Spielerei, die auch nebenbei einigen Nutzen gewährt. Die Boutique steht in der nächsten Nähe von einigen Händlern mit Kirchengefäßen aller Art, — welche den erfreulichen Beweis liefern, daß man hier den besten Willen hat, auf die eigentlichen kirchlichen Kunstformen zurückzugehen, und der absoluten Geschmacklosigkeit, welcher die Gold-, Silber- und Bronzearbeiter in diesem Fache in Oesterreich noch zumeist huldigen, den Rücken zu kehren.

7. Wie es einer dem andern nachmacht. In Rue Grenelle St. Germain führt ein Hotel den fabelhaften Titel: „Au bon Lafontaine“ (zum guten Lafontaine), — wahrscheinlich zu Ehren des berühmten französischen Fabeldichters, der mit der deutschen Schundromanfabrik gleichen Namens nicht verwechselt werden darf. Ein Restaurant um die Ecke in der Rue de vieux Colombiere wollte dem poetischen Schild durch einen prosaischen praktischen das Paroli bieten, und er zierte deßhalb seine Speisebude mit der duftigen Aufschrift: „Au bon rostbeef.“ Das erinnert an jene zwei Wirthe einer deutschen Kleinstadt, von denen der eine den Schild führte: „Beim goldenen Hechten,“ und der andere „Bei der goldenen Zwiebel.“ Der Hecht wollte sich ganz bescheiden, wie es eines feinen Hechten

würdig ist, loben, und schrieb auf sein Haus: „Beim goldenen Hecht, da ist's nicht schlecht." Die Zwiebel wurde hierüber nachdenklich, auch sie mußte für Anpreisung des Hauses etwas thun und schrieb auf ihr Thor: „Bei der goldenen Zwiebel, da ist es auch nicht übel." — In diesen Begebenheiten liegt der Grundtypus des modernen Geschäftslebens angedeutet, — einer überbietet den andern an Glanz und Luxus, — welche doch immer die Schultern des Publikums tragen müssen.

8. Der neue artesische Brunnen. In der vierten Septemberwoche 1861 gab der artesische Brunnen in Passy endlich einmal eine Antwort. Schon einige Jahre wurden mittelst einer Dampfmaschine runde Eisenstangen 5 Zoll im Durchmesser in die Tiefe der Erde hinabgestoßen. Mochte sein, daß dieß unausgesetzte Anpochen zu Tag und Nacht den Wassergöttern darunten zu Herzen ging, — sie sendeten eine solche Quantität von Wasser herauf, — daß ein rauschender Bach jetzt pfeilschnell heraufströmt und abfließt. Das Wasser ist vorläufig warm und riecht nach Schwefel. In den Pariser-Zeitungen las ich dieß Ereigniß mit der Bemerkung: „daß ganz Paris nach Passy hinausströme, um von der aufsprudelnden Wasserquelle Augenschein zu nehmen." Da

blieb mir nun nichts übrig, als mit ganz Paris nach Passy zu fahren. Das Ergebniß des Bohrens war nun allerdings ebenso erfreulich als staunenswerth. Das „ganze Paris" der Zeitungsschreiber schrumpfte aber auf ungefähr 50 Menschen zusammen, ein Beweis, wie die gewöhnlichen Tintenkrakehler immer und überall in Hyperbeln arbeiten.

Als ich darnach in sehr öden Gassen von Passy spazieren ging, kam mir ein bedauerungswürdiger Tanzmeister vor. Ein kleiner Junge handhabte eine Drehorgel, und ein Mann, ungefähr 40 Jahre alt, mit einem Stelzfuß führte dazu einen grotesken Tanz auf, daß einem die Ohren gellten und man Schmerz fühlte, so oft der mit Eisen beschlagene Stelzfuß im Takt auf den Boden schlug. Dem Manne rannen die hellen Schweißtropfen über die Stirne herunter; es war ihm nicht gut zu Muth bei seinem komischen Tanz. Was thut der Mensch alles, um einige Pfennige zu verdienen und sein Leben zu fristen!

Verschiedene Miniaturen aus Lyon.

1. Die Bahnfahrt von Genf nach Lyon gehört in das Gebiet der romantischen Straßen; der Bau hat ungeheuere Kosten und Anstrengungen in Anspruch genommen. Die Bahn zieht sich von Genf bis Lyon immer am rechten Ufer der Rhone fort. Man hat acht bedeutende Tunnels zu passiren und sieht ein paar Stunden lang die Rhone tief unten ihre eigenthümlich blauen Wellen pfeilschnell hinwälzen, bald kommen wieder in engen Felsenkesseln die farbigen Fluthen zum Sieden, und der Silberschaum der tobenden Gewässer sticht grell ab gegen die schwarzen Felsenmauern, die sich am linken Ufer bisweilen ein paar tausend Fuß hoch steil über den Wasserspiegel erheben. Bellegard ist die erste französische Station, nachdem man der Schweiz den Rücken gekehrt hat. Hier muß man aussteigen und ein Stück Paßvista und Effektendurchsuchung mitmachen.

Bei dem Dorfe Seyssel wird auf einem hohen Berge eine Gruppe von vier kolossalen Felsenblöcken

sichtbar; dieselben gleichen den Cyklopenmauern, sie sind scharf von einander senkrecht abgeschnitten, hängen aber oben zusammen, und auf ihnen steht eine Kirche.

Lyon zählt gegenwärtig über 300.000 Seelen. Es ist die einzige Stadt im Gebiete der französischen Sprache — die Paris mit Glück nachahmt, denn das Bestreben in der Pracht der Kaufläden, der Café's, der Hotels, der Restaurationen, Paris zu copiren, herrscht nicht nur in den französischen Provinzialstädten, sondern von Brüssel hinunter bis Genf, Turin und Genua.

Kommt man Abends an, so verkünden die Tausende von Gasflammen an den Quais — die sich in den Fluthen der Rhone und Saone spiegeln — mit flammender Schrift, daß man in eine Großstadt einfährt. Es laufen nämlich die Rhone und die Saone fast durch die ganze Stadt parallel neben einander und machen einen Theil derselben zur Halbinsel, bis sie am Ende der Stadt zusammenfließen.

2. Der Dom (Saint Jean). Es soll nicht eine ermüdende Beschreibung von demselben geliefert werden. Der Bau ist aus den Zeiten des heiligen Ludwig. Das Portal gehört dem gothischen Styl aus den Zeiten Ludwig XI. an. Die Uhr hat wegen ihrer sinnreichen

Mechanismen und dem Herausspazieren verschiedener kleiner Heiligen an verschiedenen Tagen, wie auch vermöge ihres astronomischen und Kirchenkalenders eine größere Berühmtheit als jene im Dom zu Straßburg. Vor der Revolution waren die hiesigen Domherren sämmtlich als solche, Grafen, und der jeweilige König war erster Canonicus von Lyon. Aus dieser Kirche sind Päpste hervorgegangen, Könige wurden hier gekrönt, zwei Concilien gehalten. Die schönen holzgeschnitzten Chorstühle wurden aus der berühmten Abtei Cluny hieher übertragen. Neben der Domfronte rechts steht der interessanteste Civilbau Lyons. Es ist eine Sängerschule (Manécanterie werden diese Domsängerschulen in Frankreich seit dem 10. Jahrhundert genannt) aus der Zeit Karl des Großen. Der Alterthumsforscher Dr. Bock aus Köln, mit dem ich darüber sprach, sagte mir: daß sich merkwürdiger Weise auch die Fonds dieser Sängerschule durch die Revolution 1793 hindurch bis auf unsere Tage erhalten haben. Es gibt daher hier immer noch eine Kirchenmusik im schönsten Styl. Vielleicht hat auch hier Karl der Große, wie er es in seiner Hofsängerschule gern übte, selbst die Sänger geprüft. — Für den Kirchengesang war er ja derartig eingenommen, daß er, sobald er auf seiner Reise in eine größere Stadt

kam, sogleich in die Kirche ging, da sang er nun selbst mit und auch seine Söhne und die ihn begleitenden Fürsten mußten mitsingen.

3. Die Kirche D'Ainay und St. Nicier. D'Ainay ist ein uralter Bau mit Mauern und Pfeilern aus der heidnischen Römerzeit. Die vier prächtigen Granitpfeiler sind Ueberreste von einem Tempel des Augustus. Sie wird eben restaurirt und ist eine der interessantesten Kirchen Frankreichs. Die Grundformen des jetzigen Baues rühren aus der Zeit Carl des Großen her. Den Kunstfreund wandelt hier eine wahre Freude an. Er findet ja Mosaiken, Friese, Säulen aus der schönsten Römerzeit bis zum fünften Jahrhundert hinauf, wie auch die herrlichste Ornamentik aus dem Mittelalter. Was in neuester Zeit hinzugefügt worden, klingt in der schönsten Harmonie mit dem bisherigen Baustyl. Ein Kronleuchter neuester Arbeit könnte füglich jenen Herren als Muster dienen, welche Zeichnungen zu derlei Kirchengegenständen machen. Es ist der schönste Kronleuchter im mittelalterlichen Styl, den man sich denken kann. Im Souterrain werden Kerker von Martyrern gezeigt. — St. Nizier. Die jetzige Souterrainkapelle ist noch aus dem sechsten Jahrhundert. Die darüber gebaute Kirche, welche jetzt noch dasteht, rührt aus dem 16. Jahr-

hundert her. Bei den Abendgottesdiensten wird sie mit Gas erhellt, welches aus prächtigen Erzkandelabern aufflammt.

4. Ein Nachmittagsgottesdienst in Saint Bonaventure. Der Deutsche wird sich in Italien und in Frankreich in den Kirchen an allerhand Gebräuche gewöhnen — die ihm Anfangs widerstreben, und in die er sich nach und nach hineinfinden muß nach dem Sprichwort: „Anderes Land, anderer Brauch!"

Vorher ein paar Worte über den Bau. Derselbe ist gothisch, die Länge beträgt 70, die Breite 26 Mètres. Nach dem Dom ist St. Bonaventure die größte Kirche in Lyon. Sie hat aber auch historisches Interesse. Karl der VII. und der VIII., Heinrich IV. haben hier gebetet, die Königinen Anna von Bretagne und Anna von Oesterreich haben an den Altarsstufen hier gekniet; der heilige Bonaventura hier Gottes Wort verkündigt. Der gothische Bau ist streng und einfach — wie es einer Franziskanerkirche in den Anfängen des Ordens gebührt. Die Gewölbweite und die Pfeilerweite haben einen gleichen Abstand. Glasmalereien sind bestimmt, mit ihrem Farbenspiel die Wandflächen des Mittelschiffes zu beleben. Hier hatten noch im vorigen Jahrhundert die Zünfte 30 Kapellen, die sich an Schmuck überboten.

Die erste französische Revolution machte aus der Kirche nacheinander eine Reitschule, einen Pferdestall, eine Kornhalle. Wie es der Ornamentik erging, läßt sich denken. 1807 ließ der erste Napoleon den Bau wieder dem Cultus zurückgeben. Es geschah viel, um die Kirche zu restauriren, aber die verwüsteten Gemälde von Rubens und berühmter französischer Meister sind für ewig verloren. Revolution und Vandalismus sind eins!

Es war an einem Sonntag Nachmittags. Die Kirche füllte sich gegen 3 Uhr, die Sessel und Kniebänke wurden eingenommen, vorzüglich Frauen mit nobler Kleidung fanden sich ein. Im Mittelschiffe blieb ein Raum, ungefähr zwei Schritte breit, frei. Aus einer Seitenthüre kamen 15 Geistliche in Roketten und gingen zum Hochaltar, um die Vesper zu singen. Hinter dem Hochaltar glänzen an jener Stelle, wo sonst ein Altarbild angebracht ist, die Zinnpfeifen der Orgel.

Der sogenannte Schweizer (Suisse), was im Französischen gleichbedeutend ist mit Portier oder Trabant — erschien und sein Erscheinen machte den unangenehmen Eindruck, als ob er die Hauptperson des ganzen Gottesdienstes wäre. Dieser Schweizer war ein sehr schöner Mann in den dreißiger Jahren, hoch

gewachsen wie ein Apollo in der gewöhnlichen Galleriegröße, Schnurr- und Knebelbart sehr wohl soignirt — ein blauer Frack lag wie angegossen an Brust und Rücken; ein prachtvolles breites Portier-Degengehänge legte sich schief über seinen Leib, goldübersponnene Knöpfe zierten es, von denen die mittleren wie eine Schale groß waren, die aber nach oben und unten zu abnahmen. Ungeheuere goldene Epaulettes, die bei jedem Auftreten phantastisch aus den zitternden Goldwülsten schimmerten, lagen auf seinen Schultern. Sein schwarzgelocktes glänzendes Haupt zierte ein goldbordirter Schiffhut. Mit verschlungenen Armen, den Kopf in stolzer Haltung — als wäre er irgend ein römischer Feldherr, der so eben das erste Dutzend seiner glorreichen Schlachten voll gemacht hat und sich nun die Freude eines Spazierganges vergönnt — so schritt dieser Herr beständig in dem mittleren Gang der Kirche auf und ab. Es war sonst alles außerordentlich ruhig und erbaulich. Nun ist eben dieser Herr bestimmt — die Ruhe in der Kirche aufrecht zu erhalten. Ich fand, daß eben er der einzige Ruhestörer war, und der Wunsch, denselben in aller Form der Höflichkeit, wie es einem solchen Gentleman geziemt — in die freie Luft hinauszusetzen, mußte selbst einem friedlichen Beobach-

ter dieses Herrn in die Quere kommen. Das Institut dieser Portiere in Kirchen ist in seinem Princip ein sehr gutes. Aber dieser Mann muß sich ruhig verhalten; und dort einschreiten, wo er nothwendig ist, und nicht — wie ein Bär in der Menagerie durch unablässiges Auf- und Abspazieren, indem er selbstgefällig seinen Oberleib auf den Hüften wiegt, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sondern durch ein bescheidenes und stilles Benehmen — sich so viel als möglich unbemerkbar machen. Diese kleine Lection möchte ich dem blauangelaufenen Apollo mit seinen vergoldeten Knöpfen in St. Bonaventure geben, und wäre ich gar ein Schweizer, so würde ich ihn ersuchen — um der Ehre meines Stammes willen, den unrechtmäßigen Namen Suisse abzulegen, oder seinen von ihm für offiziell gehaltenen Krawall in der Kirche einzustellen.

5. St. Irénée. Im Souterrain wird ein Brunnen gezeigt, in welchem die Gebeine der 19.000 Martyrer unter Severus aufbewahrt wurden. In der Charwoche wird dieser unterirdische Raum besucht. Eine eigene Kirche existirt in einer Vorstadt — in welcher die in der Revolution 1793 Gefallenen begraben sind. Der Name entfiel mir. Es predigte eben ein Kapuziner vor einer großen Menschenmenge.

Der Styl der Kirche mit den kurzen Säulen, die pyramidale Form der Front und der Seiten, läßt in diesem Bau eher irgend eine Ruine in Egypten, als eine Kirche vermuthen. Es erscheint als ein eigenthümlicher Gegensatz — einen kleinen Pharaonenbau als katholische Kirche zu sehen, und in einem Isistempel einen Kapuziner im reinsten französisch predigen zu hören

6. Notredame de Fourvières. Diese Wallfahrtskirche liegt auf einem hohen Berge, der Lyon beherrscht. Man braucht über eine halbe Stunde, wenn man den kürzesten Weg hinaufklettert. Es geht durch enge steile Gassen, abwechselnd über Stiegen, die kein Ende nehmen wollen. Die Aussicht von der Höhe ist überaus lohnend. Viele Theile der Stadt steigen an den Ufern der Rhone derartig hinan, daß man öfter zwanzig und mehr Fensterreihen oder Stockwerke übereinander sieht, es sind nämlich auf dem Berge vier- und fünfstockhohe Häuser derartig gestellt, daß eines über das andere hinausschaut, ein Umstand, der die große Stadt in den Augen des Beschauers noch vergrößert, so daß dieselbe einen ungeheuern Eindruck macht. Hier hat man die schönste Aussicht von Croix Rousse und Fourvières. Unten der alte Theil der Römerstadt von einem Bergkreis eingeschlossen, umgeben von der reißenden Rhone und

der langsam hinschleichenden Saone. Hier die Alpenketten bis zum Montblanc, dem König der Berge (King of Mounts), wie ihn Lord Byron nennt. Dort die Bergkette bis Auvergne, im Norden der Mont-Cindre und die Cote d'Or, und gerade unter sich das Häusermeer, das seine Wellen eben an die Berge hinauf zu treiben scheint. Hier stand einst das Forum Vetus der Römer (zusammengezogen und französirt: Fort Viel und spätere Fourvières), welches über das alte Lucii dunum oder luc-dunum, später: Lugdunum Wache hielt. Der Consul Lucius Munatius Plancus hat nach Cäsars Tod die Stadt gegründet.

Eine große Menschenmenge kommt jeden Sonntag aus Lyon herauf, die Kirche war überfüllt und eben Hochamt. — Die Wände sind mit Votivtafeln über und über behängt. Ungefähr 50 Schritte von der Kirche entfernt haben die Jesuiten ein großes Collegium und eine sehr schöne basilikenartige Kapelle — mit vergoldetem Holzplafond und einer reichgeschmückten Tribune, in welcher der Hochaltar steht.

Auf dem Wege in die Stadt saß in einem engen schmutzigen Gäßlein ein blinder Bettler, der kleine werthlose Rosenkränze verkaufte, was nur ostensibel ist, da ihm die Polizei das Betteln nicht erlauben würde. Neben ihm an der Schnur sein ge-

treuer Führer, ein kleiner Pudel. Ein paar Mädchen zwischen sieben und neun Jahren baten ihre Mutter um ein Almosen für den Blinden. Sie reichten es ihm. Es war rührend, wie diese sehr nobel gekleideten Kinder ihr Bedauern mit dem Unglück des alten Mannes aussprachen. Die Kleinere sagte: „O du armer blinder Mann"; sie kauerte sich dann zum schmutzigen Pudel nieder — auch ihm, dem Führer des Blinden, wurde um des Unglücklichen willen ein Strahl von Mitleid zugewendet — er wurde geliebkost mit den Worten: „O du lieber armer Hund, führe nur immer diesen guten Alten, daß ihm kein Leid geschieht." Selbst der Hund schien gerührt, er wedelte und heulte mit aller ihm zu Gebote stehenden Freundlichkeit und zog eine Pfote um die andere in die Höhe — es hatte den Anschein, als wollte auch er sich für das seinem Herrn geschenkte Mitleid bedanken.

Mir fiel Rückert's Spruch ein:

„O Kindermund, o Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, Vogelsprachekund
Wie Salomo!"

7. Der Reichthum und die Pracht von Lyon hat von jeher die Dichter begeistert. Voltaire

und Rosseau schmeichelten dem zweiten Paris ganz gehörig. Der erste sagte 1754: „Ihr Lyoneser habt den Plutus aus einem Gott des Reichthums auch zu einem Gott der Künste gemacht.“ Auch Rosseau hielt sich an das überschwängliche Plutusbild; er nennt die Stadt „Frankreichs Zierde, den Schatzkasten der Welt, die Quelle des Ueberflusses, den reizenden Aufenthalt von Plutus Söhnen, die mit Geschmack in ihren Mauern die Künste pflegen; so daß Apollo und Plutus gegenseitig erstaunten, wie sie hier zusammen gekommen sind,“ er schließt: „Der Glanz Lyons von allen Seiten sich ergießt, — sein reiches Volk, ein Volk von Königen ist.“ Einen größeren Honigtopf hätte Voltaire den Lyonesern kaum auf den Kopf setzen können. Es läßt sich denken, wie die krummen Linien im Gesichte des alten Satyrs wirr durcheinander liefen, — und wie bitter er selber über sein eigenes Compliment gelacht haben mag.

Armes Volk der Könige. Ein Fiaker, der mich während des Herumfahrens über dieß und das belehrte, — erzählte mir, wie eben nicht weniger als 40.000 Arbeiter in Lyon brodlos wären und am Hungertuche nagten. — Freilich ging es den Leuten in Lyon vor hundert Jahren besser, — Armuth aber gab es auch damals genug, und ein Volk von

Königen waren die Leute in Lyon damals so wenig als jetzt!

So verstanden es diese beiden Herren, den Bewohnern Lyons die Cour zu machen. Wenn so ein reicher Eingeborner von Lyon in seiner Stadt herumgeht, findet er in der That eine Menge Gegenstände, auf die er sich etwas einbilden mag.

Der Justizpalast trägt von außen die Form eines säulenreichen griechischen Tempels; mit dem Innern des Palastes der Gerechtigkeit Bekanntschaft zu machen verlangt sich in der Regel Niemand, und der friedliebende Bürger schon gar nicht. Das Stadthaus (Hotel de Ville) wird von Lyoner Autoren außerordentlich gelobt (Maupin hat es gebaut), sie behaupten, es sei das schönste in der Welt in diesem Genre nach dem Amsterdamer. Mich hat es auf diesen ungeheuern Lobspruch hin gar nicht befriedigt; es imponirt weder durch die Massenhaftigkeit noch durch die Bauform. Der unbedeutende Springbrunnen in dem Vorhofe, der sein Wasser aus einer Muschel ergießt, fällt durch sein kleinlautes Geräusch das beste bescheidene Urtheil. Im Innern gibt es freilich einige geschmackvoll decorirte Räumlichkeiten. Die Börse, der Geldtempel dieser industriereichen Stadt, ist reiner, aber sehr gelungener und imposanter Abklatsch des

und Rosseau schmeichelten dem zweiten Paris ganz gehörig. Der erste sagte 1754: „Ihr Lyoneser habt den Plutus aus einem Gott des Reichthums auch zu einem Gott der Künste gemacht.“ Auch Rosseau hielt sich an das überschwängliche Plutusbild; er nennt die Stadt „Frankreichs Zierde, den Schatzkasten der Welt, die Quelle des Ueberflusses, den reizenden Aufenthalt von Plutus Söhnen, die mit Geschmack in ihren Mauern die Künste pflegen; so daß Apollo und Plutus gegenseitig erstaunten, wie sie hier zusammen gekommen sind,“ er schließt: „Der Glanz Lyons von allen Seiten sich ergießt, — sein reiches Volk, ein Volk von Königen ist.“ Einen größeren Honigtopf hätte Voltaire den Lyonesern kaum auf den Kopf setzen können. Es läßt sich denken, wie die krummen Linien im Gesichte des alten Satyrs wirr durcheinander liefen, — und wie bitter er selber über sein eigenes Compliment gelacht haben mag.

Armes Volk der Könige. Ein Fiaker, der mich während des Herumfahrens über dieß und das belehrte, — erzählte mir, wie eben nicht weniger als 40.000 Arbeiter in Lyon brodlos wären und am Hungertuche nagten. — Freilich ging es den Leuten in Lyon vor hundert Jahren besser, — Armuth aber gab es auch damals genug, und ein Volk von

Königen waren die Leute in Lyon damals so wenig als jetzt!

So verstanden es diese beiden Herren, den Bewohnern Lyons die Cour zu machen. Wenn so ein reicher Eingeborner von Lyon in seiner Stadt herumgeht, findet er in der That eine Menge Gegenstände, auf die er sich etwas einbilden mag.

Der Justizpalast trägt von außen die Form eines säulenreichen griechischen Tempels; mit dem Innern des Palastes der Gerechtigkeit Bekanntschaft zu machen verlangt sich in der Regel Niemand, und der friedliebende Bürger schon gar nicht. Das Stadthaus (Hotel de Ville) wird von Lyoner Autoren außerordentlich gelobt (Maupin hat es gebaut), sie behaupten, es sei das schönste in der Welt in diesem Genre nach dem Amsterdamer. Mich hat es auf diesen ungeheuern Lobspruch hin gar nicht befriedigt; es imponirt weder durch die Massenhaftigkeit noch durch die Bauform. Der unbedeutende Springbrunnen in dem Vorhofe, der sein Wasser aus einer Muschel ergießt, fällt durch sein kleinlautes Geräusch das beste bescheidene Urtheil. Im Innern gibt es freilich einige geschmackvoll decorirte Räumlichkeiten. Die Börse, der Geldtempel dieser industriereichen Stadt, ist reiner, aber sehr gelungener und imposanter Abklatsch des

Pariser Hotel de Ville. Alles bis auf die Bodenfenster in den schönen Giebeln getreulich copirt.

8. Plätze und Springbrunnen sind die originellste Zier Lyons. Der Place Belecour sucht an Schönheit und Pracht seines Gleichen. Er hat zwei sehr große Bassins in Gartenanlagen. Diese Bassins stehen symmetrisch einander gegenüber. In jedem Bassin strebt in der Mitte eine Wassersäule die Höhe von einem dreistöckigen Hause hinan, während die Säule bis zur Hälfte mit einem Wasserstaub bekleidet wird, der inmitten der Säule nach allen Seiten zerstiebt. Jede Wassersäule hat in einiger Entfernung zwei symmetrische Springbrunnen, die an 20 Strahlen im Bogen nach allen Seiten senden und so ein Wasserbouquet bilden. Die Wirkung dieser Wasserkünste ist großartig.

Der Place imperial ist kleiner, ihn umgeben hohe Häuser und Paläste. Seinen Mittelpunct bildet eine hohe große Wasserschale, die einen dichten stäubenden Strahl (aus vielen kleinen Röhrchen, eine sogenannte Rose) emporsendet, und die dann ihr Gewässer rings in tausend Tropfen in ein großes Reservoir aus Stein rasselnd niederfallen läßt.

Prächtige Pflanzenbeete zu beiden Seiten, in denen hellgrüne große Blätter südlichen Ansehens dicht übereinander aufstreben, wie auch Alleen verleihen

dem Brunnen die nöthige Farbenunterlage, und man kann sagen: an diesen Pflanzen wie am Wasserstrahl fühlt man selbst durch die Augen hinein an Sommertagen eine Art Abkühlung. Der Place und Cours Napoleon, die einen Platz ausmachen, könnten eine Stadt aufnehmen. Die Kaufläden und Gallerien eifern kühn mit Paris. Besonders aber in den Niederlagen von Seidenstoffen beweist diese Stadt Lyon, daß die Erzeugung dieser Stoffe ihr rechtes Fahrwasser ist. Der Freund französischer Weine, guter Gemüse und Salate und des feinsten Provencer-Oeles mag sich hier besonders erlustriren.

Der Fein- und Weinschmecker sitzt in Lyon wie eine Spinne mitten unter Trauben und Weinstöcken. Im Westen lächelt der Bordeaux, im Norden der Macon, Beaune, Tonnerre, im Nordost der Burgunder und aus dem Süden kommt das fließende Gold der schweren spanischen Weine. Zudem werden die Getränke hier weniger gefälscht, und es ist im Ganzen hier bedeutend billiger zu leben als in Paris.

Da die geneigten Leser schon mit Gottesäckern und Todtengrüften verschiedener Art hinlänglich in diesem Büchlein gesättigt sind, sollen sie mit den Nekropolen von Lyon verschont bleiben, nur sei die Bemerkung gestattet, daß der auf dem Berge liegende

Gottesacker originell ist wie die ganze Stadt. Lyon hat hierin, was Denkmale und die Ehrfurcht vor den Dahingegangenen betrifft, das Ihre gethan, wie Chambet, der jüngste Historiker dieser Stadt, treffend sagt:

„Lyon, das Rom der Gallier, die Stätte der Martyrer (la Rome des Gaules, la cité des martyrs), die Stadt der Almosen und der guten Werke, darf sich auch von keiner andern Stadt im frommen Gedächtniß der Verstorbenen übertreffen lassen, welche nach den trostvollen Worten der heiligen Kirche und mit dem Zeichen des Glaubens vorangingen und den Schlaf des Friedens schlafen."

Im Vorbeigehen.

1. Luzern. Daß sich hier die Natur an Pracht überboten hat, ist eine bekannte Geschichte. Welcher Anblick, wenn man hinaufgeht zum Kapuzinerklösterlein, das über und über mit Laubwerk umsponnen ist, oder wenn man in den Arkaden des Friedhofs durch die offenen Räume der Wand (wie solche auch an den aufsteigenden Arkaden des Monte Berico in Vicenza angebracht sind) auf den See hinüberschaut — oder wenn man irgend eine Anhöhe um Luzern besteigt. Doch über Schweizergegenden spricht man nicht — das Thema ist abgethan. Luzern hat alles Anheimelnde einer kleinen Gebirgsstadt. Man begegnet hier sehr vielen originellen Leuten. Im Ganthaus werden unter einem Thore die Waaren bankerotter Kaufleute versteigert. Der Mann, welcher die Würde des Ausrufers besitzt, heißt der Gantrufer. Er hat sich, zur Kurzweil in seinem Geschäft, auch die Aufgabe gestellt, jeden auszurufenden Gegenstand mit einem angemessenen oder auch unangemessenen Spaß

zu begleiten. Wenn es 12 Uhr schlägt, verkündigt er, daß um 1 Uhr wieder angefangen wird — ladet die Herren, Frauen und Jungfrauen ein, ja fleißig und bei Zeiten wieder zu kommen und wünscht mit einer zierlichen Verbeugung allen miteinander einen guten Appetit! — Das macht eine gute Wirkung. Der Mann ist eine in Luzern bekannte Persönlichkeit und nebenbei sehr brauchbar; um seiner schlechten Witze Willen wird manches Paar schlechter Strümpfe ꝛc. an Mann gebracht, was bei einem Ausrufer, der sich nur im Kreise seiner amtlichen Würde bewegt und nicht bisweilen lustig aus den amtlichen Schranken hinausspringt — sicher liegen bliebe.

2. Schmied & Comp. in Luzern. Ein Stöpsel auf einem Fläschchen mit Arnica war abgebrochen. Ich sah in der Auslage eines Kaufmannes viele Korkstöpsel größerer Qualität liegen, trat in die Bude, zeigte ihm das Fläschchen und fragte, ob er einen darauf passenden Stöpsel habe. Der Mann erwiederte mit Ernst und Ruhe: „Diese kleine Gattung Stöpsel führt unser Haus nicht, da müssen Sie zu Schmied & Compagnie gehen!“ Ich suchte nun die bezeichnete Handlung und dachte bei mir selbst: „Was wird Schmied & Comp. für eine Freude haben, wenn dieselben heute ein so glänzendes Geschäft ma-

chen können.“ — Ich trat in den Laden und darin saß ein wohlgenährter freundlicher Mann — der Chef des Hauses Schmied & Comp. Er operirte sogleich mit einem Korkzieher den abgebrochenen Stöpsel aus dem Hals des Fläschchens heraus, und paßte einen neuen hinein. Auf die Frage: Was ich schuldig sei, erwiederte der Mann mit einer sehr erquicklichen Bonhomie: „Ach was fällt Ihnen ein — wer wird sich denn dafür was bezahlen lassen.“ Es stand ein Kampf unseres beiderseitigen Edelmuthes in Aussicht, ich schätzte die Waare und bezahlte sie. Der Herr wollte durchaus nichts nehmen — nur die Auskunft: er könne ja die einigen Rappen dem nächsten Bettler geben, bewogen ihn zur Annahme. — Man lernt es: an jedem Wohlwollen, an jeder Uneigennützigkeit auch bei geringen Anlässen eine herzliche Freude zu haben, besonders wenn man es im Lebensstreit öfter mit abgründlichen Schuften zu thun hat: deren Frühstück Gemeinheit ist und die sich den Tag über mit Niederträchtigkeit sättigen.

3. Wozu das? Im Zimmer, das ich in Luzern bewohnte, hingen allerhand Kupferstiche. Ein Steindruck beim Fenster regte besonders zum Nachdenken an. Es waren darauf übereinander geschichtet vierzehn Porträte von jungen Herren zwischen 18 und 20 Jah-

ren, mit Studentenkäppchen auf den Häuptern, theilweise mit zierlichen Brillen auf den verschiedenen Nasen und auch mit jenen gewissen langröhrigen Pfeifenköpfen, welche besonders in norddeutschen Universitätsstädtchen von Studenten gern spazieren getragen werden — in den Händen. Einige sehen ganz treuherzig, einige trotzig und herausfordernd, wieder andere mit dem Bestreben genial auszuschauen, darein, und unten steht die Inschrift:

„Zofinger Studentenverbindung."

Wozu haben sich diese Herren verbunden, und wozu sind sie hier zum Fenster gehängt worden? Man kommt auf die Vermuthung: diese Herren haben sich allesammt das Ehrenwort gegeben „große Männer" zu werden, und durch ihre Porträte von ihrem einstigen Ruhme schon im voraus zu genießen, wie auch der beglückten Welt in dem besagten Bilde einen Anticipationsschein über ihre einstige Wirksamkeit auszustellen. Wer hat nicht eine Freude an dem harmlosen Glück der studierenden Jugend! Wer sieht nicht mit Wohlgefallen ein paar Brüder in Studio Arm in Arm gehen, jeder in der freien Hand eine lange Pfeife mit der biegsamen Spitze, — und im Gesicht jenen kühnen Unternehmungsgeist, der ohne

Bedenken das Jahrhundert in die Schranken fordert! O Stern der Jugend, o goldene Zeit!

4. Stoff zu einer Schweizer Landschafts-Staffage. In Luzern verspeiste ein Engländer von den aufgetragenen Sempacherballen (eine Gattung Fische, die nur im Sempachersee vorkommen und die eine Freude für Feinschmecker sind) mehr, als den andern Tischgenossen lieb war: und ließ sich sogar herab, diese Sempacherballen zu loben — mit welchem Lob er wahrscheinlich jene Mitgäste entschädigen wollte, die er durch seine Gefräßigkeit um die Selbsterfahrung in den Ichthyologischen Studien gebracht. Der Mann hatte auch den ordinären und hochmütigen Gebrauch, die Gabel in der rechten Hand mit den Zinken nach oben zu halten, als hätte er sich vorgenommen, einen herabfallenden Gegenstand aufzuspießen, wahrscheinlich aber wollte er als Engländer den Meeresbeherrscher Neptunus mit seiner kühn in der Hand gehaltenen dreizinkigen Gabel darstellen. An den Seeufern sieht man allenthalben in der Schweiz Engländer das schweigsame, geräuschlose und stoische Vergnügen betreiben, mit dem Angelzeug in der Hand dazusitzen und auf einen Fang zu warten. Wenn man nun die Massen Engländer in der Schweiz bedenkt, dann den großen

Appetit, welchen sie besitzen, wie auch ihre Vorliebe für Fische und fürs Fischen beobachtet, so könnte ein Maler den letzten Engländer darstellen, der den letzten Fisch aus einem Schweizersee herauszieht. In diesem Falle würde der Gentleman Knorpel und Gräten zum Gerippe zusammenstellen und dieses dem brittischen Museum, mit seinem Namen als Geber darunter, spendiren.

5. Die neue katholische Kirche in Bern. Der Rohbau derselben ist eben vollendet. Ein byzantinischer Bau aus Quadern, der außerordentlich schön wird. Der Architekt davon: Karl Emanuel Miller aus Uri. Er war eben nicht anwesend und ich sprach mit seinem Stellvertreter. Als ich vernahm, wie der ganze Rohbau nur auf eine halbe Million Franken komme — mußte ich, an die Baupreise in Oesterreich gewohnt, mich höchlich verwundern. Das Räthsel löst sich einfach also: die Steine, in der Nähe von Bern gebrochen, sind sehr leicht zu bearbeiten. Ein Quaderstein von zwei Fuß acht Zoll Länge, zwei Schuh zwei Zoll Tiefe, zwei Fuß vier Zoll Höhe kommt — fertig und auf den Bauplatz gestellt nicht höher als vier Franken. — Da läßt sich freilich mit Quadern bauen. Dabei ist zu bemerken, daß unter der Kirche, die einen herrlichen Dom abgeben könnte, auch noch

ein eben so weites Souterrain auf Pfeilern, die mit den Säulen oben correspondiren, gebaut wurde, um während oben deutscher Gottesdienst ist, unten französische Christenlehre und Predigt halten zu können. Wenn man die Agenten aus Paris überall in der Schweiz ihre Lobespsalmen auf den Lampröhr singen hört, geräth man unwillkürlich auf die Frage: Wie lange wird es denn dauern, so müssen die Deutschen ins Souterrain hinunter und die andächtigen Franzosen werden sich oben in der Kirche breit machen?

6. Ein Engländer in Interlacken. Ein kleiner bucklichter Gentleman hatte sich eine ganze Woche lang durch seine originellen Manieren meinem Gedächtnisse angeheftet, — ich sah ihn zuerst als ich dem Wasserfall bei Schaffhausen, — den ich Jahrelang nicht mehr gesehen, eine Aufwartung machte. Die hier erzählten Humoren treffen natürlich nicht die unglückliche Gestaltung dieses Mannes, für welche er nichts kann und um derentwillen er Mitleid und Schonung verdient, — sondern die unsägliche Eitelkeit, mit welcher er alle, an denen er vorüberwandelt, gleichsam mit Gewalt herausfordert, — ihn ja nicht unbeachtet zu lassen, und die ungeheuerliche Prätension, mit welcher er den Nebenpilgern den Zoll der Bewunderung abnöthigen

möchte. Der kleine Engländer schleppte schon damals höchst unnöthiger Weise einen Alpenstock mit obligatem Hörnlein in seiner Rechten mit sich herum, während an der Linken seine Gemalin ging. Stock und Gemalin waren jedes um die Hälfte höher als der glückliche Besitzer dieser beiden Gegenstände, dessen freilich vergebliches Nachsinnen offenbar darauf hinausging, seiner Länge eine Elle zuzusetzen.

Da tauchten nun auf einmal in Interlacken wieder Engländer, Stock und Gemalin mitsammen auf, und ich sah die Gesellschaft wiederholt auf der Anhöhe des Jungfernblickes, bei der obligaten Bewunderung des Staubbachs, der Jungfrau, des Silberhorns und Wetterhorns, — welche Bewunderung aber immer von unten aus auf ebenen Wegen, mehrentheils auch von dem Wagensitze bewerkstelligt wurde. Der Staubbach stürzt über eine Felsenwand, die gerade zweimal (und noch einige Klafter darüber) so hoch ist als der alte Stephansthurm in Wien, d. h. zweimal 72 oder 144 Klafter.

Als sich der Mann unter die sinkenden Wasserperlen des Staubbaches (ein Standpunkt, der ungefähr ein paar Klafter höher als die Straße des Lauterbrunnenthales ist) stellte, war das vielleicht das einzige Alpensteigen, was dieses kühne Mit-

glied des Londoner Alpenclubbs seinem großen Stecken zu Liebe unternommen. Wahrscheinlich wollte er seiner Gemalin, die unten stehen blieb, — sich als einen Wassergott — vom silbernen Schleier der sinkenden Perlen umwoben — präsentiren.

Als ich gegen Abend wieder nach Interlacken kam, — und mir diesen reizenden Aufenthalt von Engländern und reichen Leuten überhaupt besehen wollte, — erblickte ich den Engländer eben auf demselben Platz aus dem Wagen klettern, wo auch ich mein Fuhrwerk verließ. Er geht eine Strecke lang immitte seiner zwei langen getreuen Gefährten stolz einher, verschwindet aber sammt Gesellschaft auf einmal in einem Hause. Auf diesem Hause stand nun mit großen Lettern geschrieben: Ici on marque les bâtons. (Hier werden die Stöcke markirt, d. h. es werden die Namen jener Bergeshöhen eingebrannt, — die der kühne Alpensteiger und Steckenbesitzer eigenfüßig beglückt haben will.) Unter der großen Inschrift steht der Preis für jeden Buchstaben: 15 Centimes.

Daß der Buchstabeneinbrenner auf Verlangen alle möglichen Alpenspitzen auf den Stock brennt, die nur von einer habsüchtigen Seele verlangt werden, versteht sich von selbst, es handelt sich hier buchstäblich nur um die öfteren 15 Centimes.

Die Erscheinung war zu interessant, ich flanirte nun eine Zeitlang in der Straße herum, und beschloß abzuwarten, bis der Engländer mit freudestrahlendem Gesichte vom Herrn Icionmarquelesbâtons herauskam. Es dauerte nicht lange (so daß ich vermuthete, es seien immer Gluthen bereit, um die eitlen Pilger schnell zu bedienen), als Engländer und Comp. wieder erschienen. Ich konnte die Bergnamen nicht lesen, sah aber deren 7 bis 9 auf der Höhe des Stockes unter dem Hörnlein angebracht.

Somit hatte dieser kleine Kerl in seiner verblendeten Eitelkeit sich verschiedene Brandmale auf seinen Stecken drücken lassen, in der Absicht, von jenen, die an ihm vorübergehen, für eine wahre Steinbocknatur gehalten zu werden, welcher es einen puren Spaß macht, auf zerklüfteten Felsen herum zu klettern, und auf eisigen Gletschern einen Tanz aufzuführen.

Als die Gemalin auf den Gegenstand ihrer Liebeswahl im Moment, als er mit seinem Stock aus dem Hause der Brandmale heraus stolzirte — herabsah, konnte sich diese Dame eines stillen Lächelns nicht erwehren, es lag darin halb Spott halb Mitleid und aus der stummen Geberdensprache übersetzt, lauteten die Buchstaben, welche über die Züge ihres Antlitzes pfeilschnell hinliefen, wie eine

Entschuldigung, ungefähr also: „Ich hab es ihm oft genug gesagt, er soll nicht immer mit dem dummen Stecken herumlaufen, aber er läßt sich nichts sagen, und so muß man sich nun mitsammt ihm in der ganzen Welt auslachen lassen!“

7. Die Terra excusiaca. (Das Land der Exkisehs.) Wenn man in der deutschen Schweiz vor zwanzig Jahren auf den Fuß getreten oder mit einem Ellbogen in die Seite gestoßen worden ist, so geschah dieser Akt von Seite der Eingebornen ohne irgend ein Wortgepränge, wie es den Nachkommen des Struth von Winkelried und den kaltblütigen Geßlervertilgern zusteht. Der Treter oder Stoßer ging harmlos seinen Weg weiter. Jetzt ist das anders geworden. In den Dampfschiffen auf dem Boden-, Züricher- und Vierwaldstädtersee, wo doch alles ringsum urdeutsch ist, — hörst du jedesmal, so oft irgend ein Bauer oder ein anderer Staatsbürger mit oder ohne Stoß, mit oder ohne Tritt an dir vorübergeht, das „Excusé.“ Es ist dieses das französische Wort, was jeder kann, und was jeder mit der größten Freude handhabt. Man hört es so oft, so unabläßig, daß man sich des Verdachtes nicht erwehren kann, es werde mancher urdeutsche Tritt oder Rippenstoß bloß deshalb ausgetheilt, — um von

dem großen Ueberfluß der Excusés wieder eines an Mann zu bringen. Wer nur ein paar Tage im Lande der Exkisehs herumgegangen ist, wird dieselbe Erfahrung machen und uns beistimmen. Wenn nur die Schweizer nicht am Ende ein Stück Schweiz um das andere an die Franzosen abtreten und dann auch nichts anderes zu sagen wissen, als: Exkiseh!

8. Die Gerechtigkeitsgasse (Rue de la Justice) in Bern. Hier könnte Pilatus auch die Frage stellen: Was ist Gerechtigkeit? Wenn z. B. in Luzern ein Buchhändler sich einfallen ließe, den Martin Luther oder irgend einen andern Reformator als Karrikatur, und die Katharina von Bora zu einer zotenhaften Darstellung zu verwenden und derlei Bilder vor seinen Laden zu hängen, so gäbe es arges Geschrei in der ganzen Schweiz und ein Vertilgungskrieg gegen die Fanatiker in Luzern würde ausgeschrieben. Wir möchten besagten Buchhändler auch nicht vertheidigen, denn wir erblicken in ähnlichen Fällen keine ehrliche Polemik, sondern eine gemeine Büberei. Nun findet man in der Gerechtigkeitsgasse zu Bern ein paar Läden von Wissenschaftsvertreibern, die ihre Glaskästen über und über mit den gemeinsten Pamphleten und Zotenbildern gegen die katholische Kirche und den Clerus angesteckt haben.

Darin sehen die Ultras in Bern weder einen Fanatismus, noch Büberei, noch Zoten, noch Gemeinheit. In der That, wenn man diese Kämpfer gegen die katholische Kirche (überhaupt und an allen Orten) in ihren schönen Biographien und in den lauteren Mitteln, die sie ergreifen, durchstudirt und kennt, — so fühlt man es erst recht deutlich, daß es eine Ehre ist — von derlei Personen und mit derlei Mitteln — angefochten zu werden.

9. Aus ist's mit der Idylle. Daß sich derjenige gewaltig irrt, welcher in der von Engländern zumeist und auch von allen andern Nationen der sogenannten civilisirten Welt — durchbummelten Schweiz — auf den gesuchten und vielbetretenen Wegen von Hirteneinfalt und schäferlicher Gemüthlichkeit etwas sucht, das ist eine bekannte Thatsache. Jedenfalls aber bleibt es interessant, Beobachtungen anzustellen — wie sich die Gegensätze — vom ursprünglichen Schweizerleben und von der eingedrungenen Civilisation — auf der Straße darstellen. Durch die Bahn von Bern nach Thun und durch die Dampfschiffe auf dem Thunersee ist das Berner Oberland und sein Portal: Interlacken, den Fremdenkarawanen erst recht zugänglich geworden.

In diesem herrlich gelegenen Interlacken sieht man nun die schönsten Landhäuser mit Comfort und

auch mit Ueppigkeit eingerichtet — und nebenbei die armen und schmutzigen Häuser der Eingebornen. Hier ein Parfümladen mit Windsorseifen und Pariser Schönheitswässern und daneben auf der Straße ein gewaltiger Misthaufen, der in dem Schlachtengewühl, welches hier Wohlgerüche und Uebelgerüche mit einander kämpfen, immerfort siegreich den Platz behauptet. — Hier ein Barbier, der mit aller freundlichen Poesie der Kleinstädterei seinen Laden geschmückt hat. — Zwischen zwei grünenden dichten Tannenbäumchen hat der Mann auf einem weißen ovalen Papenstyl mit goldenen Lettern ganz lakonisch das einzige Wort geschrieben: Barbier. Zwei blankgeputzte Rasierbecken sind mit hellgrünen Weinranken umsponnen, und so ist auch seine ganze Bude idyllisch und rein hergerichtet. — Gegenüber hat sich wieder ein ganz moderner Gesichtskünstler anderer Art etablirt, der mit seiner optischen Falle den ganzen Tag über auflauert — um Gesichter in derselben zu fangen — und der als Lockspeise eine Menge photographirter Herren und Damen in seinem Auslagekasten hängen hat. Nebenbei erwarb sich der Mann, wie es bei einem Einblick in sein ebenerdiges Fenster ersichtlich ist, das Verdienst, das erste Süßwasser-Aquarium in Interlacken angelegt zu haben; indem er ein Paar Schnecken, Wasserkäfer und

einige Cyprinus dobula und andere kleine Fische zwischen Bimssteinen und Moosen in einem Glaskasten sich herumtreiben läßt.

Zwischen diesen beiden Künstlern führen einige Bauern mit musikalischer Begleitung kleine Truppen Schafe vorüber, die sie auf dem eben abgehaltenen Markt in Wildeswyl eingekauft, wo es zur Mittagszeit lustig herging und jenes historische Moment, wo die Berner den Herzog von Burgund vor mehr als 400 Jahren schlugen — durch Vertilgung goldigrother Burgunderschoppen gefeiert wurde. Die Bauern zeichnen sich hier durch bretterfeste, weißgetünchte Gartenplanken aus, die von einem Ohr zum andern in gleicher Höhe sich im Rundbogen über das Genick fortziehen — und in welchen Planken der ethnographische Forscher bei gewissenhafter und genauer Besichtigung jene Kleiderzier vermuthet, die man anderwärts Hals- oder Hemdkragen nennt. Gegen Abend treibt sich die noble Welt in prächtigen Carossen oder zu Fuß auf den Spazierwegen herum, und wenn man den ungeheuern Hochmuth sieht, mit dem diese Herren und Damen einherschreiten und ihrer Leiber sich rühmen — (denn Geist ist bei der Aufgeblasenheit wenig zu Hause) und auf ihr Geld stolz sind — so begreift man gar nicht, wie sie diesen Hoch-

muth zuwegebringen, gegenüber der in die Himmelswolken reichenden Jungfrau, mit dem prachtvollen, wie in den hellsten Silberfäden schimmernden Mantel, gegenüber dem majestätischen Wetterhorn und Silberhorn, wo der Menschenleib — auf den sich die Leute so viel zu gute thun — als ein kleiner Käfer erscheint — dem es gegönnt ist, eine Spanne Zeit auf dem Erdenmist herumzuklettern. — Die Leute in Interlacken, denen die beständigen Beispiele des Luxus vor ihren Augen schweben und die sich in Sommerszeit auch leicht Geld verdienen, haben, wie mir ein Berner erzählt — von den schlechten Beispielen ihrer noblen Gäste bisher reichliche Anwendung gemacht — und verschiedenen Schweizertugenden, wie Sitte, Treue, Arbeitsamkeit, Zufriedenheit, als unnützem Gerümpel, das ins neunzehnte Jahrhundert nimmer taugt, vielfach Ade gesagt.

10. Das letzte germanische Monument. In einem Dorfe, unweit Solothurn, sieht man die letzte Kegelbahn gegen den Westen hin. Die Völkerbeschreiber haben dieses Spiel zu wenig gewürdigt, — und doch ist es seit Jahrhunderten eine Uebung und Entwickelung germanischer Urkraft, und die Kegelbahnen können die ältesten Turnanstalten im deutschen Vaterlande genannt werden. Es gehört deutsche Aus-

dauer dazu, um Stundenlang unter dem Opfer unzähliger Schweißtropfen alles Bestehende umzuwerfen, daß es wieder hergestellt werde, und es herstellen zu lassen, daß es wieder umgeworfen werde.

11. Der heil. Stuhl in Genf. In Genf findet der Freund der Baukunst eine wahre Perle am alten Dom aus dem 12. Jahrhundert, der jetzt als Urkirche des Calvinismus dient. Wenn nur einmal das lächerliche Geschrei über den Reliquienkultus von akatholischer Seite aufgegeben würde.

Diesen Sommer hat man zu Genf aus einem Hause, welches demolirt wurde, den Studierstuhl Calvins weggenommen, und denselben als theure kostbare Reliquie auf die Kanzel dieses Domes gestellt. Er wird den Fremden mit besonderem Wohlbehagen gezeigt, — und wenn man erwiedert: das sei ja reiner Reliquienkultus, so sind die Leute derartig für jedes Verständniß abgeschlossen, daß sie das gar nicht glauben wollen. Ein Mann, welcher mich herumführte, und der sehr gehäbigen Aussehens war, erklärte mir, bezüglich der Reformation, daß in Genf das Licht der Reformation nach und nach (succesivement) gekommen sei, und meinte, daß ich ihm im Herzen über diesen seinen Ausspruch vollkommen beistimmen werde, nachdem ich es doch

der Mühe werth gefunden auf die Kanzel zu steigen, und „den heiligen Stuhl des Calvinismus," den Sessel Calvin's zu betrachten.

Ich antwortete ihm: Servetus sei derselben Ansicht gewesen, denn als ihn Calvin auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ, sah er das Licht der Reformation auch nach und nach (succesivement) an sich herankommen.

Wir sind keine Freunde des Scheiterhaufens. — Wie nun in Constanz der kaiserliche Gerichtshof den Huß verbrennen ließ, — so ließ hier der Reformator, der aber immer noch getreulich als ein Held und Hort der Glaubensfreiheit gepriesen wird, — den Servet verbrennen. Nun wird aber von den modernen preußischen Künstlern ohne Unterlaß die Verbrennung des Huß gemalt und in Kupfer und Stahl gestochen. Die Verbrennung des Servet ist nun doch eben eine so gewisse historische Thatsache, als die Verbrennung des Huß, dieser Thatsache aber sind die besagten Künstler bisher aus dem Wege gegangen, wie man einem wüthenden Hund aus dem Wege geht.

12. Bei den Kunstläden in Genf sieht man häufig einen großen Kupferstich, welcher den sterbenden Calvin darstellt. Er sitzt inmitten des Bildes auf einem Sessel förmlich abgezehrt, das ohnedieß lange Gesicht mit dem Spitzbart nach unten wie ein Dolch

zugeschliffen, in den Zügen, trotz dem Bestreben des Künstlers, den Ausdruck zu mildern, doch die ganze Bitterkeit, wie sie das Originalporträt zeigt, ringsum liegen große Bücher auf dem Boden. Sein Freund Farel, der Mitreformator, besucht den sterbenden Calvin und reicht ihm die Hand, unten stehen die Worte: „Dernière Visite de Farel à Calvin.“ Bekanntlich war Farel selbst den Genfern zu fanatisch, so daß sie ihn verjagten. Das Todesjahr Calvin's, in das der obige Besuch fällt, ist 1564, Farel war damals 75 Jahre alt, — in seinem 70. Jahre hatte er noch geheiratet. Ein Jahr nach Calvin starb dieser Mann in seinem 76. Jahre, nachdem ihm seine Gemalin noch kurz vorher ein Söhnlein geschenkt.

Was nun in diesem Bilde für ein historischer, erhebender oder erbauender Moment liegen soll, der die künstlerische Darstellung desselben hervorgerufen, ist schwer zu verstehen. Das Haus, in welchem Calvin starb, in dem also auch diese Scene vorgefallen, — liegt in einer öden, finstern Gasse. Es wird noch hergezeigt. Merkwürdig ist, daß der Künstler, der es in diesem Bilde doch auf Verherrlichung des Neufchateler- und des Genfer Reformators abgesehen hat, — in den Zügen beider den auffallenden Grundton von fanatischer Härte nicht verwischen konnte.

13. Das Ausgliedern oder die Consequenzen der Reformation erscheinen in Genf monumental im Standbilde Rousseau's, und im Freimaurertempel, der sich durch eine ganz besondere Fadesse und Abgeschmackheit der Architektur auszeichnet. Wozu soll der Mensch auch durch die ausgesprochene Freilassung aller Naturwillkür begeistert werden? Ein oblonges Haus mit Fenstern zwischen Halbsäulen, ober dem Hauptportale der symbolische Dreiangel, das ist die ganze Freimaurerbaukunst.

Wahrscheinlich, weil es im neuen ostensiblen Constitutionsbuche der Freimaurer (auf Befehl der Großloge von England herausgegeben von Anderson 3. Auflage, Frankfurt 1762 S. 298) heißt: „Die Maurer stimmen allesammt in den drei großen Artikeln des Noah überein, welches genug ist, die Verbindung mit der Loge zu bewahren," — haben die neuen Juden in Genf, in der Nähe dieses Maurertempels ihre Synagoge gebaut.

14. Ein Thermometer und Barometer offiziell. An einer eigenen zierlichen Säule sind in großen Formaten obige zwei Gegenstände auf offenem Platze angebracht, um jedem Genfer eine offizielle Einsicht in die Temperatur und Witterungsverhältnisse zu gestatten. Das ist nicht übel und könnte auch anderwärts nachgeahmt werden.

15. Dieß Lob gehört der Katze. Ein boshafter Nachbar hetzt den Mann gegen das Weib, indem er denselben auf die Untugenden desselben aufmerksam macht. Ein wohlwollender Nachbar wird den Mann, selbst wenn er auf seine Ehehälfte schmäht — auf die guten Eigenschaften derselben hinweisen, und der Gemal geht befriedigt nach Hause und fängt an, über die guten Eigenschaften seiner Frau nachzudenken, mit ihr zufrieden zu werden und neues Wohlgefallen an ihr zu finden. Der Mensch ist in der Werthbestimmung seiner Mitmenschen außerordentlich vom Lob und Tadel abhängig, den er über dieselben vernimmt.

Diese uralten psychologischen Grundsätze wurden mir durch folgende Geschichte wieder ins Gedächtniß gerufen.

Indem ich in der Rue de la Croix d'or, einer Straße in Genf, in welcher Vormittags Obst- und Gemüsemarkt abgehalten wird, an den Häusern hinging, kam ich an einem Laden vorüber, in welchem Strohmatten aller Gattung und auch verschiedene andere Gegenstände zum Verkaufe dalagen. Vor dem Laden saß auf einer Art Tisch eine auffallend große Katze, welcher zudem mächtige Strahlenbündel von Haaren aus den Ohren herauswuchsen. Der Kaufmann Herr

Louis Veillard stand vor seinem Laden und sah ins bunte Treiben des Marktes sinnend hinein.

Der lernbegierige Fremde soll selbst an einer auffallenden Katze nicht vorübergehen. Ich sagte dem Kaufmann: daß ich so große Katzen wie die vorliegende auch im Süden Italiens nicht gesehen und es müsse dieß eine eigene Species sein. Ja wohl, erwiederte er, es ist eine Katze angorischen Stammes und Geblütes. Ich fragte ihn, ob sie böse sei, und kratze oder beiße. O nein, erwiederte er: „Er (der Kater) ist ein sehr gutes Thier.“ Mich dünkte, daß es die Höflichkeit erfordere, für die freundliche Auskunft dadurch zu danken, daß ich über den Kopf und Rücken des Thieres ein paar elektrische Handzüge machte und dem Kaufherrn bemerkte: daß dieß wirklich eine Katze von außerordentlicher Größe, wie auch eines nicht minder schönen Pelzwerkes sei. Ich empfahl mich und Mr. Veillard fing nun an, seinen Kater mit elektrischen Rückenstrichen liebkosend zu bearbeiten, welche Schmeichelei mit dem anerkennendsten und dankbarsten Schnurren und mit im Bogen aufgebäumtem Rücken (dem sogenannten Katzenbuckel) sehr zuvorkommend angenommen wurde.

Nach ungefähr 10 Minuten kam ich auf der andern Seite derselben Straße wieder herab und sah zufällig hinüber auf besprochenen Laden. Und noch

stand Herr Veillard heraußen, streichelte seinen angorischen Kater und ergötzte sich an der Musik jenes wunderbaren Spinnrades, welches dieses Thier nur dann in Bewegung setzt, wenn ihm außerordentlich wohl und gehäbig zu Muthe ist.

Dem Manne waren durch das Lob erst die Vorzüge seines Katers recht klar geworden. Wenn nun schon ein freundliches Urtheil über ein Hausthier von so nachhaltiger Wirkung sich erweist, warum soll denn nicht ein freundliches Urtheil über Hausgenossen auch eine gute Wirkung haben?

16. Was die Verfolgung nützt. Alban Stolz sagte mir einmal: „Ich habe die Kapuziner sehr gern. Arm, anspruchslos, genügsam und unbekümmert um den morgigen Tag — kommen dieselben mir unter dem Clerus wie die Spatzen vor." Alban Stolz wollte damit über die armen Kapuziner keineswegs einen Tadel aussprechen. Arme Leute gehen in der Bedrängniß ihres Herzens viel lieber zu einem armen Ordensmann, ist er ihnen ja durch seine freiwillig gewählte Armuth ein Bild, wie man den bösen Gast (eben diese Armuth) geduldig durch das Jammerthal dieses Lebens tragen soll, und ist er ihnen hinwiederum anderseits eben durch seine Anspruchslosigkeit gleichgestellt — und sie haben keine

Ursache ihn um sein glänzendes Erdenlos zu beneiden. Je mehr die Kirchenstürmer und Radicalen im Schweizerland gegen die Orden wüthen, desto beliebter werden die Kapuziner, desto mehr verbreiten sie sich, und desto lieber wird ihnen das Almosen gegeben, von dem sie ihr Leben erhalten von einem Tag zum andern. Auf dem Bodensee habe ich auf demselben Schiff die Fahrt der Länge nach von Lindau bis Schaffhausen mit ein paar Kapuzinern gemacht. Beide erwiesen sich als heitere und fröhliche Kinder der freiwillig gewählten Armut, wie es den Söhnen des heiligen Franziskus zusteht. — Ich erfuhr, daß der Stand des Kapuzinerordens in der Schweiz — seit der großen Revolution der neunziger Jahre noch nie so groß gewesen sei als jetzt. Im Ganzen existiren gegenwärtig in der Schweiz über 300 Kapuziner in 22 Klöstern und 9 Hospizien. Als ich mich wunderte, wie denn das trotz der Anfeindungen von Seite der kleinen Diocletiane, welche die Kantönliwirthschaft besorgen, möglich sei, erwiederte mir einer der Kapuziner: „Ja, sehen Sie, die eigentlichen Katholiken in der Schweiz wissen, wer und was die Zeitungsschmierer und wer und was die Schreier sind, die gegen uns toben und wüthen. Nun ist der Schweizer bedächtig und durch Geschrei und Lärm läßt er sich nicht leicht ein=

schüchtern. Sie untersuchen die Schreiber und Schreier in ihrem Leben und Wirken und da kommen sie zu folgendem Schluß: Ueber wem diese — — — schimpfen, an dem muß was sein, denn was schlecht ist, das loben sie, und das hält zu ihnen. Das Schimpfen und Schmähen, die Karrikaturen und das Geschmiere der Blätter ficht uns nicht an, zu rauben gibt es bei uns nichts, weil wir arme Teufel sind; unserer Pflicht als Ordensleute kommen wir nach so gut es geht, und so haben wir das Zutrauen aller schlichten und gerechten Leute.“ — —

So sprach der Kapuziner ganz wahr und recht. Die freiwillig gewählte Armut ist eine Macht, von der sich die Zeitungsweisheit nichts träumen läßt.

17. Unbeschreibliche Stimmungen. Es war gegen Abend zu — das Schiff fuhr an dem überaus romantisch gelegenen Dorf Steckborn am Bodensee nicht weit von Arenenberg rheinabwärts auf der linken Seite vorüber. Aus dem hölzernen Schulhaus, welches auf der Anhöhe liegt, tönte der Gesang der Schulknaben wehmüthig über die Wasser hin. Die ganze Musik der großen Oper in Paris kommt einem im Vergleich mit diesen lauteren Knabenstimmen — wie eitel Spiegelfechterei vor. Hier ist alles Natur und Anmuth — Berg, Haus, Wald, Wasser und Gesang,

Gemüthsstimmen und Gemüthsstimmung, der blaue Himmel und die lachende Sonne — und in der großen Oper ist alles gemalt, die Bäume und die Felsen, die Luft und das Wasser, — die Wangen und auch sogar die Stimmen, heißt ja doch auch der verzierte Gesang: Coloratur — wörtlich: Färbung. — Der tugendhafte Wandel, den Louis Bonaparte (gegenwärtiger Franzosenkaiser) als Jüngling im nahen Arenenberg geführt — lebt noch in der ganzen Umgegend im schönsten Angedenken fort. Dieser besagte Wandel wurde eben auf dem Verdeck von einigen Herren besprochen, als der magische und ergreifende Gesang aus dem hölzernen Schulhaus in den Wellenringen der Luft über die Wasserfläche hinschwebte.

Als ich einige Wochen später im Garten der Tuillerien auf die Fenster der kaiserlichen Gemächer hinsah, fiel mir der Schulmeister von Steckborn ein, vor dessen armer Behausung Louis in seiner Jugend oft vorüber geschifft sein mag, und es tauchte die Frage auf: Was möchtest du lieber sein, ein Schulmeister von Steckborn, vorausgesetzt, daß dieser ein reines Gewissen hat, oder dieser Eindringling in die Tuillerien, der hier noch einige Zeitlang den Kaisertraum träumt, und der unter den nichtigsten Vorwänden seinen Seelenfrieden in tausend und tausend Tonnen

vergossenen Blutes ersäuft hat? Wer von Beiden kann ruhiger schlafen und ruhiger sterben!

18. Ein Stück Mittelalter. Eine wahrhafte religiöse Begeisterung muß in den Klosterschulen des Mittelalters für Gesang und Musik geherrscht haben. Noch existirt der lateinische Text und die Musik des herrlichen Liedes, mit dem Karl der Große vom ganzen Chor der Klosterschule in Reichenau (auf einer Insel des Bodensees) empfangen wurde. Der Benediktiner und Professor Brandes in Einsiedel hat dieses Lied vorzüglich übersetzt. Die Schlußstrophe lautet:

Würd'gen Lobpreis laßt uns spenden
Des Dreieinen Gottes Macht,
Der Dich durch der Franken Reiche
Unversehrt zu uns gebracht.
Sei willkommen, Königssprosse,
Karl als Christi Reichsgenosse!

Es kann angenommen werden, daß dieses herrliche Empfangslied Karl des Großen, vor dem Portale eines Domes gesungen, mehr zur Begeisterung anregt, als die verzwickte Rede eines im rechten Winkel eingebogenen Bürgermeisters, und als die mit Leinwandfetzen übernagelten und mit Wasserfarben beklecksten hölzernen Triumphbogen, in welchen die mo-

derne Zeit ihre im höchsten Grade fadenscheinigen und überaus dem Wechsel unterworfenen loyalen Gefühle an Mann zu bringen sucht.

Ein Stück musikalisches Mittelalter meinte ich im Kloster Einsiedeln bei der Vesper der Millenarium-Feier zu erleben. Ich hatte meine Position auf dem Musikchor ganz rückwärts neben den Männern von Schwyz, Uri und Unterwalden genommen, die mit kräftigen Lungen die Trompeten, Posaunen und Hörner erschallen ließen. An 12 Benediktiner aus Einsiedeln, theils Priester, theils Kleriker, wirkten auf dem Musikchor mit. Drei mächtige Violone wurden auf der rechten Seite des Chores von ihnen gehandhabt, — die Primgeiger, der Organist, der Chordirektor gehörten sämmtlich dem Orden an. Jeder spielte sein Instrument mit wahrer Liebe und Begeisterung, — da gab es nichts Handwerksmäßiges, keinen leeren Mechanismus. Der Chordirektor P. Clemens führte den Taktstock. Wenn es nun im allermindesten auf irgend einer Seite schief zu gehen schien, zog der Mißmuth über seine bewegten Züge, wie hinwiederum, wenn der Strom der Töne in voller Harmonie dahinrauschte, eine wahre Beseligung auf seinem Antlitz zu lesen war. Fand er die Orgel zu schwach oder zu stark, so wurde dieselbe mit der linken

Hand regulirt, während die rechte den Taktstock fortschwang, bald wurde der Manualcopelregister herausgezogen, — bald an andern Registern changirt, je nachdem es ihm nöthig dünkte, während der Kleriker, ein trefflicher Orgelspieler, dieses Mitwirken von Seite des Chorregenten mit aller erdenklichen Ruhe des Gehorsams geschehen ließ, und seinerseits auch wieder mit Begeisterung die Claviatur hand- und das Portal fuß-habte.

Dieses freudige Zusammenwirken in Demuth und Gehorsam, in Liebe und Begeisterung für die Kunst, bringt auch eine eigenthümliche Wirkung hervor. Die Tonmassen wogten über die Häupter der Tausende hin, die in der Kirche drunten standen, und mancher der Anwesenden, der für Musik ein Gemüth hat, — wird es noch nach Jahren zu Hause den Seinen erzählen, was das für eine schöne, herrliche Musik war, als 1861 das tausendjährige Fest in Einsiedeln gefeiert wurde.

Das Millenarium (1861) in Einsiedeln.

In dem Gotteshause zu Einsiedeln wurde Samstag den 14. September 1861 das altherkömmliche Fest der Engelweihe und zugleich das Millenarium (die tausendjährige Stiftungsfeier) seit dem Tode des heiligen Meinradus (861) festlich begangen.

Feste, welche Erinnerungen an historische Thatsachen, die vor einem Jahrtausend sich ereignet haben, im Gedächtniß auffrischen, gehören jedenfalls zu den Seltenheiten. Nicht nur die katholischen, auch die protestantischen Kantone nahmen Antheil an dieser seltenen Feier. Züricher Zeitungen erklärten schon einige Wochen früher, daß der Weg nach Einsiedeln für die Bewohner des Westens am allerbesten und am allerschönsten über die gute Stadt Zürich, dann über die Länge des Züricher See's über Richterswyl zu machen und jedem andern Weg vorzuziehen sei; ein erfreuliches Zeichen, welches besagt, wie man der Pilgrimschaft und dem Wallfahrten nicht in alle Wege sich feindlich erweist. Der Weg

über den Züricher See ist aber auch an einem schönen heiteren Tage eine Anmahnung an ein kleines Paradies. Schon am Freitag Abends sah man auf der Bahnstation zu Winterthur viele Gruppen von Pilgern und Pilgerinen aus Würtemberg und Baden. Die Schiffe über den Züricher See waren von Wallfahrern förmlich bedeckt. Auf der Poststraße von Richterswyl nach Einsiedeln zog eine Gruppe nach der andern vorüber. Es wurde von ihnen der Rosenkranz gebetet oder auch heilige Lieder gesungen.

In Einsiedeln waren die Häuser alle bis obenauf mit dichten Festons aus Tannenreisig und Blumen geschmückt, so daß ein erquickender Waldesduft von Nadelholz durch die Straßen zog. Tausende von Menschen erfüllten den Platz und die Terrassen vor der Kirche, und an der Pforte des Gotteshauses zog es aus und ein, wie in einem Bienenstock.

Die Gasthäuser waren von Leuten derartig erfüllt, daß schon am Samstag Morgens alle sich Anmeldenden zurückgewiesen werden mußten. Die Tempelsäulen des herrlichen Brunnens, der ohne Unterlaß aus siebenzehn Röhren sein eiskaltes Wasser strömt, waren ebenfalls auf und auf mit Blumen und Reisig geschmückt und die siebenzehn Messingröhren beständig von Trinkenden belagert. Von den

Thürmen und Häusern wehen Flaggen in den Kantonsfarben. Hier zieht eidgenössische Miliz auf in langen Reihen mit Musik, und dort kommen in einem Wagen die Regierungsherren von Schwyz, mit ihren scharlachroth in mittelalterliches Kostüm gekleideten Trabanten. Verschiedene Kantonstrachten erscheinen, darunter sind am auffallendsten die Frauen aus Wallis, die unter hohen Turbanen aus grüner Seide und goldenen Stickereien französisch parliren. Geistliche aus Frankreich waren über 250 anwesend, auch der Bischof von Orleans, Msgr. Dupanloup, hat sich hier einige Tage bis zum Sonntagsmorgen aufgehalten.

Einen Zusammenstrom von Menschen, wie am 14. September Abends, dürfte wohl Einsiedeln seit seinem Bestehen nicht in sein Weichbild gefaßt haben. Als es dunkel wurde, begann die Beleuchtung der Kirche, des Klosters, des großen Platzes und der Straße. Nachmittags wurde eine feierliche Vesper abgehalten und in der Gnadenkapelle von den Benediktinern das Salve Regina gesungen.

Die Beleuchtung machte deßhalb eine imposante Wirkung, weil die Lage des Stiftes und der Kirche auf einer Anhöhe, die Contouren der Balustraden und Terrassen und die rings um den Hauptplatz bildenden

Häuser zu einer Illumination wie geschaffen sind. Ober dem Kirchenportal, mit erleuchteten Säulen, strahlte in mächtigen Buchstaben der Name: Jesus. Oben an der Kirchenfronte der Name: Meinradus. An den Thurmfronten sah man Transparente. Von einem hohen Berge leuchtete ein flammendes Kreuz herunter. (Am 14. September ist auch Kreuzerhöhungs-Feier.) Ober dem wogenden Menschenmeere wogte ein Flammenmeer. Viele Häuser trugen sinnige Inschriften. Unter diesen sprach durch Poesie und Wohlklang folgende an, die in großen Antiqua-Buchstaben an einem Fenster zu lesen war:

„Zur Ehre des heiligen Meinradus † 861.

Kein loses Spiel der Welle
Im Glaubenskampf der Zeit
Lebt fort die Meinradszelle
Im Born der Ewigkeit.“

Unter den feierlichen Klängen des schönsten Geläutes bewegte sich die Prozession zu dem erhöhten, im Feuer strahlenden Altar. Der Abt des Stiftes trug das Sanktissimum, stellte es auf diesen Altar unter eine Feuersonne, und nun wurde eine Litanei gesungen, wie ich eine schönere Komposition derselben noch nie vernommen. Der Tonsatz ist uralt und heißt: „Die Einsiedel-Litanei.“ Sie ist um einen billigen

Preis mit Tonsatz bei Benzinger in Einsiedeln zu bekommen unter dem Titel: „Salve Regina. Antiphonae, Suffragia, Responsoria et Litaniae in Monasterio Einsidlensi cantari solitae in Cantu chorali cum tribus vocibus comitantibus. Editio 3. Einsidlae. Benzinger.“

Als der Gesang begann, war trotz der Tausende, die den mächtigen Platz und die Terrassen bedeckten, eine lautlose Stille. Ich habe von einer Musik noch nie eine ähnliche Wirkung empfunden. Man hörte nach und nach die Leute schluchzen und weinen. Die Nacht, die Krone der Berge, das flammende Kreuz, die Beleuchtung, der Gesang, die dem Gesang lauschende Menschenmasse, übten einen ungeheuern Eindruck aus. Nach der Litanei wurde mit dem Sanktissimum der Segen gegeben. Es waren auch Hunderte von Protestanten anwesend; anständiges Benehmen durchwegs vorherrschend. Es war Alles ergriffen. Auch Hurter schrieb einst, daß, als er noch Protestant war, diese Engelweihe-Feier auf ihn einen überaus mächtigen Eindruck geübt.

Nachdem der Segen gegeben und die Klänge einer tragbaren Orgel verklungen waren, sagte ein armes Bäuerlein, als er seine Thränen getrocknet, für sich hin, aus der Fülle seines Herzens: „Ich ver-

lange mir den Himmel nicht schöner als die Engelweihe in Einsiedeln!"

Die Prozession bewegte sich wieder zurück in die Kirche, und nun folgte das Te Deum. Ich stand auf der Gallerie ober dem Portale, von dem man auf die Gnadenkapelle hinabsieht.

Hier unten wurde der heilige Einsiedler Meinradus vor tausend Jahren von Räubern erschlagen. Aus seinem Tode blühte das Samenkorn zu einem mächtigen Baum. Die Schule von Einsiedeln ist durch tausend Jahre eine Zierde und ein reicher Segen für das Schweizerland, und zum Gotteshaus wallen die Pilger aus Deutschland, Frankreich und Italien.

Gewiß hat der demüthige Einsiedler sich nie träumen lassen, wie sein Andenken nach tausend Jahren in einem großartigen Feste verherrlicht werde, bei dem mehr Menschen anwesend sein würden, als damals das ganze Gebiet des Vierwaldstädter See's bewohnt haben.

Ich bekam im Stift in der Nähe der Kirche eine Wohnung; bis nach eilf Uhr hörte ich noch die Gesänge der Pilger, die hellbeleuchtete Kirche blieb die ganze Nacht offen, und schon um vier Uhr, ehe noch der Morgen graute, wurde (am Maria Namensfeste) das erste Hochamt gehalten.

Wer dieses Engelweihe-Fest miterlebt hat, dem wird es nicht aus dem Gedächtniß entschwinden.

Erinnerungen an Beda Weber *).

Im Jahre 1847 lernte ich Beda Weber in Wien bei Gelegenheit eines Diners kennen, zu dem Schriftsteller verschiedener Kategorien geladen waren. Ich wurde vor dem Speisen mit ihm bekannt gemacht, mir gefiel sein ganzes Wesen so sehr, daß ich ihn anging, er solle mir bei Tische die Ehre seiner Nachbarschaft erweisen. Ich besuchte ihn und er mich, es war mit ihm sehr gut zu reden, seine Art und Weise, gerade und bieder, übte einen eigenthümlichen Zauber — ich befand mich wohl in seiner Nähe.

Beda Weber war damals noch Gymnasialprofessor in Meran (als Benediktiner von Marienberg). Das Reisegeld erhielt er als creirtes wirkliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

*) Beda Weber, welcher am 28. Februar 1858 als katholischer Pfarrer zu Frankfurt und Domkapitular von Limburg starb, hat als Schriftsteller in Deutschland so viele Freunde und Verehrer gefunden, daß diese Erinnerungen an den Hingegangenen Manchem derselben nicht unwillkommen sein dürften.

Er hielt sich nur einige Tage in Wien auf — und mußte bald wieder nach dem Ort seines Berufs nach Meran zurückkehren.

Das Jahr 1848 rückte heran — wie er als Deputirter nach Frankfurt kam und dort im J. 1849 zum Dompfarrer gewählt wurde, ist bekannt.

Im Jahre 1853 besuchte Beda wieder Wien bei Gelegenheit der feierlichen Jahressitzung der Akademie der Wissenschaften, und hielt sich hier beiläufig eine Woche auf — das geschah auch in den Jahren 1855, 1856 und 1857.

Im Jahre 1853 kam er gleich nach dem Tage seiner Ankunft zu mir, nun lernte ich ihn näher kennen; wir brachten, wenn er seine Geschäfte vollendet — die Nachmittage, oft auch ganze Tage zusammen zu und zwar bei Gelegenheit gemeinschaftlicher Ausflüge in die Umgegenden Wiens. Es sind mir liebe Tage, die ich mit dem Manne verlebt; und es befällt mich eine Wehmuth, wenn ich an ihn denke. Könnte ich so gut Charakterschilderungen schreiben wie es Beda Weber verstanden hat, so wäre es im gegenwärtigen Falle besser für beide Theile, für ihn wie für mich. Was für ein unvergleichliches Buch sind nicht Beda Weber's „Charakterbilder." Wie treffend hat er den seligen Möhler und so viele

andere mehr oder minder renommirte Persönlichkeiten dargestellt.

Beda Weber, dem Schilderungen von Gegenden und Ansichten so unvergleichlich gelungen, war auch ein wahrer Naturfreund — ohne alle erkünstelte Extase. Wenn wir mitsammen einen Ausflug machten — so blieb Wahl und Arrangement ganz mir als dem Landeskundigen überlassen. Bald kamen wir in den Schönbrunner Park — bald nach Mödling, Baden, bald in den Park von Pötzleinsdorf, mit der überaus schönen Fernsicht von seinen Anhöhen, bald, wenn er erst Abends Muße fand, ergingen wir uns in den dunklen Auen des Praters. Ich habe nie ein Wort der Naturexaltation, nie einen gemachten Ausruf der Bewunderung von dem Manne vernommen — und es konnte doch auch von ihm jenes Wort gelten, welches er in seinen „Charakterbildern" von Möhler schrieb: „Er lag stundenlang an einer schönen Aussicht und schien die Bilder alle aufzutrinken aus der reichen blüthenstrahlenden Landschaft. Und nach diesem Genusse trug er sichtbar den Frühling neu und duftig in seiner Seele und ließ ihn strahlen aus dem Auge, ließ ihn rauschen im Strome seiner Rede."

Ueber die Spaziergänge mit Beda Weber kann ich wohl seinen Lieblingsdichter citiren:

Nè il dir l' andar, nè l'andar lui più lento
Facea; ma ragionando andavam forte,
Sì come nave pinta da buon vento.

Purgatorio XXIV, 1—3.

Deutsch ungefähr:

Das Sprechen und das Geh'n im Schlag der Wellen
Gleichmäßig ging es hin gleich einem Schiffe,
Wenn sich im Winde seine Segel schwellen!

Wir ritten einmal zusammen auf den Kahlenberg, auf welchem er früher noch nicht gewesen, den ganzen Weg über wurde über kirchliche und soziale Zustände gesprochen — während sein Auge ohne Unterlaß über die vielfach verschlungene Donau mit ihren Inseln und Auen schweifte — was uns alles zu Füßen lag, nach Norden weithin das Marchfeld bis an die Pollauerberge in Mähren, nach Osten bis an die alte Veste Theben in Ungarn, am letzten Vorposten der Karpathen, wo die March in die Donau fließt. Während seine leiblichen Augen sich sättigten an den vielfach sich verschlingenden Silberfäden des Stromes, der bald eine Unzahl von hellgrünen Inseln umsäumt, bald wieder wie ein breites Silberband im glitzernden Wellenspiel flattert; beschäftigte sich sein Geist mit den Wirrsalen in der Strömung der Weltgeschichte — wie sie in der Ge=

genwart vor uns lag und an uns vorüberzog. Wir ritten vom Kahlenberg hinüber auf den Leopoldsberg und gaben dort die Pferde ab.

Dort lagerten wir uns auf den Rasenhügeln hinter den Ringmauern der einstigen Burg, vor uns das Donauthal aufwärts, die blühenden Weinberge in den Abhängen und in der Tiefe, in der Ferne die schattigen Auen — das Stift Klosterneuburg — wie ein Königsbau — mit einer kolossalen deutschen Kaiserkrone und einem kolossalen österreichischen Herzogshut aus Kupfer getrieben auf zwei mächtigen Kuppeln.

Ein herrlicher Anblick. Noch entsinne ich mich des Gespräches, welches wir hier eine Zeitlang geführt; es war ihm das volle Herz aufgegangen. Ernst und Scherz zogen im bunten Wechsel an uns vorüber — wie ober dem Haupt die schweren Wolkenballen und die leichten Federwolken.

Hier stand die Burg Leopold des Heiligen — hier war es, wo Agnes, seine Gemalin, die Tochter Kaiser Heinrichs IV. und Witwe Friedrichs von Hohenstaufen, durch einen Windstoß einmal ihres Schleiers verlustig wurde — der nach 23 Tagen an einem Baum im Walde gefunden ward. An demselben Platz ließ Leopold Kirche und Kloster bauen. Es lag

nahe, über Vergangenheit und Vergänglichkeit zu sprechen. Wir gedachten der tausend und tausend Augen, die an dem prachtvollen Anblick von diesem Berge aus sich erfreut und die längst erloschen sind, wir gedachten der tausend Wanderer — die hier die liebliche Maienluft getrunken, wie sie herabströmt von den nahen Wäldern und von den Wiesen auf den hochgelegenen Ebenen, und die längst, ihren sterblichen Leibern nach, unter den schweren grüngewirkten Teppichen der Friedhöfe ruhen.

Ich meinte: bei einem so prachtvollen Anblick vergißt man alle Mühsal und Trübsal, und da erfaßt einem die Lebenslust, man möchte die Todesgedanken verscheuchen, und lieber ein Lied singen auf den holden Mai in der duftigen und klagenden Weise Heinrichs von Ofterdingen oder Wolframs von Eschlinbach oder irgend eines andern Maiensängers der alten Zeit. —

Wir hatten uns in eine Art Conversation hineingeredet, die sich in Gegensätzen erging. Die ernsthaften Anklänge fanden ihren Gegensatz im Humor, und der Humor wurde wieder durch Ernst niedergehalten.

Beda Weber erwiederte in seiner Weise Anfangs lächelnd: „Ja, weißt du, das ist eine kuriose

Geschicht*) — das Sterben. Man lebt eben gern, und der alte Göthe mit seiner freundlichen Gewohnheit des Daseins hat hierin nicht ganz Unrecht. Uebrigens hättest mit deinen Todesgedanken, die du mir da wie Uhuvögel vor der Nase vorbeifliegen lassest, schon warten können, bis wir Thalab gehen und der Abend kommt — bei der sinkenden Sonne wären sie zeitgemäßer gewesen."

Nachdem Beda Weber diesen halb scherzhaften Anfang gemacht, sah er eine Zeitlang sinnenden Auges hinab auf den weiten majestätischen Strom, der in den üppigen grünen Maienbüschen sich dahinwälzte, dann begann er zum Ernst übergehend: „Ja, das wäre freilich nach unserm Verlangen viel gescheidter, wenn wir, gleichwie der heilige Paulus sagt: ohne das alte verwesliche Gewand auszuziehen, mit der neuen unverweslichen Herrlichkeit überkleidet werden könnten, aber das geht halt einmal nicht, und darum — müssen wir nolens volens durchbrechen durch den finstern Todesgang."

Und wieder nach einer Pause des Hinaussehens und Nachdenkens sprach er:

---

*) Ein in der Conversation bei Beda Weber sehr häufig vorkommender Spruch war: „Das ist eine kuriose Geschicht!"

„Für dieses Leben hätte ich noch Einen Wunsch — es bedarf des vollen Aufwandes der Kraft, wenn ich meiner Stellung in Frankfurt genügen will. Kann ich das nicht mehr, so möchte ich die Stelle nicht als eine Sinekur betrachten, ich würde mich pensioniren lassen, die Frankfurter Herren sind nobel, auch die Protestanten, das muß man ihnen lassen — ich bekäme sicher eine anständige Pension, bedürfte deren auch für literarische Behelfe, und dann möchte ich so ein paar Jahre noch der innern Sammlung und einiger wissenschaftlicher Arbeiten leben, zurückgezogen in irgend einen Winkel meines Vaterlandes."

Schon früher einmal schrieb er mir u. A. in einem Brief: „Es ist ein Drang, der mich zurückzieht in die stille Gebirgswelt, in mein tirolisches Vaterland, aber nicht in ein Geschäftsleben — sondern in eine Einsiedelei." —

Es war gewiß ein bescheidener Wunsch des Mannes, und ich weiß, er ging ihm vom Herzen. Im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen. Beda Weber fiel im eigentlichen Sinn des Wortes auf dem Schlachtfelde — er ist der Anstrengung in der Seelsorge erlegen. Jedesmal saß er stundenlang im Beichtstuhl, an Samstagen und Vorabenden von Feiertagen und dann auch Sonntags und Feiertags

schon am Morgen von 4 Uhr an, und dann ging es auf die Kanzel, und seine Stimme hatte wohl über eine Stunde die weiten mächtigen Hallen eines der größten Dome Deutschlands zu erfüllen, oft predigte er zweimal an Einem Tage. Dazu kamen die unaufhörlich sich anhäufenden Geschäfte — Besprechungen, und das zu kleine Ausmaaß der Ruhe und Erholung. Selbst als die Nachlassung der Kräfte schon sichtbar eintrat — wollte er sich trotz des Rathes von ärztlicher Seite — in der Erfüllung seines Berufes nicht hindern lassen.

Einmal machten wir zusammen einen Ausflug ins Chorherrenstift Klosterneuburg. Der Stiftsprobst und die Chorherren erwiesen ihm alle Aufmerksamkeit. Im Fahren nach Wien zurück besprach er mit sichtlichem Vergnügen die gesehenen Personen und Sachen. Noch entsinne ich mich manches seiner Aussprüche und Urtheile, die eben auch von seinem Charakter Zeugniß ablegen. Er sagte: „Aus langjähriger Erfahrung verstehe ich mich aufs Stiftsleben und meine wohl, daß ich darüber ein Urtheil habe. Abgesehen von dem großartigen Haus mit seiner denkwürdigen Geschichte und mit seinen wundervollen Hallen gothischer Baukunst und allem andern Merkwürdigen — haben mich die Leute angesprochen. Es

ist unter ihnen ein sichtlich schönes, friedliches Verhältniß — das sich für den Kenner nicht erst machen läßt — wenn es nicht faktisch da ist. Gute Manieren thun dem geistlichen Sinn noch keinen Abbruch, wie man manchmal des Dafürhaltens ist: daß sie es thun. Auch die Aufmerksamkeit auf die neuesten Erzeugnisse der Literatur macht einen wohlthuenden Eindruck. Der geistliche Wandel bedingt nach Außen keine Düsterkeit und abstoßende Härte. Ein reger Sinn für Wissenschaft bringt zumeist in einem Ordenshause auch gute Manieren mit sich, natürlich verstehe ich darunter keine geckenhaften Grimassen — sondern jene wohlthuenden und versöhnlichen Lebensformen, die man überhaupt von gebildeten Menschen zu fordern eine Art Recht hat. Ich danke dir für den heutigen Tag, er war mir ein lieber Tag, und ich möchte gern einmal das Gesehene und Erlebte in einem Bild zusammenfassen." —

Dazu ist nun Beda Weber bei seinen überhäuften Berufsgeschäften nicht gekommen — es müßten denn Aufschreibungen noch in seinen Papieren sich vorfinden. Aus seinen gesprochenen Worten aber geht jener versöhnliche Geist hervor, der, ohne der Kirchenlehre und Zucht etwas zu vergeben, doch immer die beste Wirkung macht, und dem auch seine große

Wirksamkeit in den verwickelten Verhältnissen zu Frankfurt zum Theil zugeschrieben werden muß.

Zum letzten Mal brachte ich in Beda Weber's Gesellschaft zu den 1. Juni 1857. Es war Pfingstmontag und wir beide in der Umgegend Wiens zum Speisen geladen. Beda kam um 12 Uhr Mittags in meine Wohnung. Der Regen goß ohne Aufhören in Strömen. Auf den nahen Standorten für Wagen war kein Fiaker aufzutreiben; und so blieben wir nun beisammen zu Hause bis 8 Uhr Abends, bald lesend, bald sprechend, bald wieder hinaussehend auf den grünenden und blühenden Frühlingsschmuck des Glacis der Baumgänge vor dem Stubenthor, durch den unermüdlich neu sich webenden Regenschleier, aus ungewöhnlich dichten Wasserfäden gewoben.

In ihm fand sich eine schöne Harmonie von Ernst und Milde — von Charakterfestigkeit und versöhnlichem Wesen, sein Auftreten imponirte — konnte aber auch die Herzen gewinnen. Er schmähte nie, auch nicht über seine erbittertsten Gegner. Als ich eines bekannten Schriftstellers erwähnte, der vor Jahren in wahrhaft giftiger Weise — mit aller Perfidie und Hinterlist ihn durch Verläumdung angriff — erwiederte er lächelnd: „Ja, das muß man bei ihm nicht so genau nehmen, es ist ihm

gewiß selbst nicht wohl bei seiner Verbitterung gegen die ganze Menschheit — er ist eben eine Wespennatur, und das Stechen gehört zu seinem Instinkte — und aufhören wird er erst dann, wenn der schwarze Peterl mit ihm den letzten Witz macht."

Außer dem Verständniß der lateinischen und griechischen Klassiker — die sich Weber als langjähriger Gymnasialprofessor — ex professo erworben hatte — war er ganz besonders in der italienischen Literatur zu Hause und hier wieder Dante sein Lieblingsdichter, den er mit einer gewissen Eifersucht — mit der Eifersucht des rechten Kenners und Liebhabers zu bewachen und zu vertreten wußte.

In irgend einer Stelle seiner Schriften, die ich nicht genau zu citiren weiß, nennt er treffend Jenen gegenüber, die den Ariost dem Dante an die Seite stellen wollen — den ersten einen Hanswurst Dante's.

Doch auch in solchen Fällen verließ ihn die wohlthuende Ruhe nicht, die seine Begeisterung immer im schönen Maß zu erhalten wußte, als ob er sich auch hier seines Dante Spruch zum Vorbild genommen hätte:

Cosí dicea, segnato della stampa
Nel suo aspetto di quel drîtto zelo,
Che misuratamente in core avvampa.

Purgatorio VIII. 82—84.

Deutsch ungefähr:

So sprach er und sein Antlitz glich dem Bilde
Des edlen Eifers, der in seinem Herzen
Wie eine Flamme leuchtet sanft und milde.

Beda erzählte mir beim letzten mündlichen Verkehre mit ihm über zwei Schriften, an denen er arbeite, eine über konfessionelle Zustände in Süddeutschland, die andere: über die Humanisten in Italien.*)

Es war der letzte freundliche, liebe Tag, trotz des Wetters von Außen, den ich mit dem seltenen Menschen zugebracht. Am Dinstag darauf reiste er ab — ich ging noch zur Stunde seiner Abfahrt ins Hotel zur Kaiserin von Oesterreich, wo er logirte — er lud mich wiederholt ein, nach Frankfurt zu kommen. Ich geleitete ihn zum Wagen, der ihn zum Bahnhof führte und wir nahmen herzlichen Abschied. Beim kerngesunden Aussehen des Mannes, der trotz seinen 59 Jahren in den Vierzigen zu stehen schien, dachte ich nicht daran, daß dieser Gruß der letzte sein sollte — für diese vorübergehende Welt.

*) Die eine dieser Schriften, deren letzten Bogen er einige Tage vor seinem Tode corrigirte, erschien unter dem Titel: „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben. Kirchheim in Mainz.“ Was aus seinen Studien über die Humanisten in Italien geworden ist, weiß ich nicht. Wer hat die Papiere Beda Weber's bekommen? Das sollte man doch in Frankfurt erfahren können.

Weil wir Dante's hier schon zweimal erwähnt, so soll es auch zum dritten Mal geschehen — und wir wollen im mächtigen Flügelschlag des hochbegeisterten christlichen Sängers bei der Trauer um den von der Erde Geschiedenen — uns an jenen Ort im Glauben erheben, den wir einst zu schauen hoffen — an jenen Ort — an den zu kommen im wahren Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit — auch der Hingeschiedene in seinem Erdenleben gehofft hat.

Der Sänger beginnt den 27. Gesang des Paradieses:

Al Padre, al Figlio, allo Spirito Santo
Cominciò gloria tutto il Paradiso,
Sì che m' inebriava il dolce canto.
Ciò, ch'io vedeva, mi sembrava un riso
Dell' Universo: perchè mia ebrezza
Entrava per l'udire e per lo viso.
O gioja! o ineffabile allegrezza
O vita intera d'amore e di pace!
O senza brama sicura ricchezza!

Deutsch ungefähr!

Dem Vater, Sohne und dem heil'gen Geiste
Ein Paradieses-Gloria wird gesungen,
Ein süßer Klang, der durch die Himmel kreiste.
Zu lächeln schien des ganzen Weltalls Weite,
Es war durch Aug und Ohr in mich gedrungen
Des Himmels Wonne, die mein Herz erfreute.
Wer wagt des Jubels Größe zu verkünden,
Dies Leben voll von Liebe und von Frieden,
Wo Sättigung ist, ohne Gier zu finden!

Das Grab Beda Weber's und Leichen-Reden.

Es war Abend und Vollmond, als der Schreiber dieses im Herbst 1860 die zauberischen Ufer des Rheins von Koblenz bis nach Mainz passirte. Man verliert von der Bahn aus den Strom selten aus den Augen; die berühmten, wegen ihrer herrlichen Lage gefeierten Städte und Weiler, Ruinen und Schlösser, mit reichen historischen Erinnerungen an die alte Zeit, rollen am Auge vorüber — und der Mond gießt unablässig seine silbernen Strahlen in die funkelnden Wellen. Bald sehen die dunklen Mauerbogen des Königstuhls von Rhense herauf, bald ragen uralte Kirchenthürme in die Luft, bald saugen altergraue gothische Kirchen die Mondesstrahlen ein und die Steinrosen in den Spitzbogen der Fenster, welche Winter und Sommer ihre Blüthenpracht gleich entfalten — ragen über die Traurigkeit der unter ihnen liegenden Friedhöfe hinaus, als hoffnungsreiche Symbole der ewigen Blüthe, mit der einst die unsterb-

liche Menschheit gekrönt wird; bald geht es vorüber an lieblichen einsamen Gehöften und Häusern, die um und um mit dunklem Rebenlaub versponnen sind und aus denen die Lichter magisch herausscheinen. Der Bahnzug kommt gegen Mitternacht nach Mainz — ich wollte dort übernachten; es kam mir aber der verstorbene Freund Beda Weber in den Sinn und so beschloß ich noch weiter nach Frankfurt hinüberzufahren, um dort eine alte Schuld abzutragen.

Wiederholt hatte mich Beda Weber zu sich nach Frankfurt geladen, wiederholt hatten wir beschlossen, mitsammen nach Paris zu gehen. Als er im Jahre 1857 zum letzten Male in Wien war und ich von ihm Abschied nahm, legte er mir's nochmals dringend an's Herz, diesmal nicht wieder auf Frankfurt zu vergessen. Das Jahr darauf wurde der edle, vortreffliche Mann in Mitte seiner Arbeiten abgerufen. Als wir in Wien zum letzten Male schieden, dachte er kaum daran, daß ich seiner Einladung nachkommen, aber ihn nicht in seinem Hause, sondern in seiner stillen Wohnung vor dem Eschenheimer Thor besuchen werde. —

Es war schon Mitternacht vorüber, als der Zug in Frankfurt ankam. Die Stadt ist mir zur Genüge bekannt — sie übt einen nachhaltigen Zauber

nur auf Handelsleute — wohl mag auch mancher deutsche Plauderer sich im Traume an die einstens geträumte Herrlichkeit, an die verschiedenen Krakehle erinnern, die er im Jahre 1848 in der Paulskirche zum Heile des deutschen Vaterlandes losgelassen hat, so daß selbst, wie gewissenhafte Reisende berichten, in jener Zeit die Laternenanzünder am stillen Ozean einige Wochen lang ihres beschwerlichen Amtes nicht walten durften, von wegen des Lichtstromes, den Geist und Beredtsamkeit in jenen Tagen von der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser aus, weit über unsere Halbkugel hinüber ergossen haben.

Es war ein Sonntagsmorgen; ich schritt durch die mir von früherher bekannten Straßen gegen den Dom zu, dessen Restauration noch ein Werk des thatkräftigen Beda in seinen letzten Lebensjahren gewesen; er erzählte mir, wie er vom Kaiser von Oesterreich in einer Audienz huldvoll empfangen wurde und eine ansehnliche Summe für diese Restauration bekam — für die Herstellung eines denkwürdigen Baues — der so oft die Krönung römisch-deutscher Kaiser aus dem Hause Habsburg in seinen alten Mauern erlebt hat.

Die Räume des Domes waren schon am Morgen um 7 Uhr gefüllt. Später sah ich im Vor-

übergehen in die Paulskirche hinein. Es läßt sich kaum etwas Abgeschmackteres denken, ringsum amphitheatralische Holzsitze — im Anblick dieser öden Räume kann ein Christenmensch eben so wenig erbaut werden, als hier das germanische Reich trotz dem schrillenden Kellengeklingel so vieler Maurer, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, erbaut worden ist und hier erbaut werden wird!

Der Frankfurter Gottesacker liegt weit außer Frankfurts Mauern. Man braucht mittelst Fiaker eine Viertelstunde. Es ging hinaus beim langweiligen Eschenheimerthor, vorüber an Landhäusern, deren Besitzer Goethe'sche Phantasie benöthigen — um sich einzubilden, das dürftige Gebüsch, mit dem sie ihr Mauerwerk nach einer oder der anderen Seite hin umstellt haben, könne für eine Art Park oder Garten gehalten werden. Der Gottesacker selbst ist hingegen sehr schön. Alleen und Bäume aller Gattung geben den Stein-Denkmälern ein gutes malerisches Relief. Fadere, abgeschmacktere, in ihrem ganzen Anblick trostlosere Gottesäcker, als die für und um Wien, dürfte es kaum geben. —

Es wurde eben eine Leiche in das Grab gesenkt und ein Pastor sprach am Grabe die Leichen-Rede. Zwei Mädchen, schwarz gekleidet, standen zu

Häupten des Grabes und hielten Seidenpfühle, auf denen reiche Blumenkränze lagen. Ich hörte die Rede mit an. Der Pastor hatte einen sehr guten fließenden Vortrag — es freute mich, daß wiederholt positiv christliche Momente vorkamen, daß klar und deutlich ausgesprochen wurde, Christus sei Leben und Auferstehung — er die alleinige Hoffnung. Die Zuhörer waren ergriffen; ein offenes Grab, in welches so eben ein Sarg mit Stricken schwankend hinabgesenkt wird, ist allerdings eine gute Basis zu einer erbaulichen Rede. Ich machte hier aber wieder neuerdings die Erfahrung: daß Leichenreden im Allgemeinen — und für jeden Hingegangenen, dessen Verwandte eben die Mittel haben, einen Leichenredner zu honoriren — nicht anzuempfehlen sind. Irgend ein bärbeißiger Parlamentirer könnte auch in dieser Aeußerung wieder einen fanatischen Ausfall gegen Akatholiken wittern.

Für derlei zartfühlende Seelen sei hier bemerkt, daß in manchen Gegenden auch bei den Katholiken Leichenreden üblich sind und daß von den Leichenreden bei den Katholiken hier dasselbe gesagt sein soll, was über jene bei Protestanten gesagt worden ist.

In der angezogenen Rede über den Verstorbenen kam wiederholt vor: „Wie er unablässig gestrebt habe,

Gedanken der Kunst zu verwirklichen, wie künstlerische Ziele ihm vor Augen geschwebt — wie das Gestalten und Schaffen im Gebiete der Kunst bis in seine letzte Lebenszeit ihm am Herzen gelegen sei u. s. w.; auf derlei Aeußerungen hinauf muß man sich nun ganz folgerichtig denken: da ist sicher irgend ein renommirter Maler oder Bildhauer gestorben. Als ich mich an einen neben mir stehenden Herrn wendete und leise fragte: ob der Verstorbene irgend ein bekannter Maler oder Künstler gewesen sei, wurde mir ein sehr trockenes „Nein" und weiter nichts zur Antwort. Nachdem ich nun ähnliche Redensarten über den Verstorbenen weiters vernahm, fragte ich einen anderen weiter vom Kreise wegstehenden Herrn: wer denn der Verstorbene seiner Beschäftigung nach gewesen sei? Dieser antwortete mir: "Er wisse es nicht." Während dem ging die Rede, deren Verdienst in positiv ausgesprochenen christlichen Lehrsätzen ich mit Freuden anerkennen will, so wie ich auch dem Redetalent des Pastors nicht den mindesten Abbruch thun möchte, zu Ende. Zuerst warfen die Mädchen (entferntere Verwandte des Verstorbenen, die nächsten gehen hier nie zur Beerdigung) ihre Kränze in den Grabesschlund, und die Todtengräber begannen mit den Schaufeln ihr Werk. Der Pastor betete ein

Vater Unser. Die Anwesenden entfernten sich erst, nachdem der Grabeshügel sich wölbte. Nun bestimmte ich einen der Todtengräber, mich zum Grabe des Stadtpfarrers Beda Weber zu führen. Der Mann zeigte sich natürlich sogleich bereit. Auf dem Wege durch die Gräberstraßen fragte ich ihn, wer denn eigentlich Der gewesen sei, den sie so eben begruben? Ich erhielt zur Antwort: „Ein Buchbinder!" — Nun war mir es erst klar geworden, warum der erste Angeredete so frostig auf meine Frage geantwortet. — Er hatte den komischen Abstand zwischen meiner Vermuthung, die übrigens ein nothwendiges Resultat der Kunstemphase in der Rede war, und zwischen der Beschäftigung des Verstorbenen, welcher der Gefragte höchst wahrscheinlich auch angehören mochte, herausgefühlt, und wollte aus dem begreiflichsten Grunde mir nicht die Täuschung enthüllen.

Ich bin weit entfernt, sagen zu wollen, daß nicht auch ein Buchbinder in seiner Art ein Künstler sein könne, aber jeder vernünftige Buchbinder wird selber zugeben, wie eine Leichenrede über ihn, in welcher derartig über Kunst gesprochen wird, daß die vorkommenden Redensarten auch für einen berühmten Maler oder Bildhauer zur Genüge ausreichen möchten, ihm selber nicht angenehm wäre

Ich will auch dem Pastor nicht wehe thun, er wollte eben in gewählten Worten über den Verstorbenen etwas sagen, das auch zugleich bei den anwesenden Lebenden einen guten Anklang finden sollte. Das Mißständliche in der ganzen Geschichte liegt eben in dem Umstande, daß für Jeden, dessen Hinterbliebene es wünschen, eine Grabesrede gehalten wird. Was soll man denn da sagen? Es ist schwer, immer im Allgemeinen zu sprechen, weil man sich wiederholt, und es ist schwer, in Einzelnheiten sich zu ergehen und über das specielle Leben, wenn der Verstorbene nicht in irgend einer Richtung wirklich ausgezeichnet, aber auch ein guter Christ gewesen, sich einzulassen. Wie oft kommt es dann vor, daß die Verwandten eine Grabrede über einen Mann wünschen, bei dem man christlicher und ehrenhafter Weise rein nur über das Thema sprechen könnte: „Richtet nicht, so werdet auch Ihr nicht gerichtet werden, verdammt nicht, so werdet auch Ihr nicht verdammt werden."

Was soll man aber erst dann sagen, wenn sich ein Pastor so weit vergißt: einen Selbstmörder, den die irdischen Folgen finsterer Leidenschaften so weit getrieben haben, daß er in der Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt, ohne ein Wort des Bedauerns

und Verurtheilens der dunklen That, mit einem Glorienschein zu umflechten, ihn zu preisen, seiner Tugenden wegen zu rühmen, ihm gute Eigenschaften rein noch hinaufzulügen, da er notorisch im Leben gerade die entgegengesetzten schlechten aller Welt kundgegeben hat? Da hört sich Alles auf. Ein Benehmen dieser Art ließe sich weder als christlich noch als ehrenhaft bezeichnen. Der Mantel der christlichen Liebe hat auch seinen Saum — über notorische Thatsachen läßt er sich einmal nicht werfen und ausdehnen, da ist er zu kurz, und das verlangt auch das christliche Gesetz nicht. Das Gericht über den Todten auszusprechen, steht allerdings dem Menschen nicht zu — er soll nicht verdammen — aber eben so gut kann auch das Seligpreisen trotz gegründet vorliegenden Thatsachen der Sünde, zur Sünde und zum Unsinn werden. Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, daß bei einem begüterten Selbstmörder eine Leichenrede von einem Pastor gehalten wurde. Es war die erste, die ich hörte, und sie kam mit dem ganzen ersten frischen Eindruck an mich heran. Ich weiß noch die mißbilligenden Worte, die der Redner der Thatsache gegenüber aussprach: „Du hingegangener Bruder, daß Du Dich selber aus dem Le-

ben geschafft, das wollen wir zwar nicht billigen und gutheißen.“ Dieser Satz war wohl sehr gelinde, es lag aber wenigstens ein leises Streben darin, dem öffentlichen Gefühl für Religion und Sitte sein Recht angedeihen zu lassen; das Volk, welches den Redner umstand und dem die sonstigen nicht lobenswerthen Eigenschaften des Verstorbenen bekannt waren, fand diesen gar zu leise auftretenden Tadel komisch, und meinte in seiner derben Weise: „ein armer Teufel wäre so leichten Kaufes nicht davongekommen.“ Zudem ist es auch gesundheitsrücksichtlich nicht angenehm, im Freien, bei kaltem feuchten Wetter Reden zu halten und solche anzuhören, abgesehen davon, daß die Verklärung von Hingegangenen in Bausch und Bogen und durch die Schablone hindurch eher eine heitere als eine ernste Wirkung macht. Leichenreden im Allgemeinen eingeführt, d. h. für Jeden, für den eine solche gewünscht wird, gehalten — haben Nichts für sich und Vieles gegen sich.

Nun kam ich zum beabsichtigten Besuch. Die katholischen Geistlichen Frankfurts haben eine eigene Grabstätte, wenigstens ruhen sie alle auf demselben Platze an- und nebeneinander.

Auf dem Grabe Beda's steht ein Stein mit einem gothisch auslaufenden Spitzbogen und in einer Nische

die Statue Christi, als Salvator, mit zum Segen erhobener Hand.

Oben die Inschrift: „Ego sum resurrectio et vita.“ Unten am Sockel: „Beda Weber parochus natus die 26. Oct. 1798. def. 28. Febr. 1858.“ Die einfache Inschrift scheint nach seiner eigenen Anordnung zu sein. Er war auch Kanonikus des Kapitels von Limburg. Man spricht von einem einmal während seiner Wirksamkeit in Frankfurt nicht von ihm ausgegangenen Antrag: die Stadtpfarrei in Frankfurt zu einer infulirten Propstei zu machen; allein angebliche Rücksichten, denen der Hingeschiedene durchaus nicht entgegentreten wollte und die er ungehindert walten ließ, verursachten, daß die Sache beim Alten blieb. So wurde wenigstens mir von einer dritten Seite her erzählt.

Frische wohlgepflegte Blumen zieren den Grabhügel, auch liegen Blumenkränze darauf. Der Hingegangene lebt in Frankfurt im besten gesegneten Andenken. Eine klare Sonne beleuchtete den Gottesacker, die Denksteine schimmerten hell aus den Thujen, Trauerweiden und sonstigen Bäumen, ich gedachte der heiteren, gemüthreichen Stunden, die ich mit dem jetzt zerbrochenen Menschengebilde da drunten durchlebt, und sendete seinem Geist den Wunsch der

Kirche nach: Möge er die selbstbewußte in Gottesfrieden und Gottesfreude selige Ruhe finden, von der wir im Gewande der Sterblichkeit, nur in Gewissensruhe eine ferne Ahnung haben. Als ich zur Pforte des Friedhofes ging, trugen sie eben wieder einen Todten heraus. — Beim Zurückfahren nach Frankfurt kamen mir allerhand Gedanken in den Sinn. Erst die Revolte des achtundvierziger Jahres gab Veranlassung, daß dieser gewiß seltene, hochbegabte Geist, vom kleinen Katheder eines Landgymnasiums in Oesterreich, abgerufen und einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis im Auslande bekam. In der That: dem Umstand, daß man oft aus sehr kleinlichen Rücksichten Talente — im Schweißtuch einer kleinen drückenden Stellung aufbewahrt hat, will sagen: sie im rechten Sinn des Wortes an irgend einem unbedeutenden Ort rein verkümmern ließ, statt sie in der Kirche Gottes auf reiche Zinsen anzulegen — dem Umstand ist kein geringer Theil des hereinbrechenden Verderbens zuzuschreiben. Herrscht als Gegensatz dazu auf einflußreichen Stellen die leidige Beschränktheit des Geistes, so wird geistige Begabung zur Sünde gerechnet und geistiges Streben mit Verfolgung bedacht. Erst in seinem 50. Lebensjahre bekam Beda Weber Gelegenheit, seine Rednergabe und sein gesellschaftliches

Talent, das in seiner Stellung nothwendig war, in einem weiten Kreise nützlich anzuwenden und vor Allem als Schriftsteller mit jenem Selbstvertrauen aufzutreten, welches im Zwang und Drang einer kleinen Stellung an einem kleinen Orte gar nicht zum klaren Bewußtsein und zum rechten Muthe kommt. Doch, so war es Gottes Zulassung.

Als es schon gegen das Eschenheimerthor zuging, blätterte ich in der kleinen Florentiner-Taschenausgabe Dante's — und kam gerade auf den Anfang vom Canto 23. (L'inferno).

Taciti, soli, senza compagnia
M'andavam l'un dinanzi e l' altro dopo,
Come i frati minor vanno per via.

Man darf hier nur statt gingen — gehen sagen, um den besten Schluß eines Spazierganges unter Lebendigen und Todten, und eine geeignete Betrachtung am Grabe eines Freundes zu bekommen.

So gehen hin wir — einer nach dem andern,
Schweigend, einsam und für sich ein Jeder,
Wie Minderbrüder*) auf der Straße wandern.

---

*) So pflegten damals die Söhne des heiligen Franziskus (Minderbrüder genannt) auf der Straße zu gehen.

Berichtigung.

Seite 378, Zeile 2 von unten short statt shont.

In

Wilhelm Braumüller's k. k. Hofbuchhandlung
in Wien

sind noch folgende Werke von dem Verfasser dieser Schrift,

Dr. Phil. et Theol. **Sebastian Brunner,**

vorräthig:

Der Babenberger Ehrenpreis. Zweite Auflage. Regensburg 1846.
Die Welt ein Epos. Dritte Auflage. Regensburg 1846.
Der Nebeljungen Lied. Dritte Auflage. Regensburg 1852.
Der deutsche Hiob. Zweite Auflage. Regensburg 1846.
Blöde Ritter. Gallerie deutscher Staatspfiffe. Regensburg 1848.
Schreiberknechte. Regensburg 1848.
Einige Stunden bei Görres. Regensburg 1848.
Des Genies Malheur und Glück. Zweite Auflage. 2 Bände. Regensburg 1847.
Die Prinzenschule zu Möpselglück. 2 Bände. Regensburg 1847.
Geschichte von Wiener-Neustadt. Wien 1842
Das Heil aus Sion. Zweite Auflage. Wien 1845.
Homiletik der Neuzeit. Regensburg 1849.
Das deutsche Reichsvieh. Zweite Auflage. Wien 1849.
Fremde und Heimat. 2 Bände. Zweite Auflage. Wien 1849.
Diogenes von Azzelbrunn. Zweite Auflage. Wien 1853.
Hurter vor dem Tribunal der Wahrheitsfreunde. Regensburg 1849.
Jerusalem. Von Mislin. Frei aus dem Französischen. Regensb. 1844.
Mane Tekel Phares. Ein letztes Wort an die armen Reichen. Zweite Auflage. Regensburg 1851.
Aus dem Nachlasse des Fürsten Alexander Hohenlohe. Regensburg 1851.
Kirchen- und Staatsgedanken. Wien 1851.

Homilienbuch für das katholische Kirchenjahr. 2 Bände. gr. 8. Regensburg 1851.

Rom und Babylon. Betrachtungen über confessionelle Zustände der Gegenwart. Regensburg 1852.

Die katholischen Festtage. Regensburg 1854.

Monarchie und Politik. Aus dem Spanischen des Bischofs Palafox. Wien 1853.

Thomas a Kempis Nachfolge, übersetzt mit Gebeten. Wien 1853.

Sternkalender für 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858 und 1859. Wien.

Kirchenzeitung, Wiener. 1848, 1849, 1850 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858, 1859, 1860, 1861.

Das Hohenpriestergebet Jesu Christi. (Johannes XVII.) In Homilien für die Fastenzeit. Regensburg 1855.

Paulus in Athen. Ein Spiegelbild unserer Zeit. Acht Vorträge, gehalten in der Universitätskirche. Wien 1856.

Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk. Regensburg 1855.

Büchlein gegen die Todesfurcht. Wien 1856.

Brunner, Sebastian,

Unter Lebendigen und Todten Spaziergänge in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz. Von Sebastian Brunner

Wien 1862